

Widukind

Geschichte eines Rebellen



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Die Flüsse und Wälder der Sachsen	3
Geburt in unruhigen Zeiten	16
Der junge Krieger	25
Stimmen der Freiheit	33
Widukinds Schwur	42
Blutsbande und Fehden	49
Begegnung mit den Franken	56
Das erste Gefecht	63
Die Schatten des Kreuzes	70
Bündnisse mit den Sachsenstämmen	77
Die Franken schlagen zurück	84
Verrat im eigenen Lager	91
Das Heer aus dem Westen	97
Brandschatzung und Blutopfer	103
Die große Schlacht an der Weser	109
Sieg und Stolz – ein kurzer Triumph	115
Die Rache des Kaisers	121
Die Zwangstaufen von Verden	127
Exil in Dänemark	132
Die Rückkehr nach Sachsen	138
Der Funke des Widerstands	143
Der letzte Aufstand	149
Das Bündnis zerbricht	154
Gefangenschaft und Demütigung	160
Taufe in Attigny	165
Ein neuer Name, ein neues Leben?	171
Die Stille nach dem Sturm	176
Legenden und Lieder	181
Der Schatten über Karl	186
Die Erinnerung der Sachsen	191
Widukind – Rebell und Symbol	196
Nachhall der Jahrhunderte	201
Zwischen Mythos und Wahrheit	205
Das letzte Heulen	210
Impressum	215

Die Flüsse und Wälder der Sachsen

Ich sag's dir gleich, damit du gar nicht erst denkst, hier kommt irgendein strahlender Held angeritten: Widukind war kein heiliger Ritter, kein feiner König mit glänzendem Schwert und schon gar nicht der Typ, der sich morgens die Haare kämmt. Wenn er überhaupt Haare hatte, dann voller Flöhe, Schweiß und Bier. Und wenn du denkst, das sei ein Anfang für eine Heldenlegende, dann halt dich fest, Freundchen, denn das hier ist die Geschichte von einem Typen, der so tief im Dreck lag, dass er höchstens den Mond anfurzen konnte – und trotzdem haben sie ihn am Ende einen Helden genannt.

Die Flüsse der Sachsen, ja, die waren schön. Schön wie eine volle Weinflasche kurz vorm ersten Schluck. Schön wie eine Frau, die dich noch nicht mit der Bratpfanne aus der Hütte gejagt hat. Aber die Wahrheit? Diese Flüsse stanken. Algen, verrottetes Holz, Tierkadaver – und trotzdem hast du daraus getrunken, weil's keine Kneipe an der Ecke gab. Die Wälder waren dicht, dunkel, so dicht, dass du dachtest, die Götter hätten sie extra gebaut, damit sich da einer wie Widukind verstecken konnte, wenn er wieder mal einen Franken auf die Fresse gehauen hatte.

Und Widukind wachte oft im Dreck auf. Nicht in seidenen Laken, nicht in Palästen. Sondern im Matsch, neben einem Pferd, das genauso verkatert war wie er selbst. Das ist kein Märchen, sondern die nackte Wahrheit: Helden schlafen selten in Betten. Sie kotzen in die Büsche, schnarchen auf Baumstümpfen und träumen davon, dass die ganze verfluchte Welt sie endlich in Ruhe lässt.

Die Sachsen damals – das waren keine Philosophen, keine Poeten, sondern Prügler, Trinker, Halsabschneider. Und Widukind? Er war ihr lautester Maulheld. Er konnte reden, wenn er halbwegs nüchtern war, reden wie ein Marktschreier mit einer Faust voller Argumente. Die Leute hingen an seinen Lippen, nicht weil er Weisheit predigte, sondern weil er sagte, was jeder dachte, aber keiner so grob auszusprechen wagte: „Die Franken sind Arschlöcher, die Kirche ist ein Knebel, und wenn sie uns alle taufen wollen, dann taufe ich sie lieber in meinem eigenen Pisspott.“ So ungefähr klang das.

Wenn du dir die Geschichte vorstellst, dann mach den Fehler nicht, sie sauberzuwaschen. Kein edler Glanz, keine schöne Rüstung. Alles war dreckig: die Hütten, die Flüsse, die Frauen, die Männer. Alles roch nach Rauch, Schweiß und Blut. Und mittendrin ein Mann, der zu großmäulig war, um die Schnauze zu halten, und zu stur, um den Franken die Knie zu küssen.

„Helden“, so sagt man, „werden geboren.“ Blödsinn. Helden werden gemacht, und meistens werden sie in der Scheiße gemacht. Widukind war einer von denen, die das Pech hatten, in einer Welt aufzuwachsen, in der jeder entweder Opfer oder Schläger war. Er entschied sich für die zweite Variante. Und er war verdammt gut darin.

Manchmal wache ich selbst auf – Kater, Kopfschmerzen, Herz voller Schmerz – und denke: Vielleicht war ich in einem früheren Leben auch so ein Sack wie Widukind. Immer am Rand, immer gegen den Strom, immer bereit, irgendwem die Nase zu brechen, wenn er zu laut von Gott schwafelte. Das ist vielleicht die einzige Gemeinsamkeit, die ich mit dem Kerl habe: dieses tiefe, bittere Gefühl, dass die Welt dich verarschen will, und dass du nur eine Chance hast, wenn du härter zurückschlägst, als sie dich trifft.

Und so beginnt es: nicht mit Ruhm, nicht mit Ehre, sondern mit einem Kerl, der im Wald im eigenen Erbrochenen liegt, die Sonne verflucht, den Gott der Franken auslacht und dabei schon halb plant, wie er beim nächsten Gelage die Burschen dazu bringt, ihm zu folgen. Nicht, weil er der Klügste war. Nicht, weil er der Stärkste war. Sondern, weil er derjenige war, der den größten Mund hatte.

Nenn uns Barbaren, wenn's dich glücklich macht. Häng das Wort wie einen stinkenden Fisch an die Tür deines feinen römischen Badehauses, klatsch es in deine Chroniken, lass deine Mönche es mit Tinte schreiben, die sie aus Galle und Moral kochen. Wir werden trotzdem hier draußen sein: im Nebel, in den nassen Pelzen, in Hütten, die aus Brettern, Knochen und schlechtem Glück zusammengehalten werden. Und wenn jemand fragt, was wir von der Zivilisation halten, dann lachen wir, so wie man lacht, wenn der Wirt zu viel Wasser ins Bier kippt – mit diesem Ton, der sagt: Freundchen, du verwechselst uns mit Leuten, die sich betrügen lassen.

Barbaren. So nannten sie uns, weil wir keine Orden trugen, weil unsere Gottheiten nicht auf Goldplatten gelegt wurden, sondern auf die Zunge, wenn der Mut fehlte. Weil unsere Gesetze kürzer waren als ihre Gebete und unsere Gebete kürzer als ein Fausthieb. Vielleicht waren wir Barbaren. Aber wenn Zivilisation bedeutet, dass ein Mann mit einem Kreuz in der Hand an deine Tür klopft und deine Kinder mit kaltem Wasser am Flussrand tauft, während Soldaten deine Schweine konfiszieren und deine Frau die Augen senkt, dann nimm den Titel. Trag ihn wie einen Helm. Lass ihn scheppern, wenn die Speere einschlagen.

Ich erinnere mich an ein Dorf, das im Winter nur aus Rauch bestand. Rauch und die Stimmen der Alten, die durch die Ritzen krochen, als wären sie Mäuse. Sie sagten: „Die Franken kommen im Frühling.“ Die Alten sagen immer, der Feind kommt im Frühling, als hätte der Feind einen Vertrag mit den Schwalben. Also hackten wir Holz, als wären es Köpfe, und tranken, als wäre das Fass ein Brunnen, in dem Wahrheit schwimmt. Und irgendwo mittendrin stand Widukind mit diesem Gesicht, das aussah wie eine Faust, und grinste. Nicht, weil er etwas Lustiges gesehen hätte, sondern weil Lachen die einzige Antwort war, die noch nicht besteuert wurde.

Du willst wissen, was ein Volk von Barbaren verbindet? Hunger. Kälte. Und eine gemeinsame Vorstellung davon, wie sehr einen die Welt im Stich lässt. Nimm drei Dutzend Dörfer, die sich nicht mal einig sind, wie man den gleichen Fluss nennt, steck sie in einen Topf, koch sie auf mit Geschichten über Götter, die im Eichenstamm wohnen, und gib ihnen als Gewürz die Nachricht, dass ein Mann aus dem Westen „Kaiser“ spielen will – und aus dem Gemisch steigt irgendwann jemand auf, der lauter schreit als die anderen. Jemand wie Widukind. Nicht der beste Krieger, nicht der heiligste, schon gar nicht der nüchternste. Aber einer, der Worte schneidet wie Messerklingen und sie so wirft, dass sie stecken bleiben.

„Barbaren“, sagen sie, „essen mit den Händen.“ Ja. Und? Wir essen mit den Händen, weil die Hände wissen, was sie festhalten müssen. Ein Löffel hat mich noch nie aus dem Fluss gezogen, wenn er geschwollen war und die Leichen an die Ufer spuckte. Eine Gabel hat keinen Pfeil abgefangen. Aber Hände haben Männer aus der Erde geholt, die sie verschlucken wollte. Hände haben Feuer geschürt, wenn der Himmel alles auskottzte, was er an Nässe hatte. Hände haben die Stirn des Kindes gehalten, wenn das Fieber kam. Und Hände haben das Schwert gepackt, als die Franken sagten, Gott hätte ihnen das Recht gegeben, uns zu lehren, wie man betet.

Manchmal, wenn die Nacht zu still war – und glaub mir, die Nächte sind nie wirklich still; sie knacken und flüstern, sie schieben dir alte Erinnerungen zwischen die Rippen – setzte sich Widukind auf einen umgestürzten Stamm und machte das, was er am besten konnte: Er machte Lärm, der Sinn ergab. „Die nennen uns Barbaren“, sagte er, „weil sie Angst haben, dass es stimmt. Und weil sie hoffen, dass wir's glauben. Aber die Wahrheit ist: Wir sind nur Leute, die nicht gefragt wurden, ob sie Teil ihres Plans sein wollen.“ Dann hob er den Krug und trank, und in dem Moment war er nicht irgendein Halunke im Wald. Er war der Mund eines Schwarms von Fliegen, der sich endlich auf das richtige Fleisch setzte.

Ich sah Frauen, die im Spalt zwischen Furcht und Wut die Zähne zusammenbissen. Alte Männer, die ihre letzten Zähne schon lange verloren hatten, kauten noch immer auf Rache herum. Jungen, zu jung für Narben, trugen Holzerlanzen, als wären es die Schlüssel zu einem Schloss, das keiner von uns je sehen würde. Und wenn einer sagte, wir seien Barbaren, dann nickten wir, weil es bequemer war, als eine Predigt zu halten. Worte sind billig, aber billig reicht, wenn du sie laut genug sagst. Und wir sagten sie laut. Vielleicht ist das der ganze Trick eines Volkes: Dass es sich einigt, wann es schreit.

„Ihr habt keine Schrift“, meinte einmal ein fränkischer Händler, der in einem unserer Dörfer gestrandet war, weil sein Pferd die Schnauze voll hatte von heiligen Reisen. „Darum seid ihr Barbaren.“ Widukind lächelte, als hätte er Zahnschmerzen. „Wir haben Sprache“, sagte er, „und Messer, die sie verteidigen.“ Der Händler lachte, zu nervös, um aufzuhören. Er hatte schöne Hände, weich wie altes Brot. Am Ende zog er weiter. Ich hoffe, er fand einen Gott, der ihm ein Kissen hinhielt, wenn er stolperte. Wir fanden meistens nur den Boden.

Und dann ist da noch der Wald selbst, unser schlechtester Verbündeter. Er frisst Geräusche und spuckt sie an einer anderen Stelle wieder aus. Er lügt nicht, aber er sagt dir auch selten die Wahrheit. Wer in ihn hineingeht, kommt verändert heraus, und manchmal lässt er dich gar nicht mehr raus. „Barbaren“, sagen sie, nutzen den Wald wie eine Mauer. Ja. Und? Jede Mauer ist gut, solange sie dich vom Messer trennt. Der Wald war unsere Kirche, unsere Kneipe, unser Gerichtshof und unser Friedhof. Wer darin gestorben ist, hat nie eine Predigt gebraucht. Der Wind erledigt das Reden.

Ich habe Männer gesehen, die im Kampf sangen. Das war kein heldenhaftes Trällern, eher ein Heulen, das irgendwo zwischen Hunger und Spott lag. Sie sangen, um die Angst zu übersingen. Vielleicht ist das der Unterschied zwischen uns und denen, die uns Barbaren nennen: Wir verstecken unsere Furcht nicht in lateinischen Sprüchen. Wir lassen sie an die Luft, damit sie stinkt, und dann stoßen wir sie weg, mit der Hand, die gerade frei ist. Wenn du das unzivilisiert findest, dann setz dich in dein Skriptorium, Freund, und schreib eine hübsche Zeile darüber, wie ordentlich ihr sterbt. Wir sterben unordentlich. Aber wir leben auch so.

Ich will dir nichts vormachen: In unseren Dörfern gab es Schweine, die mehr Respekt bekamen als manche Ehemänner. Es gab Nächte, die zu lang waren, und Tage, die zu kurz. Es gab Kinder, die alt auf die Welt kamen, und Alte, die nie lernten, still zu sein. Und über allem schwebte dieser dicke, unsichtbare

Deckel, den manche Schicksal nennen und andere nur Dreck. Doch unter dem Deckel kochte etwas. Nicht Hoffnung – Hoffnung ist ein dünnes Bier, mit dem du dich nur blamierst. Eher Trotz, hart wie ein verkohltes Brot. Trotz, der sagt: Wenn du mich „Barbar“ nennst, dann komm näher und sag’s mir ins Gesicht.

Ich sah Widukind einmal einem Priester gegenüberstehen, der so rein war, dass die Luft neben ihm schlechter aussah. Der Mann sprach von Liebe, vom wahren König, von der Erlösung, und jeder Satz setzte sich wie eine Laus in die Haare. Widukind hörte zu, wie man einem Regen zuhört: nicht, weil man ihn mag, sondern weil er fällt. Dann sagte er: „Wenn dein Gott so groß ist, warum braucht er dann deine Soldaten?“ Der Priester blinzelte, als hätte ihn ein Zweig ins Auge geschlagen. „Weil die Welt sündig ist“, murmelte er. „Glaub mir“, antwortete Widukind, „die Welt wird nicht weniger sündig, wenn man sie in ein Becken drückt.“

Vielleicht sind wir Barbaren, weil wir keine Angst haben, schmutzig zu werden. Weil wir wissen, dass die Sauberkeit immer nur so lange hält, wie der Regen aufhört. Nenn uns, wie du willst. Die Namen kleben nicht, wenn du sie durch Blut ziehen musst. Was klebt, ist das, was wir tun, wenn die Hufe im nächsten Frühjahr wieder über die Wege schlagen. Und sie werden schlagen. Sie schlagen immer. Das ist das einzig Zivilisierte an dieser Welt: ihre Wiederholungen.

In den Nächten, in denen der Mond sich wie ein silberner Wirtshausschlüssel über den Bäumen festhält, erzählen wir uns Geschichten. Nicht, um uns zu trösten, sondern um uns daran zu erinnern, dass wir überhaupt existieren. Geschichten, in denen ein Mann mit zu viel Stolz und zu viel Durst zum Sprecher eines Volkes wird, das niemand eingeladen hat. Geschichten, in denen „Barbar“ ein Wort ist, das zu schwer ist, um es allein zu tragen, also teilen wir es. Einer trägt den Anfang, einer das Ende, und dazwischen schleppt jeder sein Stück.

Und wenn du morgen wieder in deinen schönen Kleidern an uns vorbeireitest, mit einem Kreuz vorneweg und einem Steuerbeamten hinten dran, dann grüß uns ruhig mit deinem feinen Latein. Wir antworten in der Sprache, die der Wind versteht. Und wenn du dann später am Feuer sitzt und deinen Schreiber anbrüllst, weil er „barbarus“ falsch dekliniert hat, denk an uns – an die ungewaschenen Mäuler, die lachen, wenn andere gleichzeitig beten und drohen. Wir haben keine Marmorsäulen. Aber wir haben Eichen, die länger stehen als eure Gesetze. Wir haben keine Halle voller Bücher. Aber wir haben Geschichten, die laufen können. Geschichten, die dich finden, wenn du glaubst, du hättest sie hinter dir gelassen.

Barbaren? Schon möglich. Aber wenn der Frühling kommt und die Hufe über den Weg schlagen, dann wirst du lernen, dass es Wörter gibt, die sich selbst bestrafen. Du wirst sie schreien, während du rennst, und sie werden schwer in deinem Mund liegen wie nasse Steine. Und irgendwo am Rand des Waldes wird einer stehen, der zu viel getrunken hat und trotzdem klar sieht. Einer, der weiß, dass „Barbar“ nur ein anderes Wort ist für „Mensch, der dir nicht gehorcht“. Nenn ihn, wie du willst. Wir nennen ihn Widukind. Und das reicht.

Die Flüsse der Sachsen waren keine romantischen Postkartenmotive. Kein stilles Glitzern, kein Schwäne-Gekuschel, das dich an Hochzeiten erinnert. Die Flüsse waren hungrig. Sie zogen dich rein, wenn du schwach warst, und spuckten dich aus, wenn du stankst wie eine faulige Forelle. Und trotzdem haben wir aus ihnen getrunken, gebadet, geflucht und unsere Toten hineingeworfen, wenn der Boden zu hart war. Flüsse lügen nicht. Sie tragen alles davon: Blut, Bier, Tränen, Pferdescheiße. Frag mich nicht, warum wir sie liebten – wahrscheinlich aus dem gleichen Grund, warum man eine Frau liebt, die dich regelmäßig verprügelt: Weil sie da ist.

Wenn ich zurückdenke, sehe ich Widukind am Flussufer sitzen, als wäre es ein verdammter Tresen. Er hielt den Krug in der Hand, aber der war längst leer, und er starrte ins Wasser, als könnte er darin Nachschub finden. „Siehst du das?“, murmelte er einmal. Ich sah nur Wasser, das sich drehte wie die Gedanken eines Betrunkenen. „Das ist unser Whiskey“, sagte er. „Der Fluss vergisst nicht. Er trägt die Geschichten weiter.“ Ich musste lachen, weil das klang wie dichterisches Geschwätz, und wir beide wussten, dass Widukind dichterisch ungefähr so begabt war wie ein Stein. Aber trotzdem hatte er recht. Jeder Schluck aus dem Fluss war ein Stück Vergangenheit, verdünnt und runtergespült, ob du wolltest oder nicht.

Die Franken sahen in unseren Flüssen wahrscheinlich nur Hindernisse. Etwas, das man mit Brücken, Holz und Steuern zähmen konnte. Wir aber wussten: Ein Fluss lässt sich nicht zähmen. Du kannst ihn überqueren, du kannst ihn benutzen, aber irgendwann nimmt er sich, was er will. Vielleicht waren wir deswegen so stur. Weil wir dieselbe Logik hatten wie unsere Flüsse: frei, dreckig, unberechenbar, und immer bereit, den nächsten Idioten mitzureißen.

Im Sommer rochen die Flüsse nach Leben – Algen, Fisch, Schweiß. Im Winter rochen sie nach Tod – Eis, Schimmel, Stille. Ich erinnere mich an ein Mal, da trieben Leichen der Franken im Wasser. Es hieß, sie seien bei einem Gefecht überrascht worden, die Pfeile noch im Rücken. Der Fluss nahm sie auf wie willkommene Gäste, ließ sie ein paar Tage treiben und brachte sie dann zurück, halb aufgebläht, als Erinnerung. „Seht ihr?“, schien er zu sagen. „Eure Feinde

sind keine Götter. Sie sind nur Futter für Fische.“ Und wir tranken weiter, direkt daneben. Kein Mönch, kein Kaiser, kein Gebet konnte uns mehr lehren als dieser Anblick.

Widukind erzählte gerne, dass die Flüsse selbst reden. Er behauptete, wenn man betrunken genug sei, höre man Stimmen im Gurgeln, im Rauschen. „Das sind die Ahnen“, meinte er, „die lachen über uns, weil wir immer noch kämpfen.“ Ich hielt das für Mist, bis ich selbst einmal so voll war, dass der Bach neben mir anfang, in einer Sprache zu murmeln, die wie meine Mutter klang. Vielleicht war’s nur der Suff, vielleicht aber auch das einzige ehrliche Gebet, das wir je hatten: das Gurgeln eines Flusses, der alles mitnimmt und nichts erklärt.

Manchmal, wenn die Sonne fiel und der Nebel kam, wirkten die Flüsse wie Whiskeyflaschen, die jemand auf den Tisch der Welt gestellt hatte. Mal halb leer, mal halb voll. Und genau wie beim Whiskey wusstest du nie, ob der nächste Schluck dich wärmt oder dir die Eingeweide verbrennt. Aber du trankst trotzdem, weil Aufgeben keine Option war. Widukind nannte es Mut. Ich nannte es Dummheit. Wahrscheinlich war es beides.

Die Franken nannten unsere Flüsse „Grenzen“. Für uns waren sie das Gegenteil. Ein Fluss trennte nicht, er verband. Er brachte dich von Dorf zu Dorf, von Schlacht zu Schlacht, von Gelage zu Gelage. Er war die Straße, die niemand bauen musste, die einfach da war. Und vielleicht genau deshalb wollten die Franken Brücken bauen, Mühlen, Burgen daneben. Sie wollten den Fluss in Zahlen fassen. Wir wollten nur darin baden, kotzen, trinken, sterben. Zwei Welten, die nie zusammenpassten.

Und jedes Mal, wenn ich daran denke, wie Widukind mit nackten Füßen im Wasser stand, die Arme verschränkt, das Maul voller Flüche gegen Karl den Großen, kommt mir ein Gedanke: Vielleicht war er gar kein Held. Vielleicht war er nur ein Mann, der gelernt hatte, den Fluss zu spiegeln – unruhig, laut, unberechenbar. Aber weißt du was? Genau das macht ihn zum Helden. Nicht die Siege, nicht die Reden, nicht die dämlichen Lieder, die später über ihn gesungen wurden. Sondern die Tatsache, dass er war wie der Fluss: unzähmbar, dreckig, frei.

Die Franken. Verdammt nochmal, wenn du das Wort nur hörst, klingt es schon nach einem Haufen schwer bewaffneter Steuerbeamter, die gleichzeitig beten und plündern. Ein Volk mit Eisen im Kreuz und Heuchelei im Herzen. Sie redeten von Gott, während sie dir das letzte Huhn klauten. Sie versprachen dir Erlösung, und das Einzige, was du bekamst, war ein Dolch zwischen die Rippen oder ein Eimer eiskaltes Taufwasser mitten im Winter. Die Franken waren keine

Missionare, sie waren Schläger in Uniform. Sie trugen Kreuze wie Schlagringe, und jeder Schlag hieß „Glauben“.

Karl der Große – nennen wir ihn gleich beim Namen. Der Kaiser, der sich selbst in Legenden schrieb, während seine Schergen durch unsere Dörfer stapften, alles verbrannten, was nicht betete, und alles taufte, was noch atmete. Und wenn du denkst, Widukind sei ein Rebell aus Idealismus gewesen – vergiss es. Er war ein Rebell, weil er die Schnauze voll hatte, dass ein dicker Typ im Süden meinte, er könne entscheiden, welchen Gott wir anzubeten hatten.

Die Franken waren geordnet. Sie hatten Heerführer, Listen, Strafen, sogar so etwas wie eine Bürokratie. Versuch mal, einen Sachsen in eine Liste einzutragen. Viel Glück. Wir tauchten auf, wenn wir wollten, und verschwanden, wenn der Suff rief. Für die Franken war das Verrat. Für uns war's einfach Alltag. Wir ließen uns nicht sortieren, nicht zählen, nicht taufen. Das machte uns zu Barbaren in ihren Augen. Aber in Wahrheit waren sie es, die wie Maschinen marschierten, stumpf, blind, überzeugt von einem Himmel, den keiner je gesehen hat.

Einmal, das schwöre ich, sah ich einen fränkischen Priester, der versuchte, einem toten Schwein das Kreuzzeichen zu verpassen, nur um zu zeigen, wie gläubig er war. Widukind lachte sich fast die Lunge aus dem Hals. „Siehst du, das ist ihr Gott“, sagte er, „so verzweifelt, dass sie sogar Schweine retten wollen. Aber uns? Uns retten sie nicht. Uns schlagen sie.“

Die Franken hatten Schwerter aus bestem Stahl, Schilde mit glänzenden Mustern, Banner, die im Wind flatterten wie die Lügen in ihren Mündern. Wir hatten Äxte, Speere, manchmal nur Fäuste. Aber wir hatten eins, was sie nicht hatten: Zorn. Reiner, unverfälschter Zorn. Und dieser Zorn ließ uns länger stehen, als ihre Gebete es je vermocht hätten.

Wenn ein fränkisches Heer anrückte, hörtest du sie schon Tage vorher. Hufgetrappel, Trompeten, Gesang – sie liebten es, Eindruck zu schinden. Widukind hingegen trat aus dem Wald wie ein Wolf, still, grinsend, mit einer Handvoll Männer, die aussahen, als hätten sie gerade eine Woche im Dreck geschlafen. Und trotzdem zitterten die Franken, wenn sie ihn sahen. Nicht, weil er der größte Kämpfer war – sondern weil er das Maul aufriß, bevor die Schwerter gezogen wurden. Worte können tödlicher sein als Eisen.

„Die Franken sind wie Fliegen“, brüllte er einmal über ein Schlachtfeld, „sie kommen in Scharen, setzen sich auf jede Wunde, aber keiner von ihnen weiß, was er alleine tun soll.“ Die Männer lachten, und im Lachen lag Kraft. Das war

Widukinds Geheimnis: Er konnte dir den Tod schmackhaft machen, als wäre er das nächste Bier.

Die Franken nannten uns heidnische Schweine. Aber was waren sie? Mörder im Namen eines unsichtbaren Freundes. Und jedes Mal, wenn sie ein Dorf niederbrannten und behaupteten, es sei Gottes Wille, wuchs der Widerstand. Widukind war der Lautsprecher dieser Wut. Er war der Typ, der aufstand, wenn alle anderen längst knieten. Er war das dreckige Gesicht, das sich über den sauberen Spiegel der Franken beugte und sagte: „So seht ihr wirklich aus.“

Und vielleicht ist das der Grund, warum Karl ihn hasste und gleichzeitig fürchtete. Weil ein Mann wie Widukind nicht einfach erschlagen werden konnte. Tötest du ihn, machst du ihn zur Legende. Lässt du ihn leben, macht er weiter Randal. Und so standen sie sich gegenüber: Karl, der König mit der Krone, und Widukind, der König der Kotze und des Gelächters. Zwei Männer, die in den Geschichtsbüchern völlig unterschiedlich aussehen, aber im Kern das Gleiche wollten: nicht verlieren.

Die Franken marschierten wie ein Gesetz. Aber Gesetze zerbrechen. Und jedes Mal, wenn einer von uns mit einer rostigen Axt einen fränkischen Helm spaltete, war es, als würden wir dem ganzen verdammten Reich ins Gesicht spucken. Das war der wahre Krieg: nicht nur Schwerter und Blut, sondern Spott gegen Ordnung, Chaos gegen Disziplin, Whiskey gegen Weihwasser. Und manchmal, ganz selten, gewann das Whiskeyfass.

Wenn du dir Widukinds Jugend als fromme Idylle vorstellst – vergiss es. Keine Wiegenlieder, keine goldenen Kinderträume. Der Junge wuchs auf zwischen Kot, kaltem Rauch und der ständigen Drohung, dass irgendein Nachbar dir entweder dein Vieh klaut oder deine Schwester schändet. Das war das „pädagogische Umfeld“, in dem aus einem Bengel ein Rebell wurde.

Widukind war ein Kind der Hütten, nicht der Hallen. Sein Spielzeug: Stöcke, die er anderen Jungs über die Rübe zog. Sein Klassenzimmer: der Wald, in dem du entweder lernst, wie man Spuren liest, oder selbst zur Spur wirst. Seine Lehrer: Männer, die mehr Bier als Blut im Körper hatten und die dir beibrachten, dass der erste Schlag immer der ehrlichste ist.

Schon als Knirps hatte er dieses Maulwerk. Wenn ein Erwachsener ihm sagte: „Halt den Mund, Junge“, dann grinste er und sagte: „Warum? Hast du Angst, dass du nicht klüger klingst, wenn ich schweige?“ Sowas bringt dir Schläge ein, jede Menge. Aber er nahm die Prügel hin, spuckte Blut und grinste weiter. Ein Maulheld war er schon mit zehn. Und in einer Welt, in der die meisten mit

fünfzehn schon verheiratet und halb verrottet waren, war das eine verdammt gefährliche Eigenschaft.

Die anderen Kinder jagten Hasen oder träumten davon, mal drei Kühe zu besitzen. Widukind träumte davon, dass die ganze Welt seine Stimme hört. Er wollte nicht nur leben – er wollte gehört werden, verdammt nochmal. Und wenn keiner zuhörte, dann machte er sich eben bemerkbar, indem er jemanden umschubste oder eine Schlägerei anzettelte. Er verstand schon früh: Ein Mann, der schreit, lebt länger im Gedächtnis als einer, der schweigt.

Seine Mutter soll geweint haben, wenn er nach Hause kam – mit blutiger Lippe, mit Schlamm im Gesicht, manchmal mit den Hosen voller fremder Flüche. Aber jedes Mal, wenn sie ihn ohrfeigte, grinste er nur. „Wenn du mich schlägst, Mutter, schlag fester“, sagte er einmal. „Die anderen schlagen härter.“ Sie schlug ihn fester, und er grinste noch mehr. Das war Widukinds Schule: Schmerz als Währung, Trotz als Unterricht.

Die Mädchen? Oh, die mochten ihn – und hassten ihn. Denn Widukind war kein romantischer Held, kein Sänger mit einer Laute. Er war der Typ, der beim Gelage zu viel soff, eine Tochter des Dorfes im Schafstall flachlegte und am nächsten Morgen behauptete, er könne sich an nichts erinnern. Die Hälfte war gelogen, die andere Hälfte wahr. Aber die Mädchen lachten trotzdem. Sie lachten, weil er lebendig war, in einer Welt, in der die meisten nur Schatten waren.

Er lernte früh, dass Stärke nicht nur im Arm liegt, sondern im Mund. Ein Junge, der reden kann, wird Führer, selbst wenn er beim Armdrücken verliert. Und Widukind verlor selten beim Armdrücken, aber noch seltener beim Reden. Schon mit zwölf konnte er einem Haufen Gleichaltriger erklären, dass es eine verdammt gute Idee sei, den Speicher des Nachbardorfes anzuzünden – nur um zu sehen, wie die Funken in den Himmel stiegen. Und die Idioten machten mit. Das war der Anfang. Kein Thron, keine Krönung, kein göttliches Zeichen. Nur ein Bengel mit einer großen Fresse und genug Mut, sie einzusetzen.

Einmal, so erzählt man, stand er auf einem umgestürzten Baumstamm und predigte – nicht von Gott, nicht vom Kaiser, sondern von Freiheit. Freiheit bedeutete damals nicht, wählen zu dürfen oder Steuern zu senken. Freiheit bedeutete: kein fränkischer Soldat, der dir befiehlt, wem du in den Arsch zu kriechen hast. Und die Jungs hörten zu, ihre Augen groß wie Fackeln. Für sie war Widukind nicht nur ein Kumpel. Er war schon da ein Anführer, einer, der aus Chaos Ordnung machte – aber nur seine eigene.

Die Alten schüttelten den Kopf. „Das ist kein Junge, das ist ein Sturm“, sagten sie. Und Stürme kann man nicht erziehen. Man kann nur hoffen, dass sie in die richtige Richtung toben. Bei Widukind war klar: Er würde in Richtung Westen toben. Gegen die Franken. Gegen Karl. Gegen alles, was Ordnung hieß.

Und so wurde aus einem Maulhelden ein junger Schläger. Aus einem Schläger wurde ein Anführer. Nicht, weil er moralisch überlegen war. Nicht, weil er göttlich inspiriert war. Sondern, weil er genau das war, was die Sachsen damals brauchten: ein Bastard mit einer großen Fresse, einem harten Schlag und null Respekt vor Autoritäten. Ein Jugendlicher, der früh gelernt hatte, dass man den Respekt nicht erbettelt, sondern herausprügelt.

Manchmal wirst du kein Held, weil du's willst, sondern weil du der Einzige bist, der noch nicht auf die Knie gefallen ist. So war das mit Widukind. Er hat sich die Krone nicht ausgesucht, niemand hat ihn offiziell gewählt, kein Gott hat ihm im Traum eine goldene Vision geschickt. Er war einfach der Kerl, der übrig blieb, wenn alle anderen die Schnauze hielten.

Stell dir ein sächsisches Gelage vor: Rauch, Bier, Schweiß, Fäuste. Einer prahlt, der andere kotzt, einer schlägt den anderen – ganz normale Abendunterhaltung. Und mitten drin steht Widukind, das Maul voller Spott, die Augen wie zwei glimmende Kohlen. Er war nie der Stillste, nie der Friedlichste. Aber er hatte dieses verdammte Talent, das Wort zu sagen, das alle hören wollten, bevor sie's selbst dachten. „Wir lassen uns nicht taufen wie Vieh“, brüllte er einmal in die Runde, und die Burschen brüllten zurück, weil es das war, was sie tief drinnen schon fühlten. Da wurde er nicht zum Helden – da wurde er zur Stimme eines Rudels.

Der Held wider Willen – so muss man das verstehen. Widukind wollte saufen, prügeln, leben. Stattdessen bekam er Verantwortung, als wäre sie eine Krankheit. Jeder kam mit Problemen: „Widukind, die Franken haben unser Dorf geplündert!“ – „Widukind, sie wollen meine Kinder taufen!“ – „Widukind, mein Weib hat mit einem Franken geschlafen, was soll ich tun?“ Und er musste antworten, musste entscheiden. Nicht, weil er es wollte, sondern weil keiner sonst die Eier hatte.

Es gibt ein Bild, das sich eingebrannt hat: Widukind, halb besoffen, halb wütend, auf einem Baumstamm stehend, mit einer rostigen Axt in der Hand. Kein goldener Helm, kein heiliges Banner. Nur ein Mann, der so viel Trotz in sich trug, dass er eine ganze Horde anzünden konnte. Und sie folgten ihm – nicht, weil er rein war, sondern weil er schmutzig war wie sie. Weil er einer von ihnen war, nur lauter, dreckiger, wütender.

Die Ironie ist, dass er selbst oft sagte: „Ich will kein Held sein.“ Er spie das Wort aus wie verdorbenes Bier. „Helden sterben jung. Ich will alt sterben, mit einem Fass Bier im Bauch und einer Frau auf dem Schoß.“ Doch die Geschichte lachte über diesen Wunsch. Sie hat die Angewohnheit, genau die Kerle zu Helden zu machen, die es am wenigsten wollen.

Die Franken hatten ihre Heiligen. Wir hatten Widukind. Kein Heiligenschein, sondern ein stinkender Pelzmantel. Kein Gebet, sondern ein Fluch. Kein Segen, sondern eine Faust. Er war unser Held wider Willen, und genau deshalb war er echt. Kein Märchen, kein sauberes Idealbild. Ein Kerl, der kotzte, fluchte, lachte und kämpfte. Und der trotzdem, verdammt nochmal, mehr Rückgrat hatte als all die gekrönten Arschlöcher im Süden zusammen.

Wenn die Alten um's Feuer saßen, sagten sie: „Wir brauchen einen Anführer.“ Aber Anführer klingen immer wie eine Zumutung. Helden klingen nach Hoffnung. Und Widukind war beides, ohne es zu wollen. Er war der Kerl, der sich hinstellte, wenn's aussichtslos war, einfach weil er zu stur war, „Nein“ zu sagen. Und manchmal ist das alles, was ein Volk braucht, um nicht unterzugehen.

Am Ende war es einfach: Widukind war kein Held, weil er besser war. Er war ein Held, weil er schlechter war – dreckiger, ungehobelter, echter. Weil er das Maul aufriß, wenn alle anderen die Fresse hielten. Und genau das machte ihn zu dem, was er nie sein wollte: ein Symbol.

Wenn du geglaubt hast, das war's schon mit dem Elend – Junge, halt dich fest. Was bisher passierte, war nur das Vorglühen. Ein bisschen Saufen, ein bisschen Schlägerei, ein paar große Reden im Schein des Feuers. Schön und gut. Aber das eigentliche Theater, die große Scheiße, die kommt erst noch. Widukind war noch nicht mal am Anfang von dem, was ihn zur Legende machen sollte. Alles, was er bis hierhin tat, war Probelauf: Maul aufreißen, Dörfer anheizen, die Franken ärgern. Kinderspiel im Vergleich zu dem, was folgte.

Manchmal spürst du in der Luft, wenn der Sturm sich zusammenbraut. Die Bäume knacken anders, die Hunde bellen ohne Grund, das Bier schmeckt plötzlich schal, obwohl es gestern noch süß war. Das war die Welt der Sachsen kurz bevor Karl richtig zuschlug. Es war, als würde die Erde selbst den Atem anhalten, bevor jemand das Messer ansetzt. Und Widukind stand mittendrin, mit dem Rücken zur Wand, die gar keine Wand war, sondern nur mehr Wald.

Er wusste es, tief drinnen. Jeder wusste es. Wir spielten Helden, wir schrien, wir tranken, wir lachten – aber wir wussten, dass die Franken nicht locker lassen

würden. Sie hatten zu viel Stolz, zu viel Stahl, zu viel Kirche im Rücken. Du kannst ein Tier zehnmal verjagen, aber wenn es Hunger hat, kommt es zurück. Und Karl hatte Hunger, nicht nur nach Land, sondern nach Seelen. Er wollte uns brechen, nicht nur töten. Das ist schlimmer. Töten ist sauber, brechen ist endgültig.

Widukind machte Witze darüber. „Sollen sie kommen“, sagte er. „Wir haben genug Wälder, um sie alle zu verschlucken.“ Die Leute lachten, weil Lachen leichter ist als Zittern. Aber tief in seinen Augen, in diesem Funken, der immer da war, sahst du den Zweifel. Nicht weil er Angst hatte – sondern weil er wusste, dass man einen Sturm nicht mit Spott allein aufhält.

Die Scheiße fing gerade erst an. Taufen mit Gewalt. Massaker an Flüssen, die wir einst für Whiskey hielten. Freundschaften, die zerbrachen, weil manche sagten: „Vielleicht ist es besser, sich zu beugen.“ Verrat, Blut, Exil. Alles lag schon in der Luft, und keiner wollte es zugeben. Wir taten so, als wären wir unbesiegbar, während der Boden schon unter unseren Füßen nachgab.

Heldenlegenden erzählen dir immer nur das Ende: den Sieg oder die Niederlage. Aber das Wichtigste ist der Moment davor. Dieses Knistern, dieser Gestank von unvermeidlichem Ärger, der in der Luft hängt. Genau da standen wir. Und Widukind, der große Maulheld, stand an der Spitze – nicht weil er wollte, sondern weil er zu stur war, Platz zu machen.

Später wird man sagen, er sei ein Symbol gewesen. Ein Freiheitskämpfer. Ein Heiliger des Widerstands. Aber in diesem Moment war er nur ein Mann, der in einen Sturm hineinbrüllte, weil Schweigen noch schlimmer gewesen wäre. Und während die Wolken sich über den Wäldern sammelten, wusste jeder: Morgen wird es Blut regnen.

Die Scheiße fängt erst an, mein Freund. Und Widukind? Er war mittendrin, mit Whiskey im Bauch, Dreck im Gesicht und einem Schrei, der so laut war, dass selbst die Franken ihn hören mussten.

Geburt in unruhigen Zeiten

Wenn man sagt, jemand sei „in unruhigen Zeiten“ geboren, klingt das immer nach einem Historiker, der zu faul war, die ganze Scheiße in Einzelheiten zu beschreiben. Unruhige Zeiten sind nämlich keine hübsche Metapher, sondern ein anderer Name für: Alles brennt, jeder hasst jeden, und der Himmel schaut gelangweilt zu. Genau da fiel Widukind in die Welt – wie ein Stein in einen Fluss, der schon voller Steine war.

Sachsenland, Mitte des achten Jahrhunderts. Kein Paradies, kein Märchenwald mit Zwergen und Feen. Es war ein riesiger Flickenteppich aus Stämmen, Dörfern, Hainen und endlosen Diskussionen darüber, wer das größere Recht auf welches Stück Sumpf hatte. Mal waren sie sich einig, mal schlugen sie sich gegenseitig die Schädel ein. Demokratie im Modus „Axt“. Und mitten in diesem Chaos tauchte die Nachricht auf: Im Westen gibt es einen Mann namens Karl, der nicht nur ein König, sondern bald auch ein Kaiser sein will. Der Herr der Franken. Der große Missionar mit dem Schwert. Der Albtraum aller, die lieber Bier tranken, als Psalmen zu singen.

Als Widukind geboren wurde, war die Welt schon kaputt. Dörfer wurden niedergebrannt, noch bevor die Dächer trocken waren. Die Franken schickten ihre Truppen, als wären sie Steuereintreiber mit Heiligenschein. Und die Sachsen antworteten mit dem, was sie hatten: Holzspeere, rostige Eisenmesser, eine Menge Wut und den festen Glauben, dass ihre Götter irgendwo im Wald hockten und ihnen zusahen, wie sie sich gegenseitig verstümmelten.

Seine Geburt war kein Fest, kein Königskind-Ereignis, kein „alle Glocken läuten“. Da waren keine Glocken. Nur der Schrei einer Frau in einer Hütte, die nach Rauch und Ziege stank. Vielleicht hing irgendwo ein Talisman aus Knochen, vielleicht murmelte eine alte Frau ein paar heidnische Worte. Aber im Grunde war es egal. Widukind kam nicht in eine Wiege aus Gold. Er kam in eine Welt, die schon im Arsch war, und das einzige, was er bekam, war ein Körper, der lernen musste, hart zu werden.

Die Alten sagten, jedes Kind sei ein Zeichen. Manche sahen in ihm ein gutes Omen, weil er laut schrie. Andere sahen nur Ärger. „Der wird uns noch Probleme machen“, soll eine Nachbarin gesagt haben, während sie den Dreck aus dem Eingang der Hütte fegte. Sie hatte recht. Aber das ahnte da noch keiner.

„Unruhige Zeiten“ hieß damals: Jede Woche konnte ein fremdes Heer über die Hügel marschieren. Jede Woche konnte ein Nachbardorf beschließen, dass dein Schwein schöner aussah als ihr Schwein. Jede Woche konnte ein Priester mit glänzenden Augen auftauchen und deine Familie ins kalte Wasser drücken, während Soldaten mit Schwertern daneben standen. Unruhige Zeiten sind nicht abstrakt. Sie sind das Brot, das du nicht hast, das Kind, das im Fieber stirbt, das Feuer, das dein Dach frisst. Das war die Wiege von Widukind: Unsicherheit, Hunger, Rauch.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – wuchs in dieser Welt jemand heran, der laut genug war, sie zu verfluchen. Helden entstehen nicht in ruhigen Zeiten. In ruhigen Zeiten kriegst du Beamte, Prediger, Philosophen. In unruhigen Zeiten kriegst du Männer wie Widukind: große Klappe, harte Faust, unkaputtbare Sturheit. Ein Kind der Krise. Ein Sohn des Chaos.

So fiel er also in diese Welt. Nicht sanft, nicht mit Segen, sondern wie ein Steinwurf, den niemand wollte, der aber trotzdem Kreise zieht. Und diese Kreise wurden größer, bis sie Karl selbst erreichten.

Ein Baby schreit immer. Aber nicht jedes Baby schreit wie ein Fluch. Widukinds erster Schrei war kein Winseln, kein dünnes Quieken, sondern ein wütendes Brüllen, als hätte der Bengel schon bei der Geburt gemerkt, dass die Welt ihn über'n Tisch ziehen will. Man sagt, die Hunde im Dorf hätten gejault, die Krähen seien aufgefliegen, und die Hebamme habe geknurrte: „Der da bringt uns Ärger.“ – Willkommen, Widukind. Dein erstes Publikum hasst dich schon.

Draußen tobte der Sturm. Kein romantisches Gewitter, kein kleines Sommergeplätscher, sondern ein Riesenarschloch von einem Sturm, der Dächer wegriss, Bäume knickte und alles mit sich nahm, was nicht festgebunden war. Drinnen kam ein Junge zur Welt, der später genauso sein würde: laut, zerstörerisch, unerwartet. Manche nannten das ein Omen. Andere nannten es schlicht Pech.

Ein Schrei im Sturm – das ist ein gutes Bild für den Rest seines Lebens. Von Anfang an musste Widukind lauter sein als die Welt, die ihn übertönen wollte. Schon in der Wiege brüllte er mehr, als andere Kinder atmeten. Wenn er Hunger hatte, hörte es das ganze Dorf. Wenn er wütend war, klang es, als würden die Götter selbst durchs Dach steigen. Babys sind normalerweise hilflos. Widukind war hilflos und trotzdem schon eine Zumutung.

Sein Vater, ein Krieger mit mehr Narben als Zähne, soll nur einmal in die Hütte geguckt haben. Er sah das Kind, hörte den Schrei und sagte: „Das ist kein Sohn.“

Das ist ein Problem.“ Dann ging er wieder. Typisch Sachsenväter: Zuneigung in der Form von Abwesenheit. Seine Mutter dagegen hatte keine Wahl. Sie musste ihn halten, musste ihn stillen, musste sich anhören, wie er schrie, als wollte er die Welt schon jetzt verfluchen.

Und draußen – draußen regnete es Tod. Nicht von oben, sondern vom Westen. Die Franken. Immer die Franken. Selbst wenn sie nicht da waren, war da die Angst, dass sie kommen. Die Leute flüsterten davon, dass Karl wieder Heere sammelte, dass die Kirche neue Pläne schmiedete, dass der Frühling wieder Blut bringen würde. Ein Kind, geboren im Sturm, geboren unter Drohungen – was sollte aus so einem werden? Kein Mönch. Kein Bauer. Kein Diplomat. Sondern genau das, was er wurde: ein brüllender Rebell.

Die Alten sagten, der erste Schrei eines Kindes bestimmt sein Schicksal. Wenn das stimmt, war Widukind dazu bestimmt, nie aufzuhören zu brüllen. Er brüllte gegen den Hunger. Gegen die Prügel. Gegen die Franken. Gegen Gott. Gegen alles, was ihm nicht passte. Und manchmal, wenn ich heute in einer Kneipe sitze und die Welt wieder den Bach runtergeht, höre ich in irgendeinem Suffkopp denselben Schrei. Vielleicht ist das der einzige Sound, der nie verschwindet: das Brüllen derer, die wissen, dass die Welt schon verloren ist, aber trotzdem nicht leise sein wollen.

Und so begann es: mit einem Schrei, der durch den Sturm schnitt. Kein Segen, kein Heiligenschein, kein Halleluja. Nur ein Fluch, den ein Neugeborenes in die Welt kotzte. Und die Welt verstand sofort: Mit dem wird's kein Frieden geben.

Die Sachsen waren kein Staat. Kein Königreich, kein Reich mit glänzenden Siegeln. Wir waren ein Flickenteppich aus Stämmen, jeder mit seinen eigenen Regeln, Göttern, Eigenheiten. Manche nannten es Freiheit. Andere nannten es Chaos. Und beide hatten recht.

Ein Stammesbund bedeutete: Heute sind wir Brüder, morgen reiße ich dir die Kehle raus, weil deine Kuh auf meiner Wiese gefressen hat. Verträge wurden mit Bier besiegelt, nicht mit Tinte. Ein Handschlag zählte mehr als ein Pergament, und ein gebrochenes Versprechen war Grund genug für einen Krieg, auch wenn's nur um drei Hühner ging. Aber wenn die Franken kamen, dann – manchmal – ja, manchmal stellten sich die Stämme zusammen. Wie eine Horde betrunkenen Hunde, die plötzlich im gleichen Takt heult.

Die Götter waren überall. Im Baum, im Stein, im Wind. Kein Himmel voller Engel, kein Höllenfeuer – nur ein Wald voller Augen, die dich ständig musterten. Wir hatten Donar, Wodan, Freyja, und was weiß ich, wie viele

andere. Jeder Hain hatte seinen eigenen Gott, jede Familie ihre eigenen Geister. Und du musstest sie alle zufriedenstellen, sonst regnete es Pech. Opfer? Klar. Mal ein Huhn, mal ein Pferd, manchmal auch ein Mensch. Blut war die Währung der Religion.

Widukind wuchs mit diesem Glauben auf. Er sah, wie die Alten den Göttern Bier ins Feuer gossen, wie sie Runen ritzten, wie sie den Himmel befragten, ob der nächste Tag Sieg oder Niederlage bringt. Und er sah auch, wie verdammt oft die Götter sich einen Dreck um ihre Antworten scherten. Ein Sturm kam trotzdem, ein Pfeil traf trotzdem, ein Kind starb trotzdem. Und genau da lernte Widukind seinen ersten großen Zweifel: Vielleicht ist Glauben nur eine andere Art, betrunken zu sein.

Aber er machte mit. Er schrie mit, wenn die Stämme ihre Schlachtgesänge anstimmten. Er hob den Becher, wenn Wodan gepriesen wurde. Er tat, was alle taten, aber mit einem Unterschied: Er hörte nie auf zu fragen. „Wenn die Götter so stark sind, warum brauchen sie unser Blut?“ fragte er einmal einen alten Seher. Der knurrte zurück: „Weil sie es so wollen.“ – „Dann sind sie wie die Franken“, spottete Widukind. Und er bekam dafür einen Schlag mit dem Stab. Aber er grinste.

Die Stammesbünde waren brüchig. Heute schworen sie Treue, morgen verrieten sie dich für ein paar Fässer Met oder den Schutz eines Frankenheeres. Aber einer wie Widukind lernte, wie man zwischen diesen Rissen läuft. Er lernte, dass Reden manchmal stärker bindet als Schwerter. Er konnte Stämme an einen Tisch holen, die sich gestern noch die Köpfe eingeschlagen hatten. Nicht, weil er ein Diplomat war, sondern weil er der Einzige war, der so fluchen konnte, dass alle lachten.

Die Götterkulte gaben Struktur, aber sie gaben auch Angst. Angst vor falschen Opfern, Angst vor gebrochenen Tabus. Widukind aber lernte, diese Angst zu benutzen. Er stellte sich hin, hob die Hand und rief: „Die Götter sind auf unserer Seite!“ – ob es stimmte oder nicht, war egal. Wichtig war, dass die Männer an seiner Seite es glaubten. Und das taten sie. Denn wer will schon der Idiot sein, der gegen die eigenen Götter kämpft?

Die Franken hatten ihre Priester, ihre Kirchen, ihre lateinischen Sprüche. Wir hatten Feuer, Blut und Lärm. Und ganz ehrlich: Das war ehrlicher. Kein Versteck hinter heiligen Büchern, kein Altar aus Gold. Nur ein Haufen Männer, die schrien, weil Schreien das Einzige war, das sie hatten. Und Widukind schrie lauter als alle. Schon damals war klar: Er war mehr als nur ein weiterer Sohn

irgendeines Stammes. Er war ein Maulwerk, das man nicht zum Schweigen bringen konnte.

Vielleicht war das unser Fluch. Dass wir keine einheitliche Stimme hatten, außer wenn Widukind sie uns liebte. Dass wir mehr an unsere Götter glaubten als an uns selbst. Dass wir lieber opferten als bauten. Aber genau das machte uns gefährlich. Und genau das machte ihn zum Rebellen, bevor er überhaupt wusste, was das Wort bedeutet.

So wuchs er auf, inmitten von Stammesbünden, die brüchiger waren als ein alter Knochen, und Göttern, die mehr forderten, als sie gaben. Und er lernte, dass man in so einer Welt nur überlebt, wenn man lauter schreit als der Donner selbst.

Ein sächsischer Junge lernte nicht lesen. Er lernte, wie man einem Mann die Nase bricht, bevor der andere überhaupt „Amen“ sagen konnte. Lesen war für die Franken, die ihre Heiligenbücher streichelten, als wären sie Brüste aus Pergament. Bei uns gab's keine Bibliotheken. Bei uns gab's Äxte. Und wenn du alt genug warst, einen Stock zu halten, warst du alt genug, zu lernen, wie man ihn jemandem über den Schädel zieht.

Widukind war noch kaum dem Windelalter entwachsen, da drückte man ihm ein Stück Holz in die Hand. „Schlag“, sagten die Männer. Und er schlug. Zuerst den Boden, dann die Bäume, dann die anderen Jungen. Und irgendwann begriff er: Das hier ist kein Spiel. Das hier ist Schule. Wer zu zögerlich schlug, bekam Prügel. Wer hart zuschlug, bekam Respekt. So einfach war das Curriculum.

Die ersten Lektionen: Wie man einen Speer wirft, ohne sich selbst zu speißen. Wie man ein Schwert hält, ohne sich die Finger abzuschneiden. Wie man im Schildwall steht, auch wenn deine Knie schlottern. Alles ohne Theorie, alles ohne Regeln außer der einen: Wer lebt, hat recht. Wer stirbt, hat's falsch gemacht.

Sein erster Kampf war kein heldenhaftes Duell. Kein Turnier, kein episches Scharmützel. Es war ein Hinterhalt auf ein Nachbardorf. Die Alten nannten es „Blutprobe“. Man marschierte los, mit Fackeln, Speeren, wütenden Gesichtern, und dann brannte die erste Hütte. Das Feuer war die Fanfare, die Schreie der Frauen der Chor, und mittendrin stand Widukind, zwölf Jahre alt, das Herz hämmernd, der Speer in der Hand. Er zögerte. Natürlich zögerte er. Dann stach er zu. Zum ersten Mal fühlte er, wie Fleisch nachgibt. Und er kotzte fast. Aber nur fast.

Später, am Feuer, rieben ihm die Männer den Kopf. „Jetzt bist du einer von uns.“ – „Was, weil ich jemandem die Eingeweide geöffnet habe?“ fragte er. „Genau deshalb“, sagten sie. Willkommen in der Welt.

Die Lektionen im Kriegshandwerk waren nicht nur für den Körper. Sie waren auch für den Kopf. Lerne, zu hassen, lerne, keine Fragen zu stellen, lerne, dass Schmerz ein ständiger Begleiter ist. Widukind lernte all das – aber er stellte trotzdem Fragen. „Warum müssen wir die Dörfer niederbrennen, die uns nichts getan haben?“ fragte er einmal. Antwort: eine Ohrfeige. „Weil sie irgendwann doch was getan hätten.“

Er lernte, dass Männer im Kampf schöner sterben als im Bett. Dass Ruhm länger hält als Brot. Dass Angst ein Gift ist, das man entweder erbricht oder das dich auffrisst. Und er lernte schnell, sehr schnell. Weil er musste. In Sachsenland war Stillstand gleich Tod.

Er bekam Narben, bevor er überhaupt ein Bartflaum im Gesicht hatte. Jede Narbe war ein Zeugnis, jede Narbe ein Kapitel. Und er fing an, sie zu sammeln wie andere Kinder Steine sammeln. Nicht, weil er stolz war. Sondern weil er wusste: Jede Narbe war ein Beweis, dass er noch da war.

Und vielleicht das Wichtigste: Er lernte, dass man nicht nur mit dem Arm kämpft, sondern mit dem Maul. Ein Schrei, ein Fluch, ein Spott – das konnte eine Schlacht drehen, manchmal schneller als ein Schwertstreich. Widukind entdeckte, dass er beides konnte: schlagen und schreien. Ein Doppelschlag, der Männer zum Lachen brachte, selbst wenn sie bluteten.

Die ersten Lektionen im Kriegshandwerk waren brutal, dreckig, grausam. Aber sie waren auch das Fundament. Sie machten aus einem Bengel einen Kämpfer. Und aus einem Kämpfer irgendwann den Mann, den selbst Karl der Große nicht brechen konnte.

Die Sachsen hatten keine Könige, keine schönen Kronen, kein Gott-gesegnetes Blabla wie die Franken. Wir hatten Häuptlinge. Männer mit großen Bärten, schweren Fäusten und noch schwereren Bäuchen, die lauter schrien, als sie dachten. Und neben ihnen die Druiden, die Seher, die Runenkratzer, die angeblich mit den Göttern quatschten, aber meistens nur so viel Met gesoffen hatten, dass sie Stimmen im Wind hörten. Zusammen waren sie das, was man Führung nannte – ein Haufen Streithähne mit Knochenamulette um den Hals.

Widukind wuchs zwischen diesen Typen auf. Er sah, wie die Häuptlinge stritten, ob man die Franken frontal angreifen oder lieber nachts in ihre Lager schießen

sollte. Er hörte die Druiden, wie sie Runen warfen und so taten, als könnten sie in den Knochen lesen, ob der nächste Tag Glück bringt. Meistens bedeutete es nur: „Wir machen’s so, wie’s uns gerade passt.“ Und Widukind lernte: Politik ist nur ein anderes Wort für Saufen mit Konsequenzen.

Die Häuptlinge wollten Stärke, immer Stärke. Sie maßen alles in Beute, Blut und Bier. Wer das größte Fass spendierte, hatte die lauteste Stimme. Wer die meisten Krieger mobilisierte, hatte plötzlich „Weisheit“. Widukind beobachtete das, grinste und sagte sich: „Also, wenn ich mal groß bin, muss ich nur lauter, härter und betrunken sein – und schon nennen sie mich Anführer.“ Und verdammt, er hatte recht.

Die Druiden waren eine andere Nummer. Sie waren die Angstmaschine. Ein altes Weib konnte mit ein paar Kräutern und einem krummen Stock mehr Einfluss haben als ein Krieger mit zehn Narben. „Die Götter wollen Blut“, sagten sie. Klar wollten sie Blut – aber komischerweise immer das Blut der Armen, nie das der reichen Häuptlinge. Widukind roch den Betrug früh. „Wenn die Götter so mächtig sind, warum lassen sie euch nicht selber sterben?“ fragte er einen Druiden. Der knallte ihm eine rein. Antwort genug.

Aber er lernte auch, dass du die Leute nicht gegen ihre eigenen Ängste stellst. Wenn sie glauben, dass der Blitz ein Zeichen Wodans ist, dann lässt du sie glauben. Aber du benutzt es. Widukind wurde Meister darin. Er hörte den Druiden zu, nickte, tat so, als sei er der bravste Schüler – und am Ende drehte er ihre Prophezeiungen so, dass sie ihm in die Karten spielten. „Die Runen sagen, wir sollen kämpfen!“ brüllte er einmal. Ob die Runen das wirklich sagten? Scheißegal. Wichtig war, dass die Männer ihn hörten, nicht die alten Säuer mit den Kräutern.

Es war ein verdammter Zirkus: Häuptlinge, die sich wie Hähne im Dreck aufplusterten. Druiden, die so geheimnisvoll taten, dass selbst ihre eigenen Furze wie Orakel rochen. Und dazwischen Widukind, ein junger Bastard mit zu viel Maul und zu wenig Respekt. Aber genau das machte ihn gefährlich. Er lernte von beiden Seiten. Von den Häuptlingen lernte er, dass Macht laut sein muss. Von den Druiden lernte er, dass Macht unsichtbar sein muss. Kombiniert das, und du hast Dynamit.

Später, als er selbst Anführer war, nannten die Leute ihn eine Mischung aus beidem: ein Häuptling mit dem Mund eines Druiden, ein Seher, der keine Runen brauchte, sondern nur Spott. Er konnte dir ins Gesicht sagen, dass dein Gott ein Witz ist – und du hast trotzdem geglaubt, er sei von den Göttern gesandt. So stark war sein Maul.

Aber in seiner Jugend war er noch Lehrling in diesem Dreckszirkus. Er saß in den Hütten, hörte die Streitereien, roch den Schweiß, sah die Fässer kippen und wusste: Hier wird nicht die Zukunft entschieden, hier wird nur um Eitelkeiten gewürfelt. Die Zukunft, das war draußen im Wald, mit dem Schwert in der Hand. Alles andere war Theater. Und Widukind wusste: Wenn er mal Regie führt, wird das Stück blutiger und lauter sein, als alle Häuptlinge und Druiden es je schreiben könnten.

Irgendwann kommt der Moment, da reicht's nicht mehr, den großen Mund zu haben oder Hühner zu klauen. Irgendwann heißt es: „Jetzt, Bengel, zeigen wir dir, wie man wirklich stirbt.“ – Willkommen zur Feuerprobe. Für Widukind kam die Einladung früher, als ihm lieb war.

Es war kein feierlicher Schwur, keine ritterliche Zeremonie. Es war ein Überfall. „Du kommst mit“, sagten die Männer, und ehe er protestieren konnte, hing er zwischen ihnen, mit einem Speer, der länger war als er selbst. Die Nacht war schwarz, der Wind kalt, die Fackeln stanken nach Harz und Angst. Vorne marschierte der Häuptling, hinten die betrunkenen Krieger, und in der Mitte Widukind – jung, verkatert, halb begeistert, halb scheißängstlich.

Das Ziel war ein Nachbardorf, das angeblich den Franken heimlich Vorräte geliefert hatte. Ob's stimmte, war egal. Wahrheit war Luxus, den wir uns nie leisten konnten. Wichtig war nur, dass jemand brannte, bevor der Winter kam. Also brannten sie. Die erste Hütte ging in Flammen auf, die zweite gleich hinterher. Schreie mischten sich mit Rauch, Schweine rannten panisch durchs Feuer, Kinder heulten. Und Widukind stand da, die Finger verkrampft um den Speer, und wusste: Jetzt gibt's kein Zurück.

Sein erster Stich traf keinen Franken, keinen Ritter, keinen heldenhaften Gegner. Es traf einen Bauern, der ihm im Weg stand, mit bloßen Händen, schreiend. Der Speer ging durch Haut wie durch nasses Tuch, und plötzlich war da Blut, warm, stinkend, real. Widukind würgte, fast kotzend, aber er hielt durch. Weil alle ihn beobachteten. Weil ein Rückzieher schlimmer gewesen wäre als der Tod.

Später, als das Dorf in Asche lag und die Männer am Feuer saßen, klopfte man ihm auf die Schulter. „Gut gemacht, Junge. Jetzt bist du ein Krieger.“ Er sah auf seine Hände, noch rot von Blut, und fragte sich, ob das alles war. Ob „Krieger“ wirklich nur hieß: ein weiterer Bastard, der gelernt hat, dass Töten der einzige Weg ist, ernst genommen zu werden.

Die Feuerprobe war keine Lektion in Ehre. Es war eine Lektion in Hässlichkeit. Du lernst, dass Menschen brennen wie Holz. Dass Angst lauter schreit als Mut. Dass Blut nicht heroisch spritzt, sondern klebt und stinkt. Und wenn du das einmal gesehen hast, gibt's kein Zurück in irgendeine Unschuld. Widukind hatte seine verloren, bevor er sie überhaupt verstanden hatte.

Aber genau das machte ihn anders. Die meisten Jungen zerbrachen daran – sie wurden hart, stumpf, leere Hüllen, die nur noch Befehle ausführten. Widukind aber verarbeitete es im Maul. Er machte Witze über das Blut, lachte über die Schreie, fluchte über den Gestank. Er packte den Horror und drehte ihn in Spott. Das war seine Art, nicht unterzugehen. Er machte aus der Feuerprobe eine Bühne, und plötzlich folgten ihm die anderen, weil er es schaffte, aus Angst Gelächter zu machen.

Die Feuerprobe des jungen Kriegers war also weniger ein Ritterschlag, mehr ein Schubs in die Gosse. Aber genau da gehört ein Rebell hin. In den Dreck. Ins Blut. Ins Chaos. Da, wo du entweder aufhörst zu existieren – oder anfängst, Geschichte zu schreiben. Und Widukind? Er schrie lauter, als die Flammen knisterten.

Man sagt, die Kindheit ist eine Zeit voller Licht. Für Widukind war sie voller Rauch. Er trat ins Leben, während die Welt brannte, und jeder Tag war ein kleiner Vorgeschmack auf den Sturm, der noch kommen würde. Wer genau hinsah, konnte die Schatten schon am Horizont sehen – wie ein schwarzer Vorhang, der langsam über die Wälder kroch.

Die Schatten hatten Namen. Karl, der Große. Die Franken. Die Kirche. Aber damals, in Widukinds Jugend, waren es noch Gerüchte, noch Geschichten. „Die Franken sammeln Heere.“ – „Karl schwört, er wird alle Sachsen taufen oder töten.“ – „Die Priester predigen, dass unsere Götter Dämonen sind.“ Worte, Gerüchte, Drohungen. Aber jeder wusste: Aus Worten werden irgendwann Feuer.

Widukind sah diese Schatten und lachte. Nicht, weil er blind war, sondern weil Lachen das Einzige war, das dich nicht sofort zerbrach. Er verspottete die Franken, er verspottete die Priester, er verspottete sogar die eigenen Häuptlinge, wenn sie mal wieder in den Rauch starrten und auf ein Wunder warteten. „Die Schatten kommen“, sagten sie. „Na und?“, antwortete er. „Wir haben auch Schatten. Jeder von uns. Und meine sind hässlicher als ihre.“

Aber im Stillen – ja, im Stillen wusste er, dass der Horizont dunkler wurde. Dass jeder Überfall, jede Feuerprobe, jedes Dorf, das in Schutt fiel, nur der Anfang

war. Dass der große Krieg nicht mehr zu verhindern war. Es lag in der Luft wie Schwefel. Selbst die Götter schienen unruhig, wenn der Donner rollte.

Die Alten versuchten, Mut zu machen. „Wir haben das schon immer geschafft“, sagten sie. Aber das stimmte nicht. Noch nie war ein Feind wie Karl gekommen – mit Armeen, die größer waren als unsere Wälder, mit Priestern, die mehr Gift im Mund hatten als jede Schlange, mit einer Ordnung, die nicht zerfiel, nur weil einer zu viel gesoffen hatte. Das war der Unterschied. Die Franken waren kein Nachbardorf, das man mal eben niederbrannte. Sie waren ein Sturm, der alles schlucken wollte.

Und Widukind? Er war noch jung, noch ein Maulheld, noch ein Schläger mit zu viel Trotz. Aber er war auch der Einzige, der laut genug lachte, dass die Schatten für einen Moment kleiner wirkten. Ein Held? Noch nicht. Aber ein Versprechen – ein dreckiges, blutiges Versprechen, dass die Sachsen nicht einfach sang- und klanglos untergehen würden.

Die Schatten über dem Horizont waren kein Omen, kein Symbol. Sie waren die verdammte Realität. Und Widukind, dieser ungezähmte Bengel mit den flinken Fäusten und dem großen Mund, war die Antwort der Sachsen auf diese Realität. Nicht weil er wollte. Nicht weil er musste. Sondern weil niemand sonst die Eier hatte.

So endete seine Kindheit: nicht in Ruhe, nicht in Frieden, sondern im Bewusstsein, dass die große Scheiße erst noch bevorstand. Ein Leben, das von Anfang an im Schatten stand – und trotzdem genug Feuer hatte, um selbst Schatten zu werfen.

Der junge Krieger

Man sagt, die erste Schlacht macht dich zum Mann. Bullshit. Die erste Schlacht macht dich höchstens zum Wrack. Aber für Widukind war das genau die Bühne, die er brauchte – Chaos, Blut, Geschrei, und mittendrin ein Kerl, der lauter brüllte als die Schwerter sangen.

Die Sache fing klein an: ein Haufen Franken auf Patrouille, zwanzig Mann vielleicht. Genug, um ein Dorf einzuschüchtern, aber nicht genug, um sich eine richtige Schlacht nennen zu dürfen. Unsere Seite? Zwei Dutzend Sachsen, bewaffnet mit allem, was Holz, Eisen oder blanker Hass hergab. Widukind war dabei, jung, halb verkatert, mit einem Speer, der wackelte wie sein Magen. Er

stand da, die Knie weich, und fragte sich: „Was zur Hölle mach ich hier?“

Antwort: „Genau das, was alle hier machen – hoffen, dass man nicht zuerst stirbt.“

Die Luft stank nach nassem Fell und Angst. Die Männer knurrten wie Hunde, bevor sie losgelassen werden. Und dann – das Signal. Kein Trompetenstoß, kein Banner. Nur ein Schrei, roh, hässlich, sächsisch. Und plötzlich rannte alles. Widukind rannte mit, stolpernd, schreiend, das Maul voller Flüche. Der Speer traf irgendwen, irgendwas. Blut spritzte, Knochen knackten. Es war kein Tanz, es war kein heldenhafter Kampf – es war eine Schlägerei im Schlamm, nur mit mehr Leichen.

Er bekam einen Schlag ab, quer über die Schulter, das Eisen riss die Haut auf. Der Schmerz brannte, aber er brüllte lauter. Er trat, er stach, er fluchte, und auf einmal merkte er: Er lebte noch. Jeder Atemzug war ein Triumph, jeder Schlag eine Antwort. Und als einer der Franken zu Boden ging, das Maul voller Dreck, fühlte Widukind etwas, das er nie mehr vergaß: dieses verdammte Kribbeln, wenn du merkst, dass du überlebt hast, während ein anderer tot im Matsch liegt.

Die Schlacht dauerte keine Stunde. Am Ende lagen mehr Leichen im Dreck, als die Raben fressen konnten. Von uns fehlten auch ein paar. Einer, mit dem Widukind noch am Vorabend gesoffen hatte, lag mit offenem Bauch neben ihm. Und Widukind? Er lachte. Nicht aus Freude, sondern weil das Lachen die einzige Antwort war, die nicht weh tat.

Später, am Feuer, klopfte man ihm auf den Rücken. „Gut gemacht, Junge.“ Er spürte das Blut in seinen Haaren, seine Hände zitterten. Aber er grinste. „Das war’s also?“, fragte er. „Das ist eine Schlacht?“ – „Das war nur ein Vorgeschmack“, sagte einer. Und er hatte recht.

Widukind war kein Held in dieser ersten Schlacht. Er war ein Hund, der gelernt hatte, zu beißen, bevor er gebissen wird. Aber genau das macht aus einem Jungen einen Krieger. Nicht Ehre. Nicht Ruhm. Sondern das nackte Überleben im Dreck.

Es gibt Dinge, an die gewöhnst du dich nie. Der Geruch des Todes ist so einer. Du kannst dich besaufen, bis dir die Augen rauslaufen, aber er bleibt. Er hängt in der Luft wie ein schlechter Witz, den keiner mehr hören will. Und genau das lernte Widukind nach seinen ersten Schlachten: Der Tod stinkt.

Nicht poetisch, nicht geheimnisvoll. Kein „Hauch des Jenseits“, kein süßer Engelduft. Tod riecht nach Scheiße, Blut und Angst. Nach Menschen, die im letzten Moment alles loslassen, was sie im Bauch hatten. Nach Eisen, das zu lange im Feuer lag. Nach Rauch, der Haut frisst. Du gehst durch ein Schlachtfeld, und es ist, als würdest du durch eine Gasse voller offener Latrinen spazieren, nur schlimmer. Und dieser Gestank setzt sich fest, in deinen Kleidern, in deiner Haut, in deinem Kopf.

Widukind war jung, aber nicht blind. Er sah, wie die Männer nach der Schlacht taten, als wäre alles normal – lachen, trinken, Wunden nähen. Aber wenn du genau hinsahst, rochen sie alle an sich selbst. Jeder wusste, dass er irgendwann denselben Gestank verströmen würde. Jeder wusste, dass er nur eine Schlacht entfernt war vom eigenen Verrotten.

Die Toten lagen rum wie Müllsäcke. Manche ohne Kopf, manche ohne Arme, manche so zerschlagen, dass du nicht wusstest, ob's mal ein Mensch war oder nur ein Klumpen Fleisch. Und die Krähen? Die hatten Festtag. Schwarze Bastarde, die über den Leichen kreisten, hackten Augen raus wie Trauben. Widukind stand daneben, hielt den Speer noch in der Hand und musste kotzen. Er kotzte nicht aus Schwäche. Er kotzte, weil sein Körper noch nicht kapiert hatte, dass das jetzt Alltag war.

„Gewöhn dich dran“, sagte einer der Älteren und klopfte ihm auf die Schulter. „Das ist der Geruch des Ruhms.“ – „Wenn Ruhm so stinkt“, knurrte Widukind, „dann sollen die Franken ihn behalten.“ Die Männer lachten, aber es war ein bitteres Lachen. Weil sie wussten, er hatte recht.

Der Tod roch auch im eigenen Lager. Verwundete, die langsam starben. Männer, die um Hilfe schrien, während die Fliegen ihre offenen Wunden fraßen. Kein Arzt, kein Wunder. Nur ein Messer, das den Hals aufschlitzte, wenn das Wimmern zu lange dauerte. „Besser so“, sagten sie. Vielleicht. Aber der Gestank blieb trotzdem.

Widukind lernte, die Luft flach zu atmen, den Mund voller Flüche statt voller Geruch. Er lachte lauter, wenn es am schlimmsten stank. Das war seine Art, den Tod auszutricksen. Mach ihn zur Pointe, dann frisst er dich nicht so schnell. Aber tief drinnen wusste er: Der Tod war immer da. Er kroch durch jede Schlacht, er lag in jeder Hütte, er schlich durch die Wälder wie ein verdammter Spion.

Und irgendwann, wenn du lange genug dabei bist, merkst du: Der Geruch des Todes wird Teil von dir. Er hängt dir in den Haaren, auch wenn du sie

abschneidest. Er klebt an deiner Haut, auch wenn du badest. Er ist in deinem Atem, auch wenn du lachst. Und vielleicht ist genau das der Unterschied zwischen einem Jungen und einem Krieger: Der Junge kotzt. Der Krieger macht einen Witz drüber.

Widukind war jetzt ein Krieger. Nicht, weil er besser kämpfte. Sondern, weil er anfang, über den Gestank zu lachen.

Man sagt, Blut verbindet mehr als Wasser. Scheiß drauf – Schlamm verbindet am meisten. Denn wer mit dir zusammen im Dreck liegt, mit gebrochenen Rippen und Pfeilen im Arsch, der wird mehr zu deinem Bruder als jeder, der denselben Vater hat.

Widukind lernte das schnell. Seine „Brüder“ waren keine Heiligen, keine edlen Gefährten. Es waren Schläger, Säufer, Diebe – Männer, die lachten, wenn sie Blut im Gesicht hatten, und sangen, wenn die Welt zusammenbrach. Aber sie waren da. Und das reichte.

Es war kein romantisches Band. Kameradschaft stank nach Schweiß und verbranntem Fleisch. Sie teilten Bier und Beute, aber auch Läuse und Krankheiten. Wenn einer fiel, klaute man ihm manchmal noch den Gürtel, bevor man ihn begrub. Aber wenn du mitten im Schlachtfeld standest und einer dir den Rücken frei hielt, dann war er dein Bruder – egal, ob er dich am Vorabend fast umgebracht hätte, weil du seine Schwester schief angesehen hast.

Widukind fand in dieser Rotte sein Rudel. Einer hieß Arno, ein großer Bastard mit einer Narbe quer über der Fresse, der im Suff ganze Bänke zerlegte. Einer hieß Hroth, klein, aber mit einer Zunge so scharf wie Widukinds. Zusammen waren sie ein Trio aus Chaos: ein Maul, ein Schläger und ein Giftzwerg. Andere Männer hassten sie. Aber im Kampf wollten sie genau diese Bastarde an ihrer Seite.

Sie lagen nachts am Feuer, erzählten Geschichten, die mehr Lügen als Wahrheit waren. „Ich hab drei Franken mit einem Schlag gefällt!“ – „Und ich hab die Tochter eines Priesters flachgelegt!“ Lügen, klar. Aber das Lügen hielt sie am Leben. Denn wenn du aufhörst, dir selbst Geschichten zu erzählen, fängt der Tod an, dir seine zu erzählen. Und die enden nie gut.

Widukind lernte in diesem Schlamm, was Brüderlichkeit wirklich bedeutete: nicht Hand in Hand durch Rosenfelder laufen, sondern Rücken an Rücken im Matsch stehen, während dir einer fast den Schädel spaltet. Brüder sind die, die

dich im letzten Moment hochziehen, wenn du schon halb im Grab liegst – und die dir danach noch eine reinhauen, weil du schwach aussahst.

Einmal, nach einer besonders blutigen Keilerei, lagen sie alle im Dreck. Widukind blutete aus der Nase, Arno hatte den Arm verstaucht, Hroth kotzte ins Feuer. Da grinste Widukind und sagte: „Na, Brüder, wenn das Ruhm ist, dann bin ich lieber ein Schwein.“ Sie lachten, obwohl jeder Knochen schmerzte. Dieses Lachen war mehr wert als jedes Gebet, das je über einen Altar gehaucht wurde.

Im Schlamm, da wirst du ehrlich. Da gibt es keine Titel, keine Krone, keine Ränge. Da bist du nur Fleisch, das noch lebt – oder Fleisch, das bald gefressen wird. Und wer mit dir zusammen noch lacht, während er stinkt, das ist dein Bruder.

Widukind hatte keine adelige Familie, die ihn groß machte. Er hatte nur Brüder im Schlamm. Und ausgerechnet da – zwischen Blut und Dreck – fand er die einzige Wahrheit, die zählte: Allein bist du tot, zusammen bist du ein Sturm.

Es gibt zwei Möglichkeiten, dem Tod ins Gesicht zu sehen: Entweder du fängst an zu heulen wie ein Kind, oder du lachst ihm ins Maul, bis er selber verwirrt ist. Widukind entschied sich fürs Lachen. Nicht weil er ein Clown war, sondern weil er begriff: Angst stinkt schlimmer als jede Leiche, und nur Lachen kann den Gestank übertönen.

Stell dir eine Schlacht vor. Überall Schreie, Blut, abgetrennte Glieder. Männer kriechen im Schlamm, beten, fluchen, sterben. Und mitten drin Widukind, mit einem Grinsen, das so scharf war wie sein Speer. „Na, Karl, schickst du uns wieder deine besten Metzger?“ brüllte er einmal, während ein fränkischer Ritter auf ihn zustürmte. Die Männer um ihn herum lachten – nicht weil es lustig war, sondern weil sie plötzlich wieder atmen konnten. Humor war Waffe, Humor war Rüstung.

Lachen macht unbesiegbar, wenigstens für ein paar Sekunden. Es verarscht den Tod, macht ihn kleiner, als er ist. Widukind war Meister darin. Wenn der Pfeilregen kam, sagte er: „Scheiß auf's Wetter, wir wollten eh duschen.“ Wenn die Priester predigten, dass Gott auf ihrer Seite war, schrie er zurück: „Dann ist er ein lausiger Taktiker!“ Jedes Mal, wenn er spottete, wuchs der Mut seiner Männer. Sie fühlten sich stärker, nicht, weil sie stärker waren, sondern weil Lachen den Kopf frei macht, wenn Angst ihn zudrückt.

Die Franken hassten es. Sie hassten dieses Grinsen, das sie verhöhnte, selbst wenn sie zahlenmäßig überlegen waren. Sie hassten diesen Bastard, der mit dreckigen Sprüchen mehr Schaden anrichtete als mit seiner Klinge. „Ein Maulheld“, nannten sie ihn. Ja, verdammt. Aber ein Maulheld, der es schaffte, dass Männer lachten, während sie starben. Und das ist mehr wert als jede glänzende Predigt.

Es gibt Geschichten, dass Widukind einmal in einer Schlacht so dreckig lachte, dass selbst die Franken zögerten. Sie dachten, er sei verrückt, besessen, unsterblich. Und vielleicht war er das. Denn wer in der Hölle lacht, wird selbst zur Hölle.

Seine Brüder im Schlamm liebten ihn dafür. Sie sagten: „Mit dir sterben wir leichter.“ Und er antwortete: „Dann haltet euch fest, Jungs, es wird noch ein verdammt langer Tod.“ Wieder Gelächter, wieder Mut, wieder ein Stück Überleben.

Lachen war seine Art, den Teufel zu verarschen. Kein frommes Gebet, keine heilige Hymne. Nur ein dreckiges Grinsen, das sagte: „Fick dich, Welt, du kriegst mich nicht klein.“ Und genau das machte ihn anders. Andere kämpften mit Muskeln. Widukind kämpfte mit Spott. Und manchmal war das stärker als Stahl.

Es fängt immer gleich an: Ein paar schnelle Siege, ein paar tote Franken, ein paar Dörfer, die im Rauch verschwinden. Du denkst: „Scheiße, wir sind unbesiegbar.“ Und genau in dem Moment schlägt dir die Welt ins Gesicht, bis dir die Zähne klappern.

Widukind kostete seinen ersten Sieg, als hätte er einen vollen Krug auf Ex geleert. Die Sachsen überfielen ein fränkisches Lager – nächtlich, chaotisch, laut. Widukind war einer der Ersten, die reinrannten. Er stach, er brüllte, er schlug, und als er wieder rauskam, hatte er Blut an den Händen, das nicht sein eigenes war. „Das ist es!“, schrie er, „so riecht Freiheit!“ Und die Männer heulten wie Wölfe, betrunken vom Triumph.

Der erste Sieg ist wie die erste Frau: chaotisch, schmerzhaft, blutig – aber du fühlst dich, als würdest du die Welt besitzen. Für einen Moment glaubte Widukind tatsächlich, dass man Karl und seine Franken einfach auslachen, ausbluten, aus dem Land prügeln konnte. Er dachte, der Krieg wäre ein Spiel, und er hätte gerade gewonnen.

Doch kaum war das Gelächter verklungen, kam die Rache. Die Franken ließen sich nicht lange bitten. Sie kamen zurück, doppelt so viele, doppelt so schwer bewaffnet, doppelt so fanatisch. Sie brannten ein Dorf nieder, das am Vorabend noch mit Widukind gesoffen hatte. Und plötzlich lagen dieselben Männer, die gestern noch lachten, mit aufgeschlitzten Kehlen im Staub.

Das war der erste Verlust. Kein Mythos, kein Heldenlied – nur Leichen, die starr in den Himmel glotzten. Widukind stand da, die Axt noch in der Hand, und spürte, wie der Triumph im Hals stecken blieb. „Das ist also der Preis“, murmelte er. Und er verstand: Jeder Sieg zieht eine Rechnung nach sich. Und die Rechnung zahlst du mit den Gesichtern derer, die du Bruder genannt hast.

Erste Siege machen dich großmäulig. Erste Verluste machen dich ernst. Und Widukind bekam beides in einem Tempo serviert, das dich entweder bricht oder dich unkaputtbar macht. Er entschied sich fürs Zweite – aber nicht ohne Spott. „Na, Karl“, sagte er, während er auf die verkohlten Hütten sah, „wenn das dein Gott ist, dann säuft er mehr Blut als wir alle zusammen.“

Das Lachen kam diesmal nicht sofort. Aber es kam. Denn selbst in der Niederlage wusste Widukind: Ein Mann, der lacht, ist noch nicht tot. Und solange er lachte, hatte Karl die Schlacht vielleicht gewonnen – aber nicht die verdammte Geschichte.

Es gibt Momente, da spürst du den Feind, bevor du ihn siehst. Wie ein eiskalter Luftzug im Rücken. So war's mit den Franken. Sie waren nie weit. Immer im Nacken. Wie ein Kater, der dich verfolgt, selbst wenn du schon längst aufgestanden bist.

Die ersten Male, da waren's kleine Trupps. Zehn Reiter, zwanzig. Genug, um Angst zu machen, nicht genug, um alles zu zerreißen. Aber du wusstest: Hinter ihnen kommt mehr. Immer mehr. Und wenn sie dich einmal im Auge hatten, dann schliefen sie nicht, bis du im Dreck lagst.

Widukind lernte das auf die harte Tour. Ein Überfall auf ein fränkisches Lager, schnell und dreckig – Erfolg. Doch kaum war der Rauch verzogen, tauchten die Bastarde wieder auf. Erst ein Dutzend. Dann zwei. Dann hundert. Und plötzlich warst du nicht mehr der Jäger, sondern die Beute. Die Sachsen rannten in die Wälder, schrien, stolperten, bluteten. Und Widukind rannte mit, das Herz im Hals, den Atem voller Panik.

Die Franken waren anders als die Nachbardörfer. Sie waren organisiert. Ihre Schläge waren keine Schlägerei, es waren verdammte Maschinenbewegungen.

Schild an Schild, Schwert im Takt. Kein Chaos, kein Gelächter. Nur kalte Effizienz. Widukind hasste das. Er hasste, wie sauber ihre Gewalt war. Als wäre Töten ein Handwerk, das man perfektionieren konnte. Für ihn war es Dreck. Für sie war es Ordnung.

„Sie sind immer da“, knurrte Arno, einer seiner Brüder im Schlamm. „Wie Fliegen am Arsch.“ Widukind lachte: „Dann lass uns Feuer legen, vielleicht fliegen sie ins Licht und verbrennen.“ Aber tief drinnen wusste er: Es wird nicht so einfach. Du kannst ein Dorf niederbrennen, einen Trupp erschlagen – aber die Franken wachsen nach wie Unkraut.

Und schlimmer: Sie hatten die Kirche im Rücken. Jeder ihrer Schläge war gesalbt, jeder ihrer Pfeile angeblich ein Geschenk Gottes. So nannten sie's jedenfalls. Für uns war's nur Mord mit einem Heiligenschein. Aber genau das machte sie so gefährlich. Sie glaubten an etwas, das größer war als sie selbst. Und ein Mann, der glaubt, ist schwerer zu brechen als einer, der nur kämpft.

Widukind aber hatte auch etwas: den Trotz. „Sollen sie doch kommen“, sagte er, „sollen sie uns jagen. Wir sind die Wölfe in diesem Wald. Sie werden uns hören, lange bevor sie uns fassen.“ Seine Männer lachten, weil sie lachen mussten. Aber jeder wusste: die Franken waren im Nacken, und der Atem, den man im Genick spürte, war nicht der Wind.

Von da an war klar: Es gab keinen Frieden, kein Zurücklehnen, keine Nacht, in der man ruhig schlief. Es gab nur dieses ständige Gefühl, dass der Feind gleich aus dem Dunkel tritt. Und Widukind schwor sich: Wenn sie schon immer im Nacken hingen, dann würde er lernen, ihnen ins Gesicht zu spucken, sobald sie versuchten, zuzubeißen.

Es gibt Krieger, die machen Eindruck mit Muskeln. Andere mit Narben. Widukind machte Eindruck mit seinem verdammten Maul. Er war jetzt kein Junge mehr, kein Bengel mit Holzstock – er war ein Krieger, einer, der Blut gerochen hatte, einer, der wusste, wie es sich anfühlt, wenn dir der Tod ins Gesicht niest. Aber seine schärfste Waffe war immer noch die Zunge.

Nach den ersten Schlachten hätte er sich zurückziehen können, stiller werden, ernster. Viele tun das. Sie fressen den Tod in sich rein und verstummen. Aber Widukind? Er wurde lauter. Jedes Mal, wenn er einen Schlag überlebte, brüllte er es in die Welt hinaus. „Ihr kriegt mich nicht klein, ihr Wichser!“ – und die Männer lachten, weil sie wussten: Wenn der da lacht, dann können wir auch noch mal atmen.

Die Häuptlinge sahen ihn. Nicht immer begeistert. Manche hassten ihn, weil er sie mit einem Satz entwaffnete. Stell dir einen alten Anführer vor, der eine Stunde lang redet über Ehre und Götter – und dann kommt Widukind, halb besoffen, und knurrt: „Ehre kann man nicht saufen.“ Gelächter. Ende der Debatte. So jemand macht sich keine Freunde in der „Politik“. Aber er macht sich unsterblich in den Herzen der Männer, die kämpfen müssen.

Seine Brüder im Schlamm wussten es schon: Der Typ ist mehr als nur ein Kämpfer. Er ist ein verdammtes Maul, das dich dazu bringt, deine Angst zu vergessen. Und das war wertvoller als jeder glänzende Helm. Denn Mut ist ansteckend, und Widukinds Mut war nichts anderes als blanker Trotz, in Worte gegossen.

Er stand nicht in der ersten Reihe, weil er der stärkste Arm war. Er stand da, weil er der lauteste war. Und manchmal ist das genug. Wenn alle schreien und keiner zuhört, brauchst du einen, der lauter ist als das Chaos. Widukind war dieser eine.

„Ich bin kein Held“, knurrte er einmal, mit Blut an den Lippen. „Ich bin nur ein Maul mit Muskeln.“ Aber genau das machte ihn zum Helden. Nicht weil er perfekt war, sondern weil er unverschämt genug war, das Gegenteil zu sein.

So endete seine Jugend, so begann sein Weg. Kein Kind mehr, kein Bengel. Jetzt ein Krieger – ein Krieger mit Maul. Und jeder wusste: Wenn der seine Fresse aufreißt, dann geht die Scheiße erst richtig los.

Stimmen der Freiheit

Manche Kerle schwingen Schwerter, andere schwingen Äxte. Widukind schwang sein Maul. Und manchmal, verdammt noch mal, war das gefährlicher als jede Waffe aus Eisen.

Er hatte längst kapiert, dass nicht jeder Schlag mit der Faust oder der Klinge Männer bewegt. Ein gut gesetzter Satz, ein Spott zur richtigen Zeit, ein Fluch mitten ins Herz der Angst – das konnte mehr bewirken als hundert Lanzen. Und Widukind war ein Naturtalent darin, Worte so zu schleudern, dass sie tiefer schnitten als Stahl.

„Karl will uns taufen“, brüllte er eines Abends am Feuer, die Zunge schwer vom Bier, das Hirn scharf vom Trotz. „Sollen sie mich doch taufen – im Blut seiner

eigenen Priester!“ Gelächter, Gekreische, ein paar Krüge flogen durch die Luft. Und plötzlich war da mehr als nur Spaß. Plötzlich war da ein Funke, ein Gefühl: Wir müssen uns nicht bücken.

Die Franken hatten ihre Bischöfe, ihre Predigten, ihre lateinischen Sprüche, die klangen wie Zauberformeln für Idioten. Wir hatten Widukind. Keine Psalmen, keine Segnungen. Nur ein großes Maul, das sagte, was jeder dachte, aber keiner aussprach: „Wir sind frei, solange wir laut genug schreien. Und wenn Karl das nicht gefällt, dann soll er kommen und sich die Ohren zuhalten.“

Männer, die tagsüber nur Bauern waren, mit Dreck unter den Nägeln und Hunger im Bauch, hörten plötzlich zu. Nicht, weil er schön sprach – er sprach dreckig, derb, ungehobelt. Aber genau das traf. Er sprach ihre Sprache, die Sprache von Männern, die wussten, wie Schweine riechen und wie Blut schmeckt. Keine hohen Worte. Nur harte Worte.

Das Maul als Schwert – das war Widukinds wahre Waffe. Er konnte aus Angst Wut machen, aus Wut Lachen, und aus Lachen Mut. Und das alles nur mit einem Satz, der dreckig genug war, um die Wahrheit nicht zu verstecken.

Von da an war er nicht mehr nur ein Krieger. Er war ein verdammter Lautsprecher. Einer, der das Maul so weit aufriß, dass selbst die Götter kurz innehielten. Und manchmal, wenn er in die Menge grinste, dachte ich: Scheiße, vielleicht ist Reden wirklich mächtiger als Schlagen. Aber keine Sorge – er konnte beides.

Die ersten Reden eines Rebellen klingen nicht wie Predigten, sie klingen wie Kneipenlärm. Vergiss große Hallen, vergiss den heiligen Ernst. Widukinds Kanzel war ein umgestürzter Fassdeckel, seine Gemeinde eine Horde halb besoffener Sachsen, die mehr an Bierkrügen hingen als an Göttern. Und verdammt, genau da begann die Revolution.

Es war immer dasselbe: Feuer, Rauch, Met bis zum Erbrechen, und Widukind mittendrin, das Maul größer als der Krug in seiner Hand. „Wir sind frei“, brüllte er, „solange wir uns nicht benehmen wie die Franken!“ Gelächter. Einer schüttete Bier über seinen Kopf, ein anderer fiel lachend ins Feuer. Aber aus dem Gelächter wuchs etwas. Keine Ordnung, kein Manifest – nur dieses Gefühl, dass man nicht allein im Dreck steckte.

Er wusste, dass Gelage der wahre Marktplatz waren. Keine Runen, keine Gesetze. Nur Männer mit rotem Gesicht, die im Suff alles schworen, was sie nüchtern nie getan hätten. Und Widukind war der Dirigent dieser Orgie. Er

machte aus jedem Trinkspruch einen Schlachtruf, aus jedem Fluch ein Versprechen. „Auf die Freiheit!“ – und hundert Fäuste hoben sich, während das Bier die Bärte runterlief.

Die Franken hätten gelacht, wenn sie's gesehen hätten. Oder besser: Sie hätten verächtlich geschnauft. „Barbaren“, hätten sie gesagt, „die verwechseln Gelächter mit Politik.“ Aber das war unser Vorteil. Während die Franken in Kirchen knieten, schufen wir unsere Politik im Suff. Und manchmal, verdammt nochmal, war ein betrunkenen Schwur stärker als jede lateinische Formel.

Widukind spielte mit diesem Chaos wie ein Gaukler. Er erzählte Geschichten von Karl, die so lächerlich waren, dass die Männer heulten vor Lachen. „Karl“, brüllte er einmal, „ist so fett, dass er seine eigenen Priester zum Beten unter den Tisch schickt!“ Gelächter wie Donner. Und irgendwo zwischen den Witzen kroch die Erkenntnis: Wir hassen diesen Mann. Wir hassen, was er uns antut. Und wir müssen etwas tun.

Das Gelächter war Tarnung. Es war nicht harmlos. Es war ein Messer, eingewickelt in Spaß. Jedes Mal, wenn die Männer lachten, schlug Widukind ihnen die Wahrheit in den Schädel, ohne dass sie's merkten. Sie lachten – und schworen nebenbei, nicht zu knien, nicht zu taufen, nicht zu brechen.

So wurde das Gelage zur Schule der Freiheit. Keine Bücher, keine Schreiber. Nur Rauch, Bier und ein Mann, der die Wahrheit wie Flüche ins Feuer spuckte. Und das Lachen? Es war die erste Waffe gegen die Angst.

Es gibt Flüche, die sind nur Luft, und es gibt Flüche, die sind ein Vorschlaghammer. Widukind entschied sich für den Vorschlaghammer. Er fluchte nicht, um Dampf abzulassen – er fluchte, um Funken zu schlagen. Funken, die auf Männer fielen wie brennende Spreu und plötzlich ganze Dörfer entzündeten. Und das Ziel seiner Flüche trug einen Namen, den selbst nüchterne Zungen wie eine Krankheit ausspuckten: Karl. Nicht „der Große“. In Widukinds Mund war er einfach Karl, wie ein Wirt, der zu viel kassiert, ein Nachbar, der nachts die Schweine stiehlt, ein Geistlicher, der mit sauberen Fingern in schmutzige Töpfe greift.

„Karl“, begann er oft, als räusperte er sich vor einer Predigt, „der Mann ist ein Fass ohne Boden – du kippst Land hinein, Männer, Seelen, und er rülps nur nach mehr.“ Dann folgten die Bilder, derbe wie Axtschläge: Karl, der sich Kränze aus fremden Köpfen flicht; Karl, der Wasser zu Blut predigt und dann behauptet, es sei ein Wunder; Karl, der Gnade säuselt und mit der anderen Hand Dörfer anzündet. Die Männer lachten zuerst, natürlich lachten sie – doch

das Lachen kippte, wurde schwer, bekam Gewicht. Denn unter dem Spott lag etwas, das nicht verjährt: Zorn.

„Sie sagen, er ist von Gott gesalbt“, spie Widukind ins Feuer. „Dann ist ihr Gott ein Schlachter, der gerne sauber arbeitet.“ Ein Murmeln ging durch den Kreis, kein frommes, eher ein Rascheln wie von nassem Stroh, das gleich brennen will. Einer wagte: „Sag das nicht zu laut, Widukind.“ – „Ich sag’s so laut, bis der Himmel husten muss“, antwortete er, und seine Stimme sprang, riss, glühte. „Wenn ihr wollt, dass ich flüstere, dann nehmt mir zuerst die Luft.“

Er kannte die Kunst, Karl klein zu erzählen. Nicht als unbesiegbaren Kaiser auf einem goldenen Stuhl, sondern als Mann mit kaltem Blick und warmen Taschen, vollgestopft mit Abgaben, die andere bezahlt hatten. „Seht ihn“, sagte Widukind, „hinter Bannern und Bärten, ein König der Buchhalter: zählt eure Sünden, zählt eure Söhne, zählt eure Säcke Getreide, und am Ende sagt er, Gott habe’s so gewollt.“ Er hob den Becher. „Ich kenne einen Gott, der weniger zählt und mehr trinkt.“ Gelächter hallte an den Stämmen des Hains, doch niemand vergaß, worauf die Rede hinauslief: Wir werden nicht gezählt.

Er fluchte über Karls Pfaffen, diese weichen Finger, die sich an Herzen vergreifen, als wären sie Tintenfässer. „Sie tauchen euch ins Wasser“, höhnte er, „und holen euch als Eigentum wieder raus.“ Ein älterer Krieger scharrte mit dem Stiefel. „Manche sagen, Taufe ist Rettung.“ – „Rettung wovor?“ Widukind beugte sich vor, die Augen funkelnd. „Vor der Freiheit? Vor dem Wald? Vor dem Recht, seine Götter zu wählen wie sein Messer?“ Er klopfte dem Alten an den Brustpanzer. „Was dich rettet, sitzt hinter deinen Rippen und hat Zähne.“

Doch seine Flüche waren nie allein Messer nach außen; sie waren Spiegel nach innen. „Ihr wollt Karl hassen? Gut“, rief er einmal, „fangt damit an, wie Karl zu werden – organisiert, nüchtern, sauber – und dann merkt euch, warum wir’s nicht sein wollen!“ Er grinste. „Wir sind nicht sauber. Wir sind frei. Und frei stinkt. Das soll so sein.“ Die Männer brüllten, und in ihrem Brüllen lag diese wilde Erleichterung, endlich eine Antwort gefunden zu haben, die man trinken und trotzdem behalten kann.

Er malte Bilder, grob und unvergesslich. Karl als Müller, der aus Menschen Mehl macht. Karl als Fischer, der die Flüsse mit Netzen aus Geboten abzieht. Karl als Heiler, der Wunden klaut, um Salben zu verkaufen. „Glaubt ihm nichts“, sagte Widukind, „nicht einmal, wenn er euch Brot reicht. Er hat’s aus eurem Korn gebacken.“ Ein Bursche lachte zu laut; Widukind packte ihn am Nacken. „Lach, Junge, aber merk’s dir. Morgen stehst du vielleicht zwischen Schild und

Schwert, und der einzige Unterschied ist, ob du weißt, wem du die Zähne zeigst.“

Seine Flüche waren Kettenbrecher. Jeder Satz ein Schlag auf ein Ringglied. „Karl befiehlt, kniet“, ahmte er die Stimme eines Boten nach, „ich befehle: Steht.“ Er stellte sich auf den Fassdeckel, hob beide Arme, als wären es Waagschalen: „Knien ist leicht. Stehen ist schwer. Darum ist Stehen das einzig Ehrliche.“ Er ließ die Arme sinken. „Wenn wir stehen, müssen sie uns legen. Und dafür brauchen sie mehr als Wasser und Worte.“

Manchmal verließ er die Grobheiten und wurde kalt. Dann nannte er Zahlen, Entfernungen, die Namen von Flussübergängen, die Breite eines Talweges. „Hier wird er kommen“, sagte er, „nicht weil sein Gott's so will, sondern weil seine Schreiber so rechnen. Und hier, genau hier, bricht seine Rechnung, wenn wir rechnen wie Wölfe – mit Zähnen, Wind und Dunkelheit.“ Das war die andere Seite seiner Flüche: Sie waren Karten. Wer mit ihm lachte, lernte nebenbei, wo er morgen kämpfen würde.

Natürlich kamen Zweifel. Ein Mann mit schmalem Gesicht fragte: „Und wenn er uns bricht? Wenn seine Heere größer sind als unser Zorn?“ Widukind nickte, als würde er einem guten Trinkspruch zustimmen. „Dann bricht er keine Männer mehr, sondern Bretter. Und Bretter brennen.“ Er deutete auf die Flammen. „Wir sind kein Haus. Wir sind ein Wald. Wer uns fällt, steht morgen wieder im Schatten.“ Ein Raunen, dann ein Aufheulen; irgendwo schlug einer die Takte auf einen Schild, und aus dem Rumoren wurde der Singsang eines Gelöbnisses, roh wie Leder.

Er vergaß nie, Karl beim Vornamen zu packen. Das nahm dem Feind die Krone im Satz. „Karl macht Pläne“, knurrte er, „aber Pläne haben noch nie eine Nase gebrochen.“ Er schob dem nächstbesten Kameraden den Becher zu. „Brich du sie. Heute. Morgen. Immer. Und wenn du fällst, bricht der Nächste weiter.“ Das war der Rhythmus seiner Rede: kein Donner, der verhallt, sondern Hämmer auf Amboss, Schlag auf Schlag, bis aus Lärm Form wurde.

Am Ende einer dieser Nächte stand er still, was selten war. Der Hain knisterte, irgendwo plärrte ein Säugling hinter einer Hüttenwand. Widukind sah in die Runde, die Gesichter rußig, glänzend, erwartungsvoll. „Hört zu“, sagte er leiser, „ich liebe diesen Mann nicht“ – das Gelächter setzte ein, er hob die Hand, es verstummte –, „aber was ich wirklich hasse, ist das Schweigen, das er in uns haben will. Das Schweigen der Getauften, der Gezählten, der Gehorchenden. Ich werde lieber falsch, laut und blutig sein, als richtig, leise und sauber.“ Dann trat er vom Fass herunter. Kein Jubel. Nur dieses tiefe, gemeinsame Atmen, das

ein Dorf macht, wenn es gerade beschlossen hat, morgen nicht mehr dasselbe zu sein.

Und als sie sich zerstreuten, blieb die Luft geladen, wie vor einem Gewitter. Einer der Alten murmelte: „Deine Flüche sind schlimmer als Pfeile.“ Widukind zuckte die Schultern. „Pfeile kann man sammeln“, sagte er, „meine bleiben im Kopf.“ Er lächelte schief. „Und wenn Karl morgen seine Psalmen schickt, singen wir zurück. Lauter.“

Manche Männer reden, als würden sie mit Gold im Mund gurgeln. Karl hatte solche Männer. Priester, Boten, Schreiber – alle mit spitzen Zungen, geschult in Latein, das klang wie das Krächzen von Raben, die nie satt werden. Aber die Sachsen hatten Widukind. Und der sprach nicht wie ein Buch, sondern wie ein Beil. Einfach, hart, direkt. Worte, die jeder Bauer verstand, auch wenn er noch nie mehr gesehen hatte als sein Feld und den Rauch über seinem Dach.

„Der Kaiser sagt, Gott spricht Latein“, höhnte er eines Abends am Feuer. „Dann muss sein Gott ein verdammter Trottel sein, denn kein Bauer versteht ihn.“ Gelächter. Und in dem Gelächter lag das Nicken, das Einverständnis: Endlich redet einer unsere Sprache.

Widukind kannte die Bilder der Leute. Er sprach von Schafen, wenn er Schwäche meinte. Von Wölfen, wenn er Mut beschwor. Von Bier, wenn er von Blut sprach. Ein toter Mann war bei ihm kein „Gefallener“, sondern ein Sack, den die Erde frisst. Ein Sieg war kein „Ruhm“, sondern ein voller Krug. Das war keine Dichtung, das war Alltag. Und genau deshalb traf es.

Wenn er über Karl sprach, dann nicht in höfischen Formeln. „Karl ist wie ein Sack voller Steine“, rief er, „groß, schwer, aber voller Risse. Einmal fallen gelassen, und er bricht.“ Wenn er die Franken verspottete, tat er es mit Bauernweisheit: „Sie marschieren wie Kühe zum Wasser – brav, geordnet, und zu dumm zu merken, dass die Schlachtereier am Ende wartet.“

Die Alten sagten oft: „Worte sind Wind.“ Widukind nickte dazu – und spuckte ins Feuer. „Genau. Aber wenn genug Wind weht, fällt auch der stärkste Baum.“ Das verstanden sie. Keine Predigt, keine Belehrung. Ein Bild, das sie sahen, wenn sie morgens aus der Hütte traten.

Seine Sprache war roh. Keine geschmückten Sätze, keine sauberen Phrasen. Er sprach, wie er kämpfte: mit Dreck an den Händen und Trotz in der Kehle. Und darin lag die Kraft. Denn jeder, der ihn hörte, dachte: „Das hätte ich auch sagen können.“ Nur keiner hatte es gesagt. Bis er kam.

Es war die Sprache des Volkes – nicht, weil er das Volk beschönigte, sondern weil er es war. Ein Mann, der genauso schwitzte, fluchte, lachte und soff wie alle anderen. Nur lauter. Nur härter. Nur unverschämter. Und deswegen hörten sie ihm zu. Denn in seiner Stimme hörten sie zum ersten Mal ihre eigene.

So wurde sein Maul zur Brücke: vom Lagerfeuer in die Köpfe, von den Köpfen in die Fäuste. Die Franken hatten Banner, wir hatten Worte. Aber Worte, die jeder verstand, sind gefährlicher als Banner, die nur glänzen. Und Widukinds Sprache war wie eine rostige Kette: schwer, hässlich – aber stark genug, Männer zusammenzuhalten.

Am Anfang war er nur der Lauteste am Feuer. Ein Maulheld, ein Schnapsdrossel mit einer großen Klappe. Einer, über den die Alten den Kopf schüttelten und die Jungen lachten. „Widukind, der kann saufen und reden, aber führen?“ – das war der Spott, der durch die Hütten ging. Doch irgendwann kippte der Spott. Irgendwann merkten sie: Er redet nicht nur – er macht, dass andere machen.

Es begann unscheinbar. Ein Dorf, das überfallen werden sollte. Normalerweise stritt man tagelang, ob man's wagen sollte. Doch Widukind stand auf, kotzte halb in den Staub, grinste und sagte: „Worauf warten wir? Bis Karl uns einen Brief schickt? Wir gehen jetzt.“ Und sie gingen. Nicht, weil er Befehle gab, sondern weil sein Trotz ansteckend war. Das war der Moment, in dem die Männer begriffen: Das Maul war mehr als Gelaber. Es war Zunder.

Von da an hörten sie zu. Nicht, weil sie mussten, sondern weil sie wollten. Ein Maulheld unterhält dich. Ein Anführer bringt dich dazu, dein Schwert zu heben. Widukind wurde vom Spaßmacher zum Funken. Er machte aus Gelächter Ernst, ohne dass die Männer merkten, wie der Übergang passierte.

Einmal, so erzählt man, stand er mit drei Dutzend Männern am Fluss. Die Franken waren auf der anderen Seite, doppelt so viele. Normalerweise hätten die Sachsen geflucht, gespuckt und sich verzogen. Aber Widukind grinste, hob seinen Speer und rief: „Na los, Brüder, wenn wir schon sterben, dann machen wir's wenigstens laut, damit die Götter uns hören!“ – und sie folgten ihm. Weil keiner von ihnen sterben wollte wie ein Feigling, während einer von ihnen lachte wie ein Verrückter.

Die Alten Häuptlinge sahen es und wurden nervös. Denn sie kannten die Regeln: Anführer wirst du durch Blutlinien oder durch Stärke. Aber Widukind brach die Regeln. Er wurde Anführer durch Worte, durch Spott, durch das Maul. Das machte ihn unberechenbar. Und gefährlich.

Er selbst tat so, als sei ihm das egal. „Ich bin kein Anführer“, knurrte er, „ich bin nur der Kerl, der euch daran erinnert, dass ihr Eier habt.“ Aber genau das war Führung. Kein Schwertschlag, kein Opfer, kein Ritual. Nur das nackte Gefühl: „Wenn er lacht, können wir kämpfen.“

So wurde aus dem Maulhelden ein Anführer. Nicht weil er es wollte. Nicht weil er darum bat. Sondern weil niemand sonst das Maul groß genug hatte, um die Freiheit auszusprechen, bevor sie verloren war.

Freiheit war kein schönes Wort aus einem Buch. Kein sauberes Prinzip, das man an die Wand nagelt. Freiheit war ein Rausch. Und Widukind schenkte ihn aus, Krug für Krug, Satz für Satz, bis die Männer taumelten wie Betrunkene, selbst wenn sie nüchtern waren.

Er hatte eine Art, das Wort zu sagen, als wäre es Bier. „Freiheit“, rief er, und die Männer hoben die Krüge, als hätten sie einen Trinkspruch gehört. „Freiheit“, wiederholte er, und schon rauschten die Stimmen, die Fäuste, das Lachen. Es war kein Argument, kein Vortrag. Es war eine Droge.

Die Franken gaben ihren Leuten Ordnung. Regimenter, Befehle, Gebote. Alles wie straffe Fässer, in denen kein Tropfen verschüttet wird. Wir hatten das Gegenteil: ein Fass, das überlief. Und dieses Überlaufen war Freiheit. Kein Mann stand wie der andere. Jeder war ein Wolf mit eigenen Zähnen, ein Baum mit eigenem Schatten. Und doch, wenn Widukind „Freiheit“ brüllte, war's plötzlich, als wären alle Fässer aneinandergeschlagen, alle Bäume ein Wald, alle Wölfe ein Rudel.

Es war berauschend, und es war gefährlich. Denn Rausch ist süß – aber er macht dich blind. Männer, die nie weiter dachten als bis zum nächsten Gelage, schworen plötzlich, bis zum Tod zu kämpfen. Bauern, die sonst nur Mistgabeln hielten, schrien, sie würden Karl selbst die Kehle aufschlitzen. Und vielleicht glaubten sie es in dem Moment wirklich. Freiheit machte sie größer, als sie waren. Aber sie machte sie auch unvorsichtig.

Widukind wusste das. Er sah, wie ihre Augen glänzten, wie sie schwankten zwischen Mut und Wahnsinn. Und er nutzte es. Er schenkte nach, immer nach, auch wenn der Becher längst leer war. Seine Worte waren wie Met, den er über den Abend streckte. Gerade genug, um sie heiß zu halten. Nicht genug, um sie am nächsten Morgen zu ernüchtern.

„Freiheit“, sagte er, „bedeutet nicht, dass wir gewinnen. Freiheit bedeutet, dass wir sterben, wie wir wollen.“ Die Männer heulten auf, als hätte er ihnen ewiges

Leben versprochen. Doch es war das Gegenteil. Er hatte ihnen die Wahrheit in den Rausch gemischt: Ihr seid sterblich, verdammt nochmal. Aber ihr könnt entscheiden, wie. Und diese Entscheidung fühlte sich an wie ein Rausch, süßer als jedes Bier.

So wurde „Freiheit“ kein Gedanke, sondern ein Fest. Kein Gesetz, sondern ein Lied. Ein Rausch, der sie trug, auch wenn die Welt sie zerdrückte. Und Widukind? Er war der Wirt, der den Becher immer wieder auffüllte.

Es braucht nicht viel, um einen Wald in Brand zu setzen. Kein Feuersturm, kein göttlicher Blitz. Ein Funke reicht. Und Widukind war dieser Funke – klein, dreckig, kaum sichtbar für die, die im Süden Karten zeichneten und Bischöfe krönten. Aber für uns, die im Wald saßen, war er der Zündstoff, auf den alles wartete.

Die Nächte waren voller Stimmen, und seine Stimme war die lauteste. Sie hallte zwischen Bäumen, mischte sich mit Rauch, Bier und dem Donnern der Fäuste auf Holz. „Wir sind frei!“ rief er. Zuerst nur ein Ruf unter vielen, dann ein Singsang, dann ein Schrei, der wie ein Echo über Flüsse sprang. Es war kein Plan, kein Vertrag, kein Bündnis auf Pergament. Es war nur ein Laut, aber er brannte.

Die Alten sagten: „Lass das, Junge, du spielst mit Feuer.“ Sie hatten recht – aber sie übersahen, dass wir längst im Holzlager saßen, umgeben von trockenem Reisig, das nur auf die erste Glut wartete. Widukind zündete nicht an, was nicht brennen wollte. Er sprach nur aus, was schon knisterte.

Und plötzlich hörten Dörfer, die sich sonst stritten wie Hunde um einen Knochen, denselben Ruf. Freiheit. Nicht als Philosophie, nicht als feines Wort, sondern als brüllender Trotz. Freiheit hieß: kein fränkischer Priester im Brunnen. Freiheit hieß: kein Bote, der deinen Namen zählt. Freiheit hieß: die Axt in der Hand, der Wald im Rücken, die Stirn frei.

Es war gefährlich, verdammt gefährlich. Ein Funke kann Wärme geben oder alles verzehren. Widukind wusste das. Manchmal grinste er, wenn er in die Flammen starrte, und murmelte: „Wenn wir schon brennen, dann so, dass selbst Karl das Feuer sieht.“

Die Franken lachten noch, weit weg, sicher hinter ihren Mauern. Für sie war er nur ein Barbar, ein Maulheld, ein Schatten am Rand der Karte. Aber wir wussten: Schatten können Feuer fressen und wieder ausspeien. Und dieses Feuer würde nicht aufhören, bis es die Grenzen des Reiches beleckte.

So endete es nicht mit einem Sieg, nicht mit einem Schwur, sondern mit einem Funken. Ein Funken im Wald, geboren aus Flüchen, Gelächter, Trotz. Ein Funken, den keiner mehr löschen konnte.

Und während die Nacht über Sachsen fiel, während die Bäume raunten und der Wind die Glut trug, wusste jeder: Die Freiheit war kein Traum mehr. Sie war Feuer. Und sie hatte einen Namen. Widukind.

Widukinds Schwur

Die Nacht lag schwer über dem Hain. Kein Laut, außer dem Knacken des Feuers und dem leisen Winseln des Windes zwischen den Bäumen. Der Rauch stieg träge nach oben, verfang sich in den Kronen, als würde er lauschen. Männer saßen im Kreis, Felle um die Schultern, Krüge in den Händen. Aber keiner lachte. Kein Trinkspruch, kein dreckiger Witz. Heute war etwas anders. Heute war die Nacht eine Zeugin.

Widukind stand noch nicht. Er saß, starrte in die Glut, als würde er darin Antworten suchen, die nicht da waren. Normalerweise hätte er schon das halbe Lager zum Johlen gebracht, mit Spott über Karl oder einer Geschichte von einer Frau im Nachbardorf. Aber diesmal hielt er das Maul. Und genau dieses Schweigen machte die Männer unruhig. Ein Maulheld, der nicht redet, ist wie ein Schwert, das nicht gezogen wird. Jeder wusste: Gleich passiert was.

Der Hain war kein Tempel aus Stein. Es war nur ein Kreis aus alten Eichen, ihre Äste schwarz gegen den Mond. Aber für die Sachsen war das genug. Hier wohnten die Götter. Hier hörten sie zu. Und wenn einer einen Schwur sprach, dann hallte er in den Blättern wider, so dass kein Mann und kein Gott ihn je vergessen konnte.

Ein paar Älteste murmelten, dass man vorsichtig sein solle. „Ein Schwur bindet“, sagte einer mit Bart so lang wie ein Pferdeschweif. „Man trägt ihn bis ins Grab.“ Widukind nickte kaum merklich, als hätte er die Worte verschluckt. Er wusste das. Aber gerade deshalb war er hier. Kein Spaß mehr, kein bloßes Lachen am Feuer. Heute wollte er etwas binden, so fest, dass selbst Karl es nicht brechen konnte.

Die Männer ringsum warteten. Sie tranken, sie starrten, sie rieben nervös ihre Waffen. Manche hatten Angst. Andere spürten schon das Kribbeln im Nacken, wenn sich etwas Größeres anbahnt. Ein Schwur konnte ein Volk verändern.

Oder es verdammen. Und sie wussten, dass Widukind nicht der Typ für halbe Sachen war.

Dann stand er auf. Langsam, als müsse er zuerst gegen die Schwerkraft ankämpfen. Die Flammen warfen sein Gesicht scharf ins Licht, voller Schatten, voller Härte. Seine Augen funkelten, nicht betrunken, nicht verspielt, sondern ernst. So ernst, dass manche Männer den Atem anhielten.

„Hört mir zu“, sagte er. Nur drei Worte. Aber sie schlugen in die Nacht wie Hämmer. Das Feuer knackte lauter, der Wind schwieg. Alle Augen klebten an ihm. Zum ersten Mal war sein Maul kein Werkzeug für Gelächter, sondern ein Werkzeug für Schicksal.

Die Nacht im Hain gehörte ihm. Und jedem war klar: Nach heute würde nichts mehr so sein wie vorher.

Stille von einem Mann, der sonst nur Lärm kennt – das ist gefährlicher als jedes Geschrei. Widukind stand da, die Flammen tanzten in seinem Gesicht, und er sagte nichts. Kein Witz, kein Spott, keine Beleidigung gegen Karl. Nur Schweigen. Und genau dieses Schweigen wog schwerer als hundert Flüche.

Die Männer schauten sich an, nervös wie Hunde, die nicht wissen, ob ihr Herr gleich füttert oder schlägt. „Warum redet er nicht?“, flüsterte einer. Ein anderer knurrte zurück: „Halt die Fresse. Wenn Widukind schweigt, dann brütet er was aus.“ Und sie hatten recht.

Denn in ihm kochte es. Er wusste, dass er nicht mehr der sein konnte, der nur Sprüche klopft, während andere sterben. Er spürte das Gewicht im Brustkorb, schwerer als jede Axt, schwerer als jedes Kettenhemd. Es war die Erkenntnis, dass Worte allein nicht mehr reichten. Dass ein Versprechen her musste. Eins, das brennt, auch wenn der Sprecher längst Asche ist.

Sein Schweigen war kein Zögern. Es war Vorbereitung. Wie ein Krieger, der die Klinge nicht sofort zieht, sondern erst wartet, bis der Gegner nervös wird. Jeder Herzschlag im Kreis wurde lauter. Das Feuer knackte wie ein ungeduldiger Zeuge.

Widukind atmete tief durch. Sein Blick wanderte durch die Reihen. Er sah die Jungen, die mit weit aufgerissenen Augen hofften, dass er ihnen Mut einhaucht. Er sah die Alten, die schon zu viel Blut gesehen hatten, aber trotzdem wissen wollten, ob es sich lohnt, noch einmal zu kämpfen. Und er sah

die Verlorenen, die schon fast gebrochen waren, aber noch auf ein Wort warteten, das sie zurückholen konnte.

Dann hob er langsam die Hand. Kein Becher, kein Schwert, nur die bloße Hand. So einfach, so nackt, dass es die Männer frösteln ließ. Ein Maulheld schweigt – und plötzlich merkst du: Er ist dabei, aus Spott Ernst zu machen.

Und genau in diesem Schweigen, in diesem verdammten Atemzug, entstand etwas, das mächtiger war als jedes Gelächter zuvor: Erwartung.

Es begann leise. Kein Donnerwort, kein gebrüllter Fluch. Nur ein Satz, rau wie sein Atem:

„Ich knie nicht.“

Mehr nicht. Drei Worte, aber sie fielen in den Kreis wie ein Axtschlag in morsches Holz. Das Feuer knackte, die Männer rührten sich unruhig. Einer lachte nervös, ein anderer zog scharf die Luft ein. Und Widukind fuhr fort, lauter, fester, als würde er selbst überrascht sein, wie das Gewicht seiner Stimme wuchs.

„Ich knie nicht vor Karl. Nicht vor seinem Gott. Nicht vor seinen Priestern mit ihren kalten Fingern. Ich knie nicht, auch wenn er mich bricht. Ich knie nicht, auch wenn er mir alles nimmt.“

Jetzt war es kein Satz mehr. Es war eine Welle. Er hob den Arm, die Finger zu einer Faust gekrümmt, und seine Stimme peitschte durch den Hain, als wären die Bäume selbst seine Zeugen.

„Ich schwöre bei meinem Blut – lieber sterbe ich mit offener Kehle im Dreck, als dass ich mich beugen lasse wie ein Hund. Lieber brenne ich im Feuer, als dass ich in seinem Wasser untertauche. Lieber verliere ich alles, als dass ich seine Krone anerkenne!“

Die Männer hielten den Atem an. Das war kein Scherz mehr. Kein Gelächter, keine Kneipenpoesie. Das war ein Schwur, roh, blutig, unausweichlich. Und er wuchs, mit jedem Wort, mit jedem Tropfen Speichel, der in die Glut flog.

„Ich schwöre“, rief Widukind, „dass kein Schwert, kein Kreuz, keine Kette mich zwingen wird. Ich schwöre, dass ich meine Brüder führen werde, nicht in Kirchen, sondern in Schlachten. Ich schwöre, dass Karl mich nicht als Knecht sieht – sondern als Feind. Solange mein Herz schlägt, schlägt es gegen ihn!“

Die Worte dröhnten in den Bäuchen der Männer. Sie sahen sich an, und plötzlich merkten sie: Das war nicht mehr nur Widukinds Trotz. Das war ihr eigener. Er hatte ausgesprochen, was jeder gedacht, aber keiner gewagt hatte zu sagen.

Der Schwur war kein Zettel, kein Gesetz, kein Siegel. Er war ein lebendiges Ding, geboren aus Feuer und Atem. Und er wuchs – von einem Mann in einen Kreis, von einem Kreis in ein Volk.

Widukind stand da, die Faust erhoben, die Stirn im Schein des Feuers. Und er wusste: Jetzt war der Rückweg abgeschnitten. Worte sind leicht, bis sie so schwer werden, dass man sie nicht mehr ablegen kann. Sein Schwur war jetzt schwerer als jeder Schild.

Und die Männer, die ringsum saßen, spürten: Sie würden ihn tragen müssen – mit ihm, oder mit ihm untergehen.

Worte allein sind Wind. Und Wind verfliegt. Aber Blut – Blut bleibt. Widukind wusste das. Die Männer im Kreis wussten das. Darum musste der Schwur gebunden werden, nicht in Pergament, nicht in Kirchenmauern, sondern in Fleisch.

Er griff nach einem Messer, schlicht, rostig, aber scharf genug, um die Haut zu öffnen. Er hielt es hoch, die Flamme spiegelte sich in der Klinge. Dann ohne Zögern – Schnitt über die Hand. Blut tropfte, dick, dunkel, dampfend. Kein Zucken, kein Stöhnen. Nur der Blick, der sagte: *So ernst ist es.*

Er hielt die blutige Hand über den Becher Met. Tropfen fielen hinein, mischten sich mit dem Schaum, als würde das Getränk selbst rot werden. „Hier“, rief er, „ist mein Schwur! In meinem Blut, in meinem Trunk. Wer mit mir steht, trinkt mit mir. Wer nicht trinkt – soll gehen.“

Das war keine Bitte. Das war eine Herausforderung.

Einen Moment lang war Stille. Das Feuer knackte, der Rauch kroch, der Wind heulte leise. Dann griff der erste Mann nach dem Becher. Arno, der große Bastard mit der Narbe. Er verzog keine Miene, er trank tief, das Blut klebte an seinem Bart. „Ich knie nicht“, sagte er, die Stimme wie ein Schlag.

Der nächste folgte. Hroth, der Giftzwerg mit der spitzen Zunge. Er nahm nur einen Schluck, grinste blutig und spuckte ins Feuer. „So soll Karl verbrennen.“ Gelächter brach aus, aber es war hartes Gelächter, voller Kanten.

Dann einer nach dem anderen. Jeder nahm den Becher, jeder trank, jeder schmeckte Widukinds Blut. Manche murmelten Worte, andere schrien ihren Trotz in die Nacht. Und mit jedem Schluck wurde der Schwur schwerer, echter, unausweichlicher.

Am Ende kehrte der Becher leer zu Widukind zurück. Er hob ihn hoch, kippte den letzten Tropfen – eine dunkle Spur über die Lippen – und brüllte: „Nun ist es besiegelt! Nicht durch Pergament, nicht durch Priester, sondern durch Blut und Feuer! Wir sind frei, oder wir sind tot!“

Die Männer antworteten nicht mit Worten. Sie hämmerten ihre Fäuste gegen Schilde, gegen Erde, gegen Brustpanzer. Ein Donnern, das den Hain erzittern ließ.

Blut im Becher – das war mehr als ein Ritual. Es war ein Pakt. Einer, der klebte, einer, der schmeckte, einer, der nicht mehr abwaschbar war.

Und jeder im Kreis wusste: Mit jedem Tropfen, den sie geschluckt hatten, war der Weg zurück abgeschnitten.

Ein Schwur ist nur so stark wie die Stimmen, die ihn tragen. Widukind hatte seinen Teil getan – Blut gegeben, Worte gesprochen. Doch jetzt war es an den anderen, ob daraus ein Funke blieb oder ein Feuer wurde.

Die Männer saßen da, noch mit dem Geschmack von Blut und Met auf der Zunge. Ihre Gesichter glänzten im Feuerschein, rau, müde, zerrissen – und doch war da etwas Neues, ein Glanz, der nicht vom Alkohol kam. Es war der Glanz von Entscheidung.

Arno erhob sich zuerst. Er war ein Riese von einem Kerl, mit einer Stimme, die selbst nüchtern wie Donner klang. „Ich knie nicht“, rief er, und schlug mit der Faust gegen seine Brust. „Nicht vor Karl, nicht vor Gott, nicht vor irgendeinem Bastard, der glaubt, er kann mir das Leben diktieren!“ Ein Raunen ging durch die Reihen, schwer und zustimmend.

Dann Hroth, klein, scharf, mit diesem giftigen Grinsen, das immer wirkte, als hätte er gerade eine Leiche verspottet. „Ich schwöre“, knurrte er, „dass ich den ersten Franken, den ich sehe, nicht frage, ob er beten will – sondern ob er noch Zähne hat, nachdem ich fertig bin.“ Gelächter brach los, hart, böse, genau das, was sie brauchten.

Nach ihnen die anderen. Einer nach dem anderen stand auf, hob die Hand, brüllte seine Variante des Schwurs. Kein einheitlicher Chor – sondern ein Sturm

aus Stimmen, jede anders, jede roh, jede wahr. Einer versprach, sein Vieh lieber selbst zu schlachten, als es den Franken zu geben. Ein anderer schwor, sein Kind niemals taufen zu lassen, auch wenn er dafür mit ansehen müsse, wie Priester im Feuer brennen. Jeder Schwur war ein Nagel im Sarg der alten Ordnung.

Und das Erstaunliche: Die Angst, die vorher zwischen ihnen geschlichen war, löste sich auf. Aus Furcht wurde Wut. Aus Wut wurde Kraft. Aus Kraft wurde ein Chor, so ungehobelt wie mächtig.

„Wir knieen nicht!“ rief einer.

„Wir schweigen nicht!“ rief der nächste.

„Wir sterben frei!“ brüllten sie alle.

Widukind stand mitten im Kreis, das Gesicht glänzend vor Schweiß und Feuerlicht. Er sagte nichts mehr. Er ließ sie reden, schreien, schwören. Denn jetzt gehörte der Schwur nicht mehr ihm allein. Er war in die Kehlen aller gefahren, hatte ihre Zungen entzündet.

Und als die Stimmen endlich verstummten, blieb nur das schwere, gemeinsame Atmen eines Rudels, das gerade beschlossen hatte, dass es keine Hunde mehr sein würde – sondern Wölfe.

Kaum war der letzte Ruf verklungen, begann der Schwur schon, sich zu verwandeln. Das ging schnell, schneller, als irgendein Schreiber später mit Feder und Tinte hätte aufzeichnen können. Worte werden Wind, hatten die Alten gesagt – doch manchmal, wenn genug Feuer im Wind steckt, trägt er Funken in jede Richtung.

Noch in derselben Nacht wurde der Schwur größer, als er gewesen war. Einer flüsterte am Rand des Feuers: „Hast du gesehen, wie Widukind die Hand aufschlitzte? Er grinste dabei, als hätte er den Schmerz gefressen.“ Ein anderer schwor, er hätte gesehen, wie das Blut im Becher im Feuer aufgeleuchtet habe, rot wie eine Fackel. Wieder ein anderer murmelte, dass die Götter selbst im Wind geantwortet hätten.

So entstehen Legenden – nicht mit Absicht, sondern im Rausch, im Staub, im übermüdeten Gerede nach einer langen Nacht. Jeder machte den Schwur ein Stück größer, ein Stück härter, ein Stück leuchtender. Und ehe die Sonne aufging, war aus einem Satz ein Mythos geworden.

Die Männer, die am Abend noch Bauern, Jäger, Säufer gewesen waren, spürten beim Morgengrauen, dass sie Teil von etwas geworden waren, das mehr war als ein Gelage. „Wir haben geschworen“, sagten sie, „und die Bäume haben’s gehört. Die Erde hat’s getrunken. Der Himmel hat’s gesehen.“

Und als sie zurück in ihre Dörfer gingen, trugen sie die Geschichte mit sich. Bald war es nicht mehr nur Widukind, der im Hain gesprochen hatte. Bald hieß es, ganz Sachsen hätte im Kreis gestanden. Bald hieß es, das Blut im Becher sei nicht von einer Hand, sondern von allen. Bald war der Schwur nicht mehr eine Nacht, sondern ein Bund für die Ewigkeit.

So werden aus Menschen Symbole gemacht – nicht weil sie’s wollen, sondern weil andere es brauchen. Widukind wollte nur trotzen, wollte spucken, wollte lachen und schwören. Aber die Männer machten ihn zum Schwur selbst. Er war nicht mehr nur ein Maul, er war eine Legende mit Zähnen.

Und in dieser Nacht, im Flüstern, im Übertreiben, im Weitererzählen, begann die Geschichte von Widukind nicht nur als Mann, sondern als Mythos.

Es gibt Schwüre, die man im Rausch spricht und am nächsten Morgen vergisst. Doch dieser Schwur, geboren aus Blut, Feuer und Trotz, ließ sich nicht mehr abschütteln. Er hing in der Luft, schwer wie Rauch, und legte sich auf jeden Mann im Hain wie eine Last.

Als die Glut niederbrannte und die ersten Schatten des Morgens durch die Bäume krochen, spürten sie es: Kein Zurück mehr. Sie hatten die Brücke verbrannt, bevor sie sie überhaupt überquert hatten. Von nun an gab es nur zwei Wege – kämpfen oder sterben. Und beide rochen nach Blut.

Widukind sah es in ihren Gesichtern. Die Euphorie war da, aber auch die Stille danach. Diese Stille, in der jeder Mann merkt, was er gerade unterschrieben hat – mit seiner Kehle, seinem Herzschlag, seinem Leben. Keiner sprach von Zweifel. Keiner wagte es. Doch in ihren Augen lag es: das Wissen, dass sie etwas losgetreten hatten, das größer war als jeder von ihnen.

Er selbst fühlte es auch. Zum ersten Mal war er nicht nur der Spötter, nicht nur der Maulheld, nicht nur der Schläger, der lachte, wenn es brannte. Zum ersten Mal war er ein Gefangener seiner eigenen Worte. Er hatte sich in den Schwur eingesperrt – und genau darin lag seine Freiheit.

„Kein Mann, der heute hier sitzt, darf je wieder knien“, sagte er leise, als die letzten Tropfen Glut verglühten. „Wer es doch tut, soll verflucht sein, nicht nur von uns, sondern von seinen eigenen Kindern.“

Die Männer nickten, manche mit hartem Kiefer, manche mit glasigen Augen. Sie wussten, was das bedeutete: Kein Frieden mit Karl. Kein Frieden mit der Kirche. Kein Frieden mit der Welt, die sie knechten wollte. Nur Krieg, immer Krieg, bis einer nachgab.

Der Schwur hatte sie gefesselt, härter als Ketten, die Karl je schmieden konnte. Und genau deshalb war er mächtiger. Denn eine Kette kann man sprengen. Aber ein Schwur – der sitzt in deinem Blut, in deinem Namen, in deiner verdamnten Erinnerung.

Als sie den Hain verließen, war jeder Schritt schwerer, aber auch fester. Sie waren nicht mehr Männer, die sich zusammentrafen, um zu trinken. Sie waren ein Schwur, der laufen gelernt hatte.

Und in Widukinds Blick lag dieses kalte, gefährliche Wissen: Ab jetzt war jeder Tag Krieg. Und er würde ihn führen, nicht weil er wollte – sondern weil er nicht mehr anders konnte.

Kein Zurück.

Blutsbande und Fehden

In Sachsen war Blut mehr wert als Gold. Mehr wert als Worte, mehr wert als jeder Schwur, den ein Priester mit Weihwasser besiegelte. Blut war Band und Bürde zugleich. Wenn du geboren wurdest, bekamst du nicht nur einen Namen – du bekamst auch alle Feinde und Freunde deiner Sippe. Ob du wolltest oder nicht.

Widukind wusste das früh. Jeder im Dorf wusste, wessen Sohn er war, wessen Neffe, wessen Cousin dritten Grades. Und genau danach behandelte man dich. Nicht nach dem, was du konntest, sondern nach dem, welches Blut durch deine Adern floss. Ein Mann konnte stark sein, listig sein, mutig sein – wenn er die falschen Blutsbande hatte, war er trotzdem nur ein Bauer. Aber mit den richtigen Adern warst du schon halb ein Häuptling, bevor du ein Schwert heben konntest.

Familie bedeutete: Wenn einer fiel, mussten alle rächen. Wenn einer Beute machte, teilte er mit den Seinen. Wenn einer eine Schande auf sich lud, trugen alle sie. Das machte dich sicher – aber es machte dich auch unfrei. Blut war ein Netz, das dich auffing und fesselte zugleich.

Widukind spürte die Wärme der Blutsbande in Nächten, wenn die Familie um ihn saß, Geschichten erzählte, Fleisch briet, Met reichte. Er wusste, dass er in diesem Kreis immer einen Platz haben würde, selbst wenn die Welt draußen brannte. Aber er spürte auch die Kälte dieses Netzes, wenn er gezwungen war, Fehden auszutragen, die nicht seine eigenen waren. „Dein Onkel wurde beleidigt“, sagte man. „Dein Cousin wurde geschlagen.“ Und schon war er mit drin, ob er wollte oder nicht.

Die Franken hatten Gesetze, die alles regelten, Paragraphen wie Ketten. Wir hatten Blut. Es war ehrlicher, roher – aber genauso gnadenlos. Wer sich dem Blut entzog, war ein Verräter. Und Verräter lebten nicht lang.

Für Widukind war das Blut am Anfang Heimat. Später wurde es Fessel. Und irgendwann, das spürte er schon, würde er das Band sprengen müssen, um etwas Größeres zu binden: ein Volk.

Aber noch war er jung. Noch war Blut der einzige Halt. Noch hielt er die Axt nicht im Namen aller Sachsen, sondern nur im Namen der Seinen. Und jeder Schlag, den er führte, schrieb sich in dieses Netz ein – ein Netz, das ihn tragen, aber auch strangulieren konnte.

Blut gab Halt, aber Blut zog dich auch runter wie Mühlsteine am Hals. In Sachsen warst du nicht nur du selbst – du warst deine Sippe. Und deine Sippe konnte ein Fluch sein.

Widukind lernte das, sobald er alt genug war, das Schwert zu halten. Da war immer einer, der kam: ein Onkel, ein Vetter, ein Schwager, irgendwer mit demselben Blut im Leib. Und sie hatten immer Forderungen. „Du bist einer von uns, also komm mit.“ – „Du schuldest es deinem Blut, also kämpf für mich.“ – „Du bist nicht besser als wir, also halt dich an unser Schicksal.“

Es war kein freiwilliges Bündnis, es war ein Zwang. Blutsrecht hieß: Wenn dein Bruder ein Schaf klaute, warst du plötzlich Teil eines Streits. Wenn dein Onkel beim Gelage das falsche Maul führte, warst du verpflichtet, seine Zähne zu verteidigen. Und wenn einer deiner Cousins im Streit erschlagen wurde, dann hattest du keine Wahl – du musstest Blut mit Blut bezahlen.

Widukind hasste es. Er hasste, wie das Blut ihn in Kämpfe trieb, die er nicht gewählt hatte. Er hasste, wie er gezwungen wurde, für Fehler anderer einzustehen. Aber er tat es trotzdem. Nicht, weil er blind war, sondern weil er wusste: Wer das Blut verrät, ist tot, lange bevor das Schwert ihn trifft.

Und so schleppte er die Last. Jede Fehde, jeder Zank, jede Schuld eines Verwandten hing an ihm wie Eisen. Selbst in Nächten, wenn er selbst keinen Streit gesucht hatte, fand ihn das Blut. „Du bist Widukinds Neffe, also hilf mir.“ – „Du bist Widukinds Sohn, also schweige nicht.“ – „Du bist Widukinds Bruder, also stirb mit mir.“

Manchmal fragte er sich, ob das überhaupt Freiheit war. Diese Bande gaben Sicherheit, ja – aber sie banden ihn genauso fest wie die Ketten der Franken. Vielleicht noch fester, weil er sie in seinem eigenen Fleisch spürte.

Doch trotz all der Last, trotz all der Wut – er trug sie. Weil er wusste: Das Blut war die einzige Währung, die damals zählte. Und wer nicht zahlte, war verloren.

Aber in seinem Innern begann schon etwas zu gären. Ein Gedanke, der noch nicht reif war, aber immer lauter wurde: *Wenn ich je größer werden will als meine Sippe, muss ich mich aus diesem Netz reißen.*

Noch schwieg er darüber. Noch schluckte er die Last. Aber er wusste: Blut war nicht nur Band. Blut war auch Bürde. Und irgendwann würde er gezwungen sein, diese Bürde gegen eine größere einzutauschen – oder daran zu zerbrechen.

Fehden waren der Pulsschlag der Sachsen. Keine Woche ohne Rache, keine Ernte ohne Blut. Es war ein Kreislauf, so alt wie die Wälder: Einer beleidigt den anderen, einer stiehlt ein Tier, einer schlägt im Suff den falschen Mann – und schon rollten die Fackeln durch die Nacht.

Widukind war noch jung, als er in seine erste Fehde gezerrt wurde. Es ging nicht um ihn, es ging um seinen Vetter. Der hatte im Gelage einen Mann aus einem Nachbardorf „Hundesohn“ genannt, und der Hundesohn hatte das nicht überlebt. Nun war die Sippe des Toten auf Rache aus – und Widukind war mittendrin.

Kein Ehrenkodex, kein gerechter Zweikampf. Fehde hieß: nachts überfallen, Hütten anzünden, Männer im Schlaf erwürgen, Vieh stehlen, Kinder verschrecken. Es war Schmutzarbeit, kein Heldenlied. Aber es war Pflicht. „Wir

lassen Blut nicht ungesühnt“, sagten die Alten. Und so marschierte auch Widukind los, Speer in der Hand, Herz voller Widerwillen, aber Augen brennend vor Trotz.

Die erste Fackel brannte heller als der Mond. Die Schreie kamen schnell. Männer stolperten aus ihren Hütten, Frauen zerrten Kinder ins Dunkel, Hunde heulten. Widukind warf seinen Speer, traf einen, sah ihn stürzen – und begriff: Dies war kein Kampf um Freiheit, kein Krieg gegen Karl. Es war nur Dreck gegen Dreck. Ein Toter für einen Toten, und am Ende hatte niemand gewonnen.

Doch das System hielt. Am Morgen, als sie zurückkehrten, klopfen ihm seine Verwandten auf die Schulter. „Gut gemacht, Junge. Jetzt bist du einer von uns.“ Er grinste, weil er wusste: Alles andere als ein Grinsen hätte ihm nur eine neue Fehde im eigenen Blut eingebracht.

Von da an entfachte sich die Gewalt immer wieder. Ein Schlag forderte den nächsten, ein Mord den Gegenschlag. Fehden waren wie Feuer in trockenem Gras – einmal angezündet, fraßen sie alles, bis nichts mehr stand. Und jeder im Land wusste: Es ist nur eine Frage der Zeit, bis dich das Feuer selbst erwischt.

Widukind hasste diese Logik, doch er spielte sie mit. Er musste. Denn wer nicht mitmachte, war kein Mann, sondern ein Verräter. Und Verräter fanden ihre Knochen schneller im Wald als jeder Feind.

So lernte er: Fehden sind keine Ausrutscher. Sie sind das Gesetz. Und das Gesetz war: Blut bezahlt Blut. Immer.

Eine Fehde endet nie. Sie hört nicht auf, wenn einer fällt. Sie hört nicht auf, wenn ein Dorf brennt. Sie hört erst auf, wenn beide Seiten zu Asche geworden sind – und selbst dann schleicht die Glut noch in den Geschichten der Überlebenden weiter.

Widukind begriff bald, dass Fehden kein Mittel waren, sondern eine Krankheit. Ein ewiger Kreis, der sich selbst fraß. Heute erschlägst du den Bruder eines Mannes, morgen erschlägt er deinen Cousin, übermorgen brennen beide Sippen einander nieder. Am Ende weiß keiner mehr, wer angefangen hat – nur dass keiner aufhören darf.

Er sah Dörfer, die in diesem Strudel zerfielen. Männer, die ihr Leben lang nichts anderes taten, als Rache zu üben. Frauen, die Kinder großzogen, nur damit sie groß genug wurden, mit dem Schwert den nächsten Schlag zu führen. Selbst Kinder wussten die Regeln: „Wenn sie einen von uns töten, töten wir zwei von

ihnen.“ Das war das erste Sprichwort, das man lernte, noch bevor man sprechen konnte.

Einmal, nach einer besonders blutigen Fehde, stand Widukind zwischen den Leichen. Zwei seiner Vettern tot, drei Männer vom Gegner erschlagen, und niemand hatte irgendetwas gewonnen. Das Dorf war ärmer, der Boden war rot, und trotzdem sagten die Alten: „Die Ehre ist gewahrt.“ Da lachte Widukind, bitter, spöttisch. „Wenn das Ehre ist, dann scheiß ich drauf.“ Aber er schwieg gleich wieder, weil er wusste: Lauter Spott hätte nur die nächste Fehde ausgelöst.

Der Kreis der Gewalt drehte sich unaufhaltsam. Jeder Versuch, ihn zu brechen, machte ihn nur schneller. Sagst du „Genug“, bist du schwach. Schlägst du zurück, hältst du die Maschine am Laufen. Und so wuchs Widukind in einer Welt auf, in der Rache so selbstverständlich war wie Atmen.

Doch etwas in ihm regte sich. Ein Trotz, der anders war als die blinde Wut seiner Verwandten. Er sah, dass der Kreis nicht nur Sippen zerstörte – er schwächte alle. Und während die Sachsen damit beschäftigt waren, sich gegenseitig zu zerfleischen, stand Karl im Westen und lachte.

Der Kreis der Gewalt war wie ein Mühlstein, der das Volk langsam zermahlte. Widukind wusste: Wenn er ihn nicht irgendwann sprengt, wird der Schwur im Hain nichts wert sein. Denn was nützt es, frei von Karl zu sein, wenn man sich selbst in Stücke schlägt?

Noch schwieg er darüber. Noch war er Teil des Kreises. Doch in seinen Augen begann etwas zu glimmen: der Gedanke, dass er nicht ewig so tanzen würde.

In all dem Blut und Rauch, in all den endlosen Fehden, begann ein Muster sichtbar zu werden: Widukind war kein Mitläufer mehr. Er war der, auf den die Leute schauten, wenn die Fackeln entzündet wurden. Nicht, weil er älter war, nicht, weil er schon Häuptling war – sondern weil er lauter war.

Er hatte ein Talent, das stärker war als Muskelkraft: Er konnte Hass bündeln. Wo andere Männer nur schimpften, machte er aus dem Schimpfen einen Schlachtruf. Wo andere verzweifelten, machte er aus Verzweiflung Trotz. Schon nach wenigen Jahren hieß es im Dorf: „Wenn Widukind mitgeht, haben wir eine Chance.“ Und manchmal reichte das, um Männer überhaupt erst aufstehen zu lassen.

Das war neu. Normalerweise war es der Älteste der Sippe, der den Takt vorgab. Doch Widukind stahl ihnen die Bühne – nicht durch Befehl, sondern durch Präsenz. Er stand im Kreis, grinste, spuckte einen Spruch in die Glut, und schon war klar, dass er das Feuer in Händen hielt.

Aber das brachte ihm auch Ärger. Die Häuptlinge knurrten, wenn sie merkten, dass ihre Befehle erst Gewicht bekamen, nachdem Widukind sie kommentiert hatte. Manche hassten ihn still, manche laut. „Ein Maulheld“, sagten sie, „einer, der mehr redet als kämpft.“ Doch alle wussten: Seine Worte machten Kämpfer mutig – und das war in diesen Zeiten wertvoller als jedes Schwert.

Und Widukind selbst? Er spürte, dass er wuchs. Nicht nur in den Augen seiner Sippe, sondern über ihre Grenzen hinaus. Andere Stämme kannten seinen Namen, zuerst als Spott, dann als Respekt. „Der Maulheld von Engern“, nannten ihn manche. Doch bald hieß es: „Der, der Karl trotzt.“

Fehden hatten ihn zum Kämpfer gemacht, ja. Aber sie hatten ihm auch gezeigt, dass er mehr sein konnte. Er war kein Bauer, der die Rache seines Veters ausführt. Er war einer, der begann, das ganze Spiel zu hinterfragen – und gleichzeitig mitspielte, härter als alle anderen.

Seine Stellung war noch brüchig, noch unsicher. Doch jeder Kampf, jede Rede, jedes Lachen im Angesicht von Blut machte ihn ein Stück größer. Und er wusste: Bald wird er nicht nur für Blutsverwandte kämpfen müssen, sondern für alle Sachsen.

Es gibt Momente, da wird Blut zu einer Falle. Widukind merkte das, als die Forderungen seiner Sippe lauter wurden – und gleichzeitig sein Name über die Dörfer hinaus hallte. Er war kein einfacher Streiter mehr, kein Cousin, der nur mitlief. Er war der Mann, den alle ansahen, wenn Entscheidungen fallen mussten. Und plötzlich standen zwei Mächte gegeneinander: Familie und Volk.

Die Sippe rief nach ihm. „Hilf uns, Widukind, die Beleidigung zu rächen!“ – „Dein Onkel wurde erschlagen, du musst das Blut sühnen!“ – „Dein Schwager hat Ärger, du darfst nicht fehlen!“ Jeder dieser Rufe war alt, gewohnt, unaufschiebbar. Doch gleichzeitig kamen Stimmen von außen. Bauern, die keine Blutsbande mit ihm hatten, baten: „Steh auch für uns auf. Wir haben niemanden außer dir.“

So entstand ein Riss. Blut gegen Freiheit. Pflicht gegen Vision. Ein Mann, der seinem Vetter beistand, konnte das Dorf retten – aber was, wenn dabei das Land verloren ging?

Widukind sah es klar: Fehden banden dich an Kleinkriege, während Karl schon das große Heer sammelte. Jeder tote Cousin zog ihn in eine Spirale, die ihn vom eigentlichen Feind abhielt. Doch konnte er die Sippe einfach lassen? Blut war Gesetz, und wer sich dem Blut entzog, verlor Ehre, verlor Heimat, verlor Schutz.

Eines Nachts, nach einer besonders sinnlosen Fehde, saß er allein am Feuer. Zwei Tote lagen draußen, beides Verwandte. Er starrte in die Glut und murmelte: „Wie viele Brüder soll ich noch verlieren, bevor ich für alle kämpfe?“ Er wusste, die Antwort würde ihn spalten – entweder zum Verräter an der Familie machen oder zum Verräter am Volk.

Seine Brüder im Schlamm, Arno und Hroth, waren die Ersten, die es aussprachen: „Wir sind deine Familie, Widukind. Aber nicht wegen Blut. Sondern weil wir mit dir kämpfen. Vielleicht ist das das einzige Band, das zählt.“

Und damit setzte sich der Gedanke fest: Familie war nicht nur, was durch die Adern floss. Familie war, wer an deiner Seite stand, wenn der Feind kam. Ob Vetter oder Fremder, ob Onkel oder Bauer – Loyalität war Blut genug.

Doch dieser Gedanke war gefährlich. Denn wenn er ihn laut sprach, stellte er das alte Gesetz in Frage. Und das alte Gesetz war die einzige Ordnung, die die Sachsen hatten.

So stand Widukind am Rand einer Entscheidung, die größer war als jede Fehde: Entweder blieb er Sohn seiner Sippe – oder er wurde Stimme eines ganzen Volkes.

Aus Blut wächst Hass, und aus Hass wächst Rache. So war es immer bei den Sachsen. Aber bei Widukind begann etwas anderes zu wachsen. Etwas, das größer war als die nächste Fehde. Eine Saat, die in ihm aufging – die Saat des Rebellen.

Er hatte gesehen, wie Fehden ganze Dörfer zerrissen. Wie Brüder Brüder töteten, während Karl im Westen lachte. Er hatte Blut getrunken, Schwert an Schwert gestanden, Häuser brennen sehen. Und immer wieder kam dieselbe Erkenntnis: *Wir töten uns selbst, während der wahre Feind wartet.*

In den Nächten nach solchen Kämpfen konnte er nicht schlafen. Er starrte in die Glut, hörte noch die Schreie, roch noch den Rauch. Aber statt nur an Rache zu denken, begann er zu fragen: „Wozu? Wofür? Wem nützt das?“ Fragen, die kein Mann seiner Sippe laut aussprach, weil sie klangen wie Schwäche. Doch in seinem Kopf hallten sie nach, stärker als jedes Kriegslied.

Die Saat wuchs in seinen Reden. Zuerst nur Spott: „Wir sind so dumm, wir tun Karls Arbeit selbst.“ Dann als Ernst: „Wenn wir uns nicht zusammenreißen, sind wir tot, bevor die Franken uns überhaupt berühren.“ Und langsam, ganz langsam, fingen die Männer an, zuzuhören. Nicht nur seine Blutsverwandten, sondern auch die, die ihn nicht kannten.

Er spürte es: Die Männer wollten mehr als endlose Fehden. Sie wollten einen Grund, der größer war als ein geklautes Schaf oder eine Beleidigung im Suff. Sie wollten kämpfen, ja – aber für etwas, das Sinn machte. Für Land. Für Freiheit. Für das Recht, nicht in Karls Kirchenwasser ersäuft zu werden.

So begann er, Worte wie Samen zu werfen. Nicht jeder keimte sofort. Manche lachten, manche schüttelten den Kopf. Aber andere griffen sie auf, trugen sie weiter, erzählten sie am Feuer, in Hütten, auf Feldern. Die Saat des Rebellen verteilte sich im Volk, unsichtbar und unaufhaltsam.

Widukind selbst war sich dessen kaum bewusst. Er wollte nur, dass die Fehden aufhören, dass die Kraft nicht länger im Kreis verschwendet wird. Aber genau das war der Anfang. Der Anfang einer neuen Fehde – nicht gegen Nachbarn, nicht gegen Vettern, sondern gegen Karl und sein Reich.

Und während die Nacht über das Land fiel, wusste er: Der Kreis der Gewalt war nicht mehr das Ende. Er hatte einen neuen Kreis gezogen – größer, härter, gefährlicher. Einen Kreis, der alle Sachsen einschloss.

Die Saat war gelegt. Und sie würde wachsen, ob er wollte oder nicht.

Begegnung mit den Franken

Man hört viel über einen Feind, bevor man ihn sieht. Und jedes Gerücht macht ihn größer. Die Alten hatten von den Franken erzählt wie von Dämonen: diszipliniert, kalt, mit Schwertern so scharf, dass sie Bäume fällen konnten, und mit Priestern, die dir den Kopf verdrehten, noch bevor dir das Schwert die Kehle aufschlitzte. Aber Gerede ist Rauch. Erst wenn du den Feind siehst, wird er Fleisch.

Widukind sah seine ersten Franken an einem grauen Morgen am Fluss. Kein Heer, kein Sturm, nur ein Dutzend Reiter, die am anderen Ufer auftauchten. Sie saßen wie Statuen auf ihren Pferden, Rüstungen glänzend, Schilde im

Gleichmaß. Kein Lachen, kein Johlen. Nur Schweigen, das schwerer wirkte als jedes Kriegsgeschrei.

Die Sachsen an Widukinds Seite murmelten. „Sieh, wie sie still sind. Wie Puppen.“ Einer spuckte ins Gras. „Wie können Männer kämpfen, wenn sie nicht brüllen?“ Aber genau das machte es unheimlich. Die Franken standen da, unbewegt, und ihre Ruhe schrie lauter als jedes sächsische Heulen.

Widukind starrte sie an. Seine Finger juckten nach dem Speer, sein Maul juckte nach Spott. Aber zum ersten Mal fehlten ihm die Worte. Nicht aus Angst – sondern weil er begriff: Diese Männer waren anders. Sie waren keine Nachbarn, die du überfallen konntest, wenn dir das Bier zu Kopf gestiegen war. Sie waren geformt, gleichgeschliffen, wie Klingen aus derselben Schmiede.

Einer der Franken hob die Hand. Kein Gruß, kein Drohgebärde. Nur ein Zeichen – und die ganze Gruppe wendete ihre Pferde im gleichen Atemzug, als wären sie ein einziger Körper. Staub stieg auf, Hufe donnerten, und in wenigen Herzschlägen waren sie verschwunden.

„Was war das?“ murmelte Hroth neben ihm.

Widukind grinste schief, doch seine Stimme klang ungewohnt ernst: „Das, Brüder, war unser Feind. Kein Mann, kein Dorf. Ein verdammtes Tier mit hundert Köpfen.“

Und während er den leeren Horizont anstarrte, wusste er: Die Geschichten hatten nicht übertrieben. Sie hatten zu wenig gesagt.

Nach dem ersten Blick auf die Reiter dauerte es nicht lange, bis die Franken immer öfter auftauchten. Zuerst wie Schatten am Rand der Wälder, dann wie Fliegen auf dem Fleisch. Mal ein Trupp Soldaten, mal ein Händler mit Waren, die glänzten wie Sünde, mal ein Priester mit einer Zunge so glatt, dass du am liebsten Salz drauf gestreut hättest.

Sie kamen nicht mit Feuer und Schwert – nicht immer. Manchmal kamen sie mit Münzen. Goldstücke, die in der Sonne funkelten, als hätten die Götter selbst sie fallen lassen. Manche Bauern starrten so lange auf das Gold, dass sie fast vergaßen, wer sie waren. „Ein Sack davon, und wir könnten ein ganzes Dorf ernähren“, murmelte einer. Widukind lachte hart. „Ein Sack davon, und ihr verkauft gleich eure Töchter dazu.“

Dann die Priester. Fremde Männer mit Haarkranz und Augen, die so taten, als hätten sie in den Himmel geschaut. Sie sprachen von einem Gott, der alle liebt

– und von einem Kaiser, der zufällig sein Lieblingssohn sei. „Taufe“, sagten sie, „ist Rettung.“ Und wenn sie das sagten, meinten sie: Rettung vor uns selbst. Widukind hörte zu, grinste und fragte einmal laut: „Wenn euer Gott so mächtig ist, warum braucht er dann eure dummen Münder?“ Der Priester blass, die Männer lachten – und die Saat des Hasses gegen die Fremden wuchs tiefer.

Doch am gefährlichsten waren nicht die Soldaten oder die Priester. Es waren die Händler. Sie brachten Stoffe, die weicher waren als jedes sächsische Fell. Messer, die schärfer waren als unsere Schmiede je fertigten. Wein, der süßer brannte als unser Met. Manche ließen sich locken. Manche sagten: „Vielleicht ist Handel besser als Krieg.“ Aber Widukind spuckte auf den Boden. „Heute geben sie dir Wein, morgen nehmen sie dein Land. So handeln nur Narren.“

Die Fremden im Land wirkten harmlos, doch sie waren Vorboten. Jeder Sack Gold, jeder Tropfen Wein, jedes Kreuz, das an die Wand genagelt wurde, war ein Nagel im Sarg der Freiheit.

Und Widukind wusste: Wenn man die Fremden gewähren ließ, würden sie bald nicht mehr Gäste sein – sondern Herren.

Die Sachsen kämpften wie Wölfe. Jeder für sich, wild, unberechenbar, mit Zähnen und Klauen. Aber die Franken – die kämpften wie eine Maschine. Und genau das machte sie so gefährlich.

Widukind erlebte es zum ersten Mal, als ein fränkisches Heer durch die Grenzmark marschierte. Keine große Schlacht, nur ein Durchzug, aber was er sah, fraß sich in sein Gedächtnis. Reihen von Männern, Schild an Schild, Schritt an Schritt. Nicht einer stolperte, nicht einer sang, nicht einer lachte. Sie bewegten sich wie Zahnräder, geschmiert mit Blut und Gehorsam.

„Seht sie euch an“, flüsterte Arno neben ihm, „keiner weicht aus, keiner rennt. Als wären sie aus Stein.“

„Nein“, knurrte Widukind, „Stein bricht irgendwann. Die da sind schlimmer. Die hören nicht auf, bis jemand sie zerreißt.“

Es war nicht nur ihre Disziplin, es war auch ihre Ausrüstung. Eisenhelme, die im Licht blitzten, Schilde mit Kreuzen, Schwerter, die länger und schwerer waren als unsere. Jeder einzelne von ihnen besser bewaffnet als drei Sachsen zusammen. Sie hatten Wagen voller Vorräte, sie hatten Boten, die Befehle weitergaben, ohne dass jemand widersprach. Ordnung wie ein Fluss, der niemals stockt.

Widukind spürte, wie seinen Männern der Mut sank, während sie zusahen. Sie waren Chaos gewohnt, Schlachten wie wütende Stürme. Aber hier war kein Sturm. Hier war ein Mauerwerk, das marschierte. „Wie kämpft man gegen sowas?“ murmelte einer.

Widukind lachte, hart und schief: „Indem man ihnen zeigt, dass wir keine Mauer sind. Wir sind Feuer. Und Feuer frisst Mauern, wenn es lang genug lodert.“

Doch innerlich wusste er: Das hier war anders als jede Fehde, jeder Raubzug. Die Franken hatten ein Gewicht, das man nicht einfach mit Spott wegblasen konnte. Ihre Ordnung war so schwer, dass sie ganze Länder niederdrücken konnte.

Und genau deshalb, dachte er, muss man lernen, lauter zu brennen als sie marschieren können.

Nicht jedes Gefecht wird mit Schwertern geschlagen. Manche beginnen mit Worten – und manchmal sind die Worte schärfer als jede Klinge.

Der erste, der Widukind wirklich entgegentrat, war kein Krieger, sondern ein Priester. Ein fränkischer Gesandter, schmal wie eine Kerze, aber mit Augen, die so brannten, als hätte er den Himmel selbst verschluckt. Er kam mit ein paar Reitern ins Dorf, den Kopf rasiert bis auf den Kranz, das Kreuz glänzend auf der Brust. Und er sprach, als sei jedes seiner Worte ein Befehl.

„Karl“, begann er, „ist der Auserwählte Gottes. Er kommt nicht, um euch zu vernichten, sondern um euch zu retten. Wer sich taufen lässt, ist frei von Sünde. Wer sich weigert, ist Feind des Himmels.“

Die Leute im Dorf hörten zu, verlegen, mit gesenkten Köpfen. Keiner wagte zu lachen. Aber Widukind stand auf, trat vor, das Maul schon voller Gift.

„Rettet uns?“, knurrte er. „Ich habe gesehen, wie Karls Männer retten: Sie retten Getreide aus unseren Feldern, sie retten Vieh aus unseren Ställen, sie retten Frauen aus ihren Hütten. Wenn das Rettung ist, dann hat euer Gott ein großes Maul und leere Hände.“

Ein Raunen ging durch die Menge, ein paar Männer grinsten trotz der Gefahr. Der Priester hob das Kreuz, als wolle er die Worte abwehren. „Du lästerst. Gott sieht dich.“

Widukind lachte laut. „Dann soll er mir in die Augen sehen. Und wenn er wirklich allmächtig ist, soll er mir den Hals brechen, während ich lache. Aber ich sage dir: Euer Gott ist nur ein Name. Und euer Karl ist nur ein Mann – mit zu viel Land und zu wenig Verstand.“

Die Reiter griffen nach ihren Schwertern, doch der Priester hob die Hand, um sie zu stoppen. Seine Stimme klang kalt: „Dein Volk wird bluten für deine Zunge.“

Widukind trat noch näher, so nah, dass er den Atem des Mannes roch. „Dann soll er mich holen. Aber vorher wird er lernen, dass unsere Zungen härter schlagen können als seine Schwerter.“

Das Dorf kochte, Männer brüllten, Fäuste hämmerten gegen Schilde. Der Priester zog sich zurück, die Reiter mit starren Gesichtern im Gefolge. Sie ritten davon, aber jeder wusste: Diese Worte würden nicht vergessen werden.

Widukind aber grinste. „Ein Krieg beginnt nicht mit Stahl“, sagte er zu den Männern. „Er beginnt mit Worten. Und heute haben wir die ersten Pfeile verschossen.“

Worte sind gut, Spott ist scharf – aber irgendwann kracht es. Und dann entscheidet nicht mehr die Zunge, sondern das Eisen.

Die erste richtige Kollision mit den Franken kam nicht als große Schlacht, sondern als Zusammenstoß, roh und ungewollt. Ein Dutzend sächsische Krieger, unter ihnen Widukind, trafen auf eine fränkische Patrouille im Wald. Keine Zeit für Reden, keine Zeit für Banner. Nur Augen, die einander fixierten – und dann das Ziehen von Schwertern.

Es war Chaos. Die Franken bildeten sofort ihre verdammte Schildreihe, so wie sie's immer taten. Schilder aneinander, Speere vorgestreckt, wie eine Mauer, die durch den Wald marschierte. Aber der Wald war kein Paradeplatz. Die Bäume standen dicht, das Unterholz riss die Formation auseinander. Und genau da stürzten sich die Sachsen hinein – wild, brüllend, unberechenbar.

Widukind sprang wie ein Wolf auf einen der Reiter, riss ihn halb vom Pferd und rammte ihm den Speer in die Seite. Blut spritzte, das Pferd wieherte, der Reiter stürzte. Kein schöner Kampf, kein Heldengedicht – es war eine Schlägerei im Dreck.

Die Franken hielten stand, besser als erwartet. Jeder Schlag von ihnen war sauber, trainiert, einstudiert. Aber die Sachsen kämpften nicht nach Regeln. Sie

bissen, sie traten, sie zogen Männer an den Haaren in den Schlamm. Einer der Franken schrie, als Hroth ihm das Auge mit einem Dolch ausstach. Arno riss einem anderen das Schwert aus der Hand und spaltete ihm mit demselben Eisen den Schädel.

Es dauerte nicht lang, vielleicht ein Dutzend Herzsschläge, vielleicht eine halbe Ewigkeit. Am Ende lagen fünf Franken tot im Gras, drei Sachsen daneben. Die überlebenden Franken flohen, geordnet, so geordnet, dass es Widukind fast wütend machte. Selbst in der Flucht hielten sie noch ihren verdammten Takt.

Die Männer keuchten, lachten, schrien vor Adrenalin. Einer rief: „Wir haben sie geschlagen!“ Widukind aber kniete neben einem toten Bruder und murmelte: „Das war keine Schlacht. Das war nur der Anfang.“

Er wusste: Wenn schon eine Patrouille so schwer zu brechen war – wie sollte es erst aussehen, wenn das ganze fränkische Heer kam?

Die Kollision hatte Blut gekostet. Aber sie hatte auch eines gezeigt: Die Franken waren keine Geister, keine unbesiegbaren Dämonen. Sie bluteten. Und wenn einer blutet, kann er sterben.

Nach der Kollision lag der Wald still. Nur das Rauschen der Blätter, das Tropfen von Blut, das Keuchen der Überlebenden. Die Luft roch nach Eisen und Schweiß, nach Tod und Rauch. Und mittendrin stand Widukind, das Schwert noch tropfend, die Augen weit offen.

Er hatte es begriffen. Endlich. Die Franken waren keine Nachbarn wie die Westfalen oder Angrivarier. Sie waren auch keine Fehde, die irgendwann im Suff verhandelt und mit Vieh ausgeglichen werden konnte. Nein – sie waren ein Reich. Eine Maschine, die immer weiter rollte, egal, wie viele Rädchen man zertrat.

Die Männer feierten, tranken schon den ersten Schluck aus den Schläuchen der Toten, lachten laut, als wären sie unbesiegbar. Widukind aber blieb ernst. „Ihr habt’s gesehen“, sagte er. „Sie verlieren Männer – und marschieren weiter. Sie fallen – und stehen wieder auf. Wir können sie schlagen, ja. Aber wir können sie nicht stoppen.“

Einige sahen ihn verwirrt an. „Was redest du, Widukind? Wir haben sie doch verjagt.“ Er lachte hart. „Verjagt? Morgen schickt Karl zehn an ihrer Stelle. Übermorgen hundert. Und jeder von ihnen sieht gleich aus. Jeder marschiert

gleich. Jeder kämpft gleich. Wir töten fünf – und merken nicht, dass sie fünfhundert mehr haben.“

Das war die Erkenntnis: Die Franken waren unendlich. Nicht, weil sie Götter waren. Sondern weil sie Ordnung hatten. Disziplin. Ein eiserner Wille, der sie wie ein Strom zusammenhielt. Die Sachsen waren frei wie der Wind – aber der Wind zerstreut sich. Die Franken waren eine Flutwelle, die alles mit sich riss.

Widukind biss die Zähne zusammen. Sein Spott, seine Sprüche, sein Trotz – all das war stark, aber er wusste: Das allein würde nicht reichen. Sie brauchten mehr. Sie brauchten Zusammenhalt, größer als jede Sippe, härter als jede Fehde.

Die Erkenntnis war bitter. Sie bedeutete, dass der Krieg nicht kurz, nicht lustig, nicht heroisch sein würde. Er würde lang, schmutzig und voller Opfer sein. Und wenn sie ihn führen wollten, mussten sie mehr werden als nur Wölfe im Wald.

Widukind blickte auf die toten Franken im Gras. „Sie sind keine Männer wie wir“, murmelte er, „sie sind ein Heer. Und gegen ein Heer reicht kein einzelner Schrei. Wir brauchen ein Donnern.“

Es gibt Momente, da reicht ein Blick, ein Geruch, ein Tropfen Blut – und plötzlich weißt du, wer dein Feind für immer ist. Für Widukind war es genau hier, zwischen den Leichen im Wald.

Die Franken hatten Gesichter wie Stein. Selbst tot sahen sie noch aus, als würden sie gehorchen. Kein Zittern, kein Flehen, kein Menschliches in den Zügen. Das machte es schlimmer. Widukind spürte eine Kälte in der Brust, die nicht nur aus Furcht bestand. Es war Hass. Reiner, klarer Hass. Nicht der schnelle Hass einer Fehde, der nach einer Nacht verraucht. Sondern ein Hass, der sich wie Feuer in die Knochen frisst und nicht mehr erlischt.

Die Männer neben ihm grinsten, jubelten über den Sieg. Aber Widukind stand still. Er sah die Franken und dachte: *Ihr seid das, was uns verschlingen will. Ihr seid der Strick um unseren Hals. Und solange ich atme, werde ich ihn zerreißen.*

Es war ein Hass, der nicht nur auf den Soldaten lag. Er galt Karl, dem Mann, der diese Maschinen schickte. Er galt den Priestern, die mit ihren glatten Zungen die Dörfer vergifteten. Er galt der Ordnung selbst, die versuchte, aus freien Männern Zahnräder zu machen.

Widukind spuckte auf den Boden neben einem Toten. „Ich knie nicht“, murmelte er, diesmal nicht zum Feuer, nicht zu seiner Sippe, sondern direkt zu den Leichen. „Und ihr werdet mich dafür hassen, so wie ich euch hasse.“

Von diesem Tag an war es keine Frage mehr, ob er kämpfen würde. Keine Frage mehr, ob Spott genügte. Kein Zurück, kein Zögern. Der Hass war da – und er war reiner als jedes Gelübde.

Er brannte wie ein Funke, den man nicht löschen konnte. Und dieser Funke sprang über. Auf seine Brüder im Schlamm, auf die Männer, die ihn hörten, auf die Dörfer, die spürten, dass Karl mehr war als nur ein ferner Name.

So begann der wahre Krieg – nicht mit einer Schlacht, sondern mit einem Gefühl. Ein Funke im Herzen eines Mannes, der lauter lachte, härter fluchte und stärker hasste, als es irgendein Kaiser je verstehen konnte.

Das erste Gefecht

Es begann nicht mit Trompeten, nicht mit Bannern, nicht mit den großen Gesten, die später die Schreiber in ihre Chroniken pinseln würden. Es begann mit Staub auf einem Waldweg.

Widukind und zwei Dutzend Männer schlichen durchs Dickicht, auf dem Rückweg von einem Raubzug. Sie waren müde, sie stanken nach Rauch, ihre Schilde waren verbeult, und ihre Münder klebten vom letzten Met. Da hörten sie es: das dumpfe Schlagen von Hufen, der gleichmäßige Klang von Rüstungen, das Knarzen von Wagenrädern.

Die Franken.

Ein kleiner Verband, vielleicht vierzig Mann, mehr als die Sachsen, aber nicht genug, um als Heer durchzugehen. Doch das reichte, um Herzsschläge schneller schlagen zu lassen. Sie kamen in Formation, ordentlich wie eine Reihe Bäume, die ein Gott mit Lineal in die Landschaft gesetzt hatte. Schilde glänzten, Speere ragten, die Kreuze auf den Bannern funkelten im Sonnenlicht.

Die Sachsen duckten sich ins Unterholz. Einer flüsterte: „Zu viele.“ Ein anderer: „Wir ziehen uns zurück.“ Aber Widukind stand aufrecht, die Augen funkelnd, die Hand schon am Speer. „Zurückziehen?“ knurrte er. „Und was dann? Warten, bis sie unser Dorf im Schlaf erwischen?“

Die Männer blickten ihn an, unsicher, voller Angst. Und da grinste er. Dieses verdammte Grinsen, das schon halbe Fehden ausgelöst und genauso viele Männer gerettet hatte. „Hört zu“, sagte er leise, „die da glauben, sie marschieren durch unser Land wie durch ihren eigenen Hof. Zeit, ihnen zu zeigen, dass hier niemand einfach spazieren geht.“

Arno, der Riese, knurrte zustimmend. Hroth spuckte ins Laub. Einer nach dem anderen richteten sich die Männer auf. Angst klebte noch in den Gesichtern, aber sie wich langsam dem Trotz.

Die Franken marschierten weiter, nichts ahnend. Gleichmäßig, diszipliniert, unaufhaltsam wie ein Strom.

Und Widukind wusste: Hier, jetzt, beginnt es wirklich. Kein Priester mit seinen dummen Predigten, kein Späher im Schatten. Dies hier war Fleisch gegen Fleisch. Ordnung gegen Chaos.

Er hob den Speer, atmete tief – und die Welt hielt für einen Moment den Atem an.

Die Franken rückten näher, ihr Gleichschritt war wie das Schlagen einer riesigen Trommel. Kein Lied, kein Ruf, nur dieses endlose Stampfen. Es machte Männer nervös, die sonst beim Anblick von Blut lachten.

Die Sachsen duckten sich, jeder Atemzug schwer, jeder Finger zuckte am Speer. Sie waren nicht geordnet, nicht bereit, nicht gleichmäßig. Sie waren wie ein Haufen hungriger Hunde, die plötzlich auf einen Bären stießen.

Und da hob Widukind die Stimme. Nicht mit einer schönen Rede, nicht mit langen Worten. Mit einem Brüllen, das so roh war, dass es die Angst zerschnitt wie eine Klinge.

„Brüder! Wir haben zwei Möglichkeiten: Wir sterben still im Wald wie Schweine – oder wir machen so viel Lärm, dass die Götter selber die Ohren zuhalten müssen!“

Ein paar Männer lachten, nervös, hart, aber das Lachen verwandelte sich in etwas anderes. Ein Schnauben, ein Zähneknirschen, ein Aufheulen.

Widukind trat vor, direkt aus dem Dickicht, Speer hoch erhoben. Er spuckte in den Staub und brüllte: „Kommt und holt uns, ihr verfluchten Gottessöhne!“

Die Franken stoppten. Köpfe drehten sich, Schilde hoben sich, die Ordnung wankte keinen Schritt, aber ihre Augen waren jetzt wach.

Hinter Widukind brachen die Sachsen aus dem Gebüsch, brüllend wie Tiere, die endlich losgelassen wurden. „Für die Freiheit!“ schrie einer. „Für das Blut!“ ein anderer. Doch die meisten schrien einfach nur, rohe, brutale Laute, die mehr sagten als jedes Wort.

Widukind rannte vorneweg, das Maul offen, der Speer wie ein verlängerter Arm seiner Wut. Seine Stimme war lauter als alle anderen, ein Donner, der die Angst seiner Männer übertönte.

„Los, Brüder! Wir sterben nicht still – wir sterben brüllend!“

Und dann krachten sie aufeinander.

Der erste Aufprall war wie der Zusammenstoß zweier Stürme. Kein Plan, kein Rhythmus – nur Eisen auf Eisen, Fleisch gegen Fleisch, Schreie, die alles übertönten.

Widukind stürzte sich in die erste Reihe der Franken. Sein Speer krachte in ein Schild, Holz splitterte, Eisen schlug Funken. Ein fränkischer Soldat rammte ihn zurück, kräftig wie ein Baumstamm. Widukind taumelte, fing sich, brüllte lauter und schlug wieder zu.

Um ihn herum tobte das Chaos. Arno riss einen Reiter vom Pferd, als würde er einen Sack Getreide herunterzerren, und zerschmetterte ihm den Schädel mit bloßen Fäusten. Hroth sprang wie ein wütender Fuchs zwischen die Schilde, stach mit seinem Dolch in Lücken, die kaum groß genug für eine Klinge waren.

Die Franken hielten die Linie. Ihre Schilde bildeten eine Wand, Speere ragten wie Zähne daraus hervor. Jeder Schlag der Sachsen prallte ab, jeder Sprung endete in Blut. Einer der Sachsen wurde aufgespießt, der Schrei brach mitten im Hals ab, als das Eisen ihn durchbohrte.

Doch Ordnung hielt nicht lange gegen Wahnsinn. Die Sachsen brüllten, bissen, spuckten Blut ins Gesicht ihrer Gegner. Einer riss einem Franken den Helm vom Kopf und zertrümmerte ihm die Nase mit einem Stein. Ein anderer packte das Schwert eines Feindes mit bloßen Händen, schnitt sich dabei tief, aber riss es ihm aus dem Griff.

Widukind selbst fand sich plötzlich Auge in Auge mit einem fränkischen Hauptmann. Der Mann war größer, schwerer, mit Rüstung glänzend wie ein

Spiegel. Ihr erster Schlag ließ Widukinds Speer in zwei Hälften brechen. Er lachte – mitten im Kampf, Blut auf den Lippen. „Dann eben mit meinen Zähnen!“ Er warf sich gegen den Mann, rammte die Schulter in den Brustpanzer, spürte, wie die Rippen darunter knackten.

Überall war Chaos. Keiner wusste, wer führte, keiner wusste, wer noch lebte. Nur Blut, Schreie, Schläge, Atemzüge voller Eisen.

Es war kein Tanz. Kein Lied. Kein Heldenlied. Es war ein Würgen, ein Schlagen, ein Beißen. Ein Überleben im Schlamm.

Und Widukind wusste: Genau hier, im Dreck, war der wahre Kampf. Nicht in Chroniken, nicht in Gebeten – sondern hier, wo Männer starben wie Vieh und lachten, wenn sie noch atmen konnten.

Das Chaos tobte, aber die Franken brachen nicht. Sie wankten, ja. Sie bluteten, ja. Doch selbst als Männer schrien, als ihre Reihen ins Taumeln gerieten, hielten sie fest an ihrer verdammten Ordnung.

Widukind sah es mit eigenen Augen: Wo ein Schild zersplitterte, trat sofort ein anderer nach vorn. Wo ein Speer brach, wurde er durch einen neuen ersetzt, als hätten sie unerschöpfliche Reserven in den Eingeweiden ihrer Formation. Jeder einzelne von ihnen schien weniger Mann als Zahnrad – und die Maschine lief weiter, selbst wenn Zähne herausbrachen.

Die Sachsen dagegen tobten wie Tiere. Sie kämpften wie der Sturm, aber der Sturm zerschellt irgendwann an der Mauer. Einer nach dem anderen prallte gegen die Schilde, rutschte an den Klingen ab, wurde zurückgestoßen. Ein Bauer aus Widukinds Trupp rannte blindlings in die Lücke – und wurde mit drei Speeren gleichzeitig durchbohrt. Sein Schrei war kurz, sein Körper blieb hängen wie ein Stück Fleisch auf Spießen.

„Verdammt!“ brüllte Arno, der Riese, als er den Mann fallen sah. „Die fressen uns wie Schweine!“ Er schlug mit seiner Axt, spaltete ein Schild, zerschlug den Arm dahinter – aber kaum fiel einer, schloss sich die Reihe wieder.

Hroth fluchte laut, während er zwischen Beinen und Schilden herumstach: „Die Bastarde sind wie ein Zaun! Du haust ein Loch rein, und sofort wächst’s wieder zu!“

Widukind spürte, wie seine Wut brodelte. Er hasste diese kalte Disziplin, diesen verdammten Gleichschritt, der sich nicht beirren ließ. Sie waren nicht besser,

sie waren nicht stärker – sie waren nur unerbittlich. Und genau das machte sie so gefährlich.

Die Sachsen begannen zu keuchen. Ihre Schreie wurden kürzer, ihre Schläge schwerer. Sie hatten gebrannt wie Feuer – aber Feuer frisst sich schnell selbst auf. Die Franken dagegen waren wie Stein, den selbst die Flammen nicht so leicht sprengen konnten.

Und mitten in diesem Wahnsinn stand Widukind, das Gesicht blutig, die Augen wild. Er sah die Reihen der Franken, die immer noch standen, und er wusste: Wenn sie so weitermachen, würden sie alle hier sterben – brüllend, lachend, aber nutzlos.

Er musste einen Weg finden, das Unmögliche zu tun: Ordnung mit Chaos brechen.

Es gibt Augenblicke, in denen ein Kampf kippt – nicht, weil einer stärker ist, sondern weil einer verrückter ist. Und Widukind war verrückt genug.

Er sah die Franken, diese verdammte Mauer aus Eisen, die nicht brechen wollte. Jeder Schlag prallte ab, jeder Schrei verhallte. Die Sachsen wurden müde, die Franken standen noch. Doch dann fiel Widukinds Blick auf das Gelände: der Wald, der Bach, das unebene Erdreich, das die Franken zwang, auf engem Raum zu marschieren. Ordnung braucht Platz – Chaos braucht nur Mut.

„Brüder!“, brüllte er, „geht ihnen nicht auf die Schilde! Reißt ihnen die Beine weg!“

Er griff einen Stein, schleuderte ihn gegen die Knie eines Franken. Der Mann stürzte, riss zwei Kameraden mit. Sofort war da eine Lücke – klein, aber echt. Widukind sprang hinein wie ein Wolf, Speer voran, das Maul voller Flüche. Er stach, brüllte, biss fast. Arno folgte, wie ein wütender Bär, riss Schilde auseinander, als wären sie dünnes Holz.

Die Sachsen verstanden. Sie hörten auf, blind gegen die Wand zu donnern. Stattdessen warfen sie Steine, Stöcke, sogar tote Körper gegen die Beine der Franken. Einige krochen auf allen vieren in die Reihen, stachen von unten in Bäuche, in Oberschenkel.

Chaos fraß die Ordnung. Die Mauer wankte. Schilde klafften auseinander, Männer stolperten. Hroth kreischte vor Lachen, als er einem Franken die Kniesehnen durchschnitt und ihn kreischend fallen ließ.

Dann kam der Durchbruch. Ein Schrei, ein Riss, ein Sturm, und die Franken waren nicht mehr Mauer, sondern eine Herde, die zurückwich. Widukind stand mitten in der Lücke, blutig, lachend, mit wildem Blick. „Seht ihr?!“, brüllte er. „Sie bluten, sie fallen – sie sind nur Männer! Männer wie wir!“

Die Sachsen tobten, sprangen in die Bresche, rissen die Formation auseinander. Der Klang war nicht mehr das Stampfen eines Heeres, sondern das Krachen von Einzelnen, die um ihr Leben kämpften.

Die Franken hielten noch, zogen sich geordnet zurück, aber der Bann war gebrochen. Sie waren keine unbezwingbare Mauer mehr. Sie waren Fleisch – und Fleisch konnte reißen.

Widukind atmete schwer, Blut tropfte ihm von der Stirn. Er wusste: Das war kein Sieg. Aber es war ein Anfang. Ein Beweis, dass selbst Ordnung brechen kann, wenn du verrückt genug bist, ins Herz zu springen.

Der Boden war rot, so rot, dass selbst das Gras nicht mehr grün schien. Der Gestank von Eisen, Schweiß und aufgerissenem Darm lag schwer in der Luft. Raben hockten schon in den Ästen, als hätten sie geahnt, dass hier ein Festmahl wartete.

Die Franken zogen sich zurück, Schritt für Schritt, immer noch diszipliniert, selbst im Rückzug wie Zahnräder, die langsamer wurden, aber nicht auseinanderfielen. Widukind sah ihnen nach, brüllte ihnen noch einen Fluch hinterher, doch in seiner Brust war kein Triumph – nur ein dumpfes Ziehen.

Denn überall lagen seine Männer. Einer mit gespaltenem Schädel, das Gehirn im Moos. Einer mit aufgespießtem Bauch, die Gedärme wie Schlangen herausquellend. Ein anderer röchelte noch, versuchte, Luft zu holen, während Blut aus seinem Mund sprudelte.

Arno kniete neben einem Gefallenen, den Kopf gesenkt. Hroth stand mit zitternden Händen, sein Messer noch rot, doch seine Augen glasig. Sie hatten überlebt – aber zu welchem Preis?

Widukind stapfte durch den Morast, trat über Leichen, hob einen Krug Met auf, der in der Schlacht verschüttet worden war. Er hob ihn hoch, leer, und knurrte: „Das war unser Sieg. Ein leerer Krug und ein Haufen toter Brüder.“

Keiner lachte. Keiner antwortete. Sie wussten, er hatte recht.

Ein Sieg auf dem Papier, vielleicht. Die Franken waren zurückgewichen. Aber der Preis war hoch, zu hoch für ein Gefecht, das nichts änderte. Morgen würden neue Franken kommen, frisch, stark, zahlreich. Und die Toten hier würden immer noch tot sein.

Widukind hockte sich nieder, tauchte die Finger in das Blut eines Gefallenen, rieb es über sein Gesicht. „Vergesst es nicht“, murmelte er. „Jeder Tropfen hier schreit nach Rache. Aber vergesst nicht, dass Rache uns auch frisst. Wir müssen klüger sein, härter, lauter.“

Die Männer nickten, langsam, schweigend. Sie wussten: Heute hatten sie überlebt. Aber der Preis des Blutes würde noch lange in ihren Knochen sitzen.

Und während die Raben sich über die ersten Toten hermachten, wusste Widukind: Dies war kein Sieg, sondern eine Mahnung. Krieg frisst, und er hatte gerade erst angefangen zu kauen.

Als die Sonne über den Wald kroch, war der Boden noch immer nass vom Blut. Die Luft hing schwer, als hätte der Himmel selbst den Atem angehalten. Männer sammelten ihre Toten ein, hoben sie auf Schultern, banden sie an Äste, um sie heimzutragen. Kein Gesang, keine Tränen. Nur knirschende Zähne und leise Flüche.

Die Franken waren verschwunden, doch ihre Spur blieb: zertrampeltes Gras, abgebrochene Speere, ein paar tote Körper, die sie nicht mitgenommen hatten. Selbst in der Niederlage wirkten sie geordnet – während die Sachsen wie ein Rudel wirkten, das gerade überlebt hatte, aber zerrissen war.

Widukind stand inmitten des Schlachtfeldes, die Hände blutig, die Augen rot. Er spürte, dass etwas passiert war, das größer war als ein kleiner Zusammenstoß. Heute war die Linie gezogen worden. Nicht auf einer Karte, nicht mit Kreide – sondern mit Blut.

Er wusste: Von nun an gab es keine Fremden mehr, die durchs Land marschierten, als sei es ihres. Von nun an war jeder fränkische Fußtritt auf sächsischem Boden eine Kriegserklärung. Und jeder Sachse, der noch gezweifelt hatte, wusste jetzt, dass man mit Karl keine Geschäfte machen konnte. Nur mit Schwertern.

„Brüder“, rief Widukind, seine Stimme rau, „schaut euch das an. Das ist die Grenze. Hier hört Geduld auf, hier fängt Krieg an. Jeder Tropfen Blut sagt uns: Entweder wir stehen zusammen – oder wir werden einzeln fallen.“

Ein Murmeln ging durch die Reihen. Einige hoben Fäuste, andere nickten stumm. Die Angst war noch da, die Müdigkeit, der Schmerz. Aber da war jetzt auch etwas Neues: Klarheit.

Es war, als hätte das erste Gefecht ihnen allen die Maske heruntergerissen. Die Franken waren keine Mythen mehr, keine Geschichten der Alten. Sie waren Fleisch, Eisen und Feuer – und sie würden wiederkommen.

Widukind sah gen Westen, spuckte aus und murmelte: „Dann sollen sie kommen. Wir haben jetzt auch eine Ordnung – unsere Ordnung. Die Ordnung des Trotzes.“

Die Männer brüllten nicht. Sie schrien keine Lieder. Sie sahen ihn an, schwer atmend, und in ihren Augen brannte derselbe Funke, der auch in ihm loderte.

Die Linie war gezogen. Und kein Mann, kein Kaiser, kein Priester würde sie je wieder unsichtbar machen können.

Die Schatten des Kreuzes

Es begann nicht mit einem Heer. Nicht mit Trommeln, nicht mit Bannern, nicht mit Blut. Es begann mit einem Stück Holz.

Ein Morgen, still wie jeder andere. Nebel hing über den Feldern, die Frauen trieben Vieh hinaus, die Männer flickten Schilde. Da kamen sie – nicht viele, nur ein paar Franken mit einem Priester in der Mitte. Kein Schwert in der Hand, nur ein Pfahl, auf den zwei Balken genagelt waren. Sie rammten ihn mitten in den Dorfplatz, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

Das erste Kreuz.

Die Leute standen drum herum, starrten, schwiegen. Manche kratzten sich im Bart, andere spuckten in den Staub. Niemand verstand es richtig. „Was soll das sein?“, murmelte einer. „Ein Zeichen“, sagte der Priester, die Stimme sanft wie Öl. „Das Zeichen des Heils. Das Zeichen eurer Rettung.“

Widukind war zufällig im Dorf. Er sah, wie die Kinder neugierig um das Kreuz liefen, wie die Alten unruhig mit den Füßen scharrten. Etwas in ihm kochte. Das hier war schlimmer als Schwerter. Schwerter erschlagen dich. Aber dieses Stück Holz – es fraß sich in Köpfe.

Er trat vor, das Kinn trotzig, die Stimme rau: „Ein Pfahl im Boden macht euch nicht zu Herren. Ihr steckt Holz in die Erde wie ein Bauer Bohnenstangen. Und wir sollen dafür knien? Lächerlich.“

Einige Männer lachten, erleichtert, dass einer das Maul aufriss. Der Priester aber lächelte nur, dieses selige, ekelhafte Lächeln. „Nicht wir machen uns zu Herren. Euer Gott ruht hier. Der wahre Gott. Er sieht euch nun.“

Widukind spie in den Staub, direkt vor die Füße des Mannes. „Dann sieht er, dass ich scheiße.“

Die Menge gröhlte. Aber das Lachen war nervös. Denn das Kreuz stand. Und es blieb stehen, auch nachdem die Franken weiterzogen. Ein Stück fremder Welt, mitten im Dorf.

Widukind starrte es an, lange, stiller als gewöhnlich. Er wusste: Ein Schwert kannst du zerbrechen. Ein Kreuz? Das schlägt Wurzeln, wenn du es nicht sofort herausreißt.

Und in seinem Bauch brannte die Gewissheit: Dies hier war der Anfang von etwas, das schlimmer werden würde als jede Schlacht.

Die Franken verstanden ihr Handwerk. Sie wussten: Mit Schwertern allein hältst du kein Volk nieder. Also schickten sie ihre Priester, diese Männer mit weichen Händen und harten Zungen.

Bald darauf standen sie wieder im Dorf. Kein Heer diesmal, nur der Priester, das Kreuz hinter ihm, und ein paar Wachen, die schweigend Schwertgriffe umklammerten. Er stellte sich in den Staub, hob die Arme und sprach, als würde er mit Kindern reden.

„Ihr seid verloren“, begann er, „verloren in Finsternis. Aber unser Herr hat euch lieb. Er will euch retten. Ihr müsst nur knien. Ihr müsst nur das Wasser nehmen, das euch reinigt.“

Die Leute hörten zu. Manche lachten, doch das Lachen war dünn. Andere senkten den Blick, als hätten sie Angst, dem Mann ins Gesicht zu sehen. Ein paar Kinder nickten sogar, weil sie nichts verstanden außer: *Jemand sagt, er liebt uns.*

Widukind stand im Hintergrund, die Arme verschränkt. Er beobachtete, wie die Worte wie Gift in die Menge sickerten. Keine Schläge, keine Drohungen – nur Versprechen. „Frieden“, sagte der Priester. „Ewiges Leben“, sagte er. „Schutz

durch den Kaiser“, sagte er. Und manche begannen, daran zu glauben, nicht aus Überzeugung, sondern aus Hunger, aus Angst, aus Müdigkeit.

„Warum sollen wir uns nicht retten lassen?“, flüsterte ein Bauer neben Widukind. „Vielleicht ist’s besser, den Kopf ins Wasser zu tauchen, als ihn von einem Schwert trennen zu lassen.“

Da kochte es in ihm. *Genau das ist ihre Waffe*, dachte er. Nicht die Schwerter, nicht die Banner – die Worte. Worte, die wie Netze fielen und langsam enger zogen.

Der Priester breitete die Arme, als wolle er sie alle umarmen. „Knie nieder, und ihr seid frei.“

Frei? Widukind ballte die Fäuste. Frei hieß für ihn: das Maul aufreißen, das Schwert schwingen, leben, wie man will. Für den Priester hieß es: still sein, gehorchen, den Kopf beugen.

Und während der Staub sich in der Sonne drehte, wusste Widukind: Diese Predigten waren gefährlicher als jede Patrouille mit Schwertern. Denn gegen Schwerter konnte er kämpfen. Gegen Worte musste er schreien.

Widukind konnte vieles ertragen – Hunger, Kälte, Blut. Aber er konnte nicht ertragen, dass diese Männer im Rock und mit Haarkranz seine Leute wie Schafe behandelten. Und so tat er, was er am besten konnte: Er machte sie lächerlich.

Beim nächsten Predigtauftritt des Priesters drängte er sich mitten durch die Menge. Kein Respekt, kein Zögern. Er stellte sich direkt neben das Kreuz, so nah, dass der Priester einen Schritt zurückwich. Dann hob er die Stimme:

„Dieser Gott, von dem ihr redet – liebt er wirklich jeden?“

„Jeden,“ antwortete der Priester, zu selbstsicher, um die Falle zu riechen.

Widukind grinste schief, zeigte seine blutverkrusteten Zähne. „Dann liebt er auch mich? Mit meinem Maul, meinem Speer, meinem Blutrausch?“

„Ja,“ sagte der Priester, zögerlicher jetzt.

„Und liebt er auch Karl?“

„Natürlich.“

Widukind lachte laut, so dass selbst die Kinder kicherten. „Dann ist euer Gott schlimmer als ein alter Sack Met. Der liebt auch jeden, solange er voll ist.“

Gelächter brach aus, hart, schmutzig, aber echt. Der Priester errötete, die Frankenwachen griffen nervös an ihre Schwerter. Doch der Mann hob die Hand, versuchte, Würde zu behalten. „Dein Spott ist Sünde.“

„Sünde?“ Widukind spuckte in den Staub. „Wenn Sünde heißt, laut zu leben, dann will ich der größte Sünder sein. Wenn euer Gott das nicht erträgt, ist er ein schwacher Hund.“

Die Männer im Kreis nickten, einige lachten, andere schlugen mit Fäusten gegen ihre Schilde. Der Priester rang um Fassung. Er sprach von Vergebung, von Licht, von Erlösung – doch seine Worte verhallten jetzt gegen das Gelächter, gegen Widukinds Spott, der wie ein Dolch immer wieder stach.

Spott war seine Waffe, und er setzte sie so gnadenlos ein wie das Schwert. Er machte den Priester nicht nur klein – er machte ihn lächerlich. Und lächerlich darf ein Herrscher nie wirken.

Aber Widukind wusste auch: Spott reicht nicht ewig. Heute lachten sie, ja. Doch morgen würden einige wieder lauschen, heimlich, leise, aus Angst oder Sehnsucht. Gelächter vertreibt Furcht – aber es löscht sie nicht.

Trotzdem, an diesem Tag gewann er. Und manchmal reicht ein Tag.

Es geschah leise. Kein Schwert, kein Schrei, kein Feuer. Nur ein Eimer Wasser und ein paar Worte, die in fremder Zunge gesprochen wurden.

Die erste Taufe im Dorf.

Widukind kam zu spät, er hörte nur das Gemurmel, als er durch die Menge drängte. Da kniete ein alter Bauer, das Haar grau, die Hände faltig vom Pflug. Der Priester goss ihm Wasser über den Kopf, zeichnete das Kreuz, murmelte seine Formel. Und der Mann stand wieder auf – aber nicht mehr derselbe.

Die Leute raunten, unsicher. Einige nickten, als sei es nichts Besonderes. Andere sahen ihn an, als hätte er gerade sein eigenes Fleisch verraten. Widukind kochte.

„Was tust du da, alter Narr?“ rief er. „Du gibst dein Leben weg wie einen Sack Gerste!“

Der Bauer zuckte mit den Schultern, die Augen müde. „Ich bin alt. Ich will Frieden. Wenn dieses Wasser mich schützt, soll es so sein.“

Frieden. Ein Wort, das wie Gift klang in Widukinds Ohren. „Frieden heißt nicht, dass du kniest! Frieden heißt, dass du stehst, auch wenn das Schwert dir im Nacken sitzt!“

Doch der Bauer drehte sich weg, und das Kreuz glänzte auf seiner Stirn. Und genau in diesem Moment wusste Widukind: Das hier war gefährlicher als jedes Gefecht.

Denn Schwerter töten den Körper. Aber das Wasser tötete den Willen. Ein getaufter Mann war kein Krieger mehr, sondern ein Werkzeug. Er konnte lachen, er konnte arbeiten, er konnte trinken – aber er kämpfte nicht mehr. Er gehörte nicht mehr zu den Seinen.

„Das Gift“, murmelte Widukind, „das Gift steckt im Wasser.“

Noch lachten viele über die Priester. Noch spotteten sie. Aber schon war der erste gefallen, nicht im Kampf, sondern im Geist. Und der erste war immer der Anfang.

Widukind schwor sich: Solange er atmete, würde er nicht einen Tropfen dieses Wassers über sich gießen lassen. Eher würde er in seinem eigenen Blut ertrinken.

Die Taufe war die Karotte, doch die Peitsche kam nicht lange danach. Denn die Franken wussten: Worte allein genügen nicht. Wenn das Lächeln nicht reicht, zündet man eben das Dach an.

Es begann mit einem Dorf weiter westlich. Sie hatten sich geweigert, das Kreuz stehen zu lassen, hatten es nachts gefällt, verbrannt, ausgelacht. Als die Sonne aufging, standen die Franken da. Kein Priester mit sanften Worten diesmal, sondern Reiter, Schwerter, Banner.

Widukind hörte die Geschichten, bevor er selbst die Rauchfahnen sah. Männer, die gefesselt wurden, Frauen, die in die Hütten getrieben und dann mit ihnen verbrannt wurden. Kinder, die in den Fluss gestoßen wurden, weil sie zu laut schrien. Und danach, als alles zu Asche war, pflanzten die Franken ein neues Kreuz mitten in die verkohlte Erde.

Ein Zeichen. Ein Fluch. Ein Hohn.

Widukind stand später vor dem verkohlten Platz. Die Luft roch noch nach Fleisch, die Erde war schwarz, der Himmel grau. Nur das Kreuz ragte hell heraus, frisch, als hätte es das Feuer selbst überlebt.

„So machen sie's“, murmelte er. „Wasser für die, die sich beugen. Feuer für die, die stehen.“

Die Männer neben ihm spien in die Asche, knurrten, ballten Fäuste. Einer wollte das Kreuz sofort umreißen, aber Widukind hielt ihn zurück. „Nein. Nicht jetzt. Wenn wir's tun, kommen sie mit hundert Mann zurück. Wir reißen es, wenn wir bereit sind.“

Doch er wusste, die Botschaft war angekommen. Ein Kreuz bedeutete nicht nur Glaube. Ein Kreuz bedeutete Macht. Wer es annahm, bekam Gnade. Wer es verweigerte, bekam Feuer.

Und plötzlich war klar: Dies war kein Krieg nur um Land, sondern um Seelen. Und die Franken waren bereit, sie mit Blut zu kaufen.

Widukind aber spürte, wie sein Hass härter wurde. Ein Hass nicht nur gegen Karl und seine Krieger, sondern gegen das Kreuz selbst. Dieses Holz, das wie ein stiller Feind in den Dörfern stand, unbeweglich, unzerstörbar, giftiger als jede Klinge.

Er schwor: Solange er lebte, würde kein Kreuz unbeachtet stehen bleiben. Wenn sie Holz pflanzten, würde er es mit Feuer fällen. Wenn sie Wasser gossen, würde er es mit Blut zurückzahlen.

Es war nicht nur Widukinds Wut, die brannte – es war die Wut des ganzen Volkes. Feuer hatte mehr überzeugt als Predigten. Denn jeder, der den Rauch sah, wusste: Die Franken wollten nicht bekehren, sie wollten brechen.

Die Männer sprachen am Feuer nicht mehr über Jagd oder Fehden. Sie sprachen über Kreuze, über verbrannte Hütten, über Kinder, die nicht mehr zurückgekehrt waren. Die Alten murmelten, dass die Götter beleidigt seien. Die Jungen schworen, dass sie kein Kreuz mehr sehen wollten, ohne es zu spalten.

Widukind nutzte diese Glut. Er stand in den Dörfern, die noch unversehrt waren, und spottete laut: „Die Franken bringen euch Frieden – den Frieden des Grabes! Sie bringen euch Liebe – die Liebe des Feuers! Sie bringen euch Rettung – mit Stricken um den Hals!“

Die Männer lachten, aber diesmal war das Lachen hart, voller Kanten. Es war kein ausgelassenes Gelächter mehr. Es war das Lachen von Männern, die Blut schmecken wollten.

Und Widukind schrie weiter: „Sie haben unsere Brüder verbrannt, unsere Kinder ertränkt, unsere Götter verhöhnt. Ich sage euch: Kein Kreuz soll in unserem Land stehen, außer dem, an dem wir Franken aufhängen!“

Da heulten die Stimmen auf, wie Wölfe, die Blut wittern. Sie hämmerten mit Fäusten gegen Schilde, gegen Holztische, gegen den Boden selbst, bis die Erde dröhnte.

Die Wut war da. Sie war kein Funke mehr, sie war ein Brand. Ein Feuer, das sich nicht mehr mit Spott löschen ließ.

Widukind wusste: Wut allein reicht nicht, um die Franken zu schlagen. Aber Wut ist ein Anfang. Und Wut lässt Männer Dinge tun, die sie nüchtern nie wagen würden.

Die Priester predigten weiter, das Kreuz ragte weiter in manchen Dörfern. Aber jetzt war es nicht mehr nur ein Symbol des Glaubens – es war ein rotes Tuch. Jeder Balken Holz, der in den Boden gerammt wurde, war ein Schlag ins Gesicht der Sachsen. Und jeder Schlag machte sie wütender.

Und Widukind, der Maulheld, der Spötter, der Trinker, wurde zum Sprachrohr dieser Wut. Sein Fluch gegen Karl, sein Spott gegen die Priester, seine Verachtung gegen das Kreuz – all das war jetzt nicht nur Gelächter. Es war Krieg.

Die Nacht nach dem verbrannten Dorf war schwer. Kein Lied, kein Lachen, nur das Knacken des Feuers und die Gesichter der Männer, die stumm in die Glut starrten. Selbst Widukind, sonst immer mit einem Spruch auf der Zunge, schwieg lange. Er trank, er schnaubte, er kaute an einem Stück Fleisch, das nicht mehr schmeckte.

Denn er hatte begriffen: Dies war kein Krieg, den man mit einem Sieg beenden konnte. Nicht mit einem Gefecht, nicht mit einer Schlacht, nicht einmal mit zehn. Die Franken wollten nicht Land – sie wollten Seelen. Sie wollten die Sachsen nicht besiegen. Sie wollten sie verändern.

Und das war schlimmer als der Tod.

„Hört mir zu,“ sagte er schließlich, die Stimme rau vom Rauch und vom Met.
„Ein Schwert kann dich töten. Aber ein Kreuz? Es macht dich lebendig und tot zugleich. Du lebst weiter, aber nicht mehr als du selbst. Du bist dann Karl’s Mann, Karl’s Hund, Karl’s Eigentum. Und das, Brüder, ist schlimmer, als wenn er uns alle niederbrennt.“

Die Männer nickten, schwer, düster. Einer knurrte: „Dann ist das kein Krieg um Dörfer.“ – „Nein,“ sagte Widukind. „Es ist ein Krieg um uns. Um das, was wir sind. Um unsere Götter, unser Blut, unser verdammtes Recht, frei zu fluchen.“

Er sah die Gesichter im Schein des Feuers. Männer, die bisher nur an Vieh, Felder, Familien dachten. Jetzt sah er darin etwas anderes: den Beginn eines Volkes, das begriff, dass es nicht mehr nur um Besitz ging – sondern um Sein oder Nichtsein.

„Das Kreuz ist nicht nur Holz,“ fuhr er fort. „Es ist eine Waffe. Schärfer als jedes Schwert. Und wenn wir sie nicht brechen, bricht sie uns. Versteht ihr?“

Ein dumpfes Murmeln, dann ein Aufheulen, ein Brüllen, das durch den Wald donnerte. Sie hämmerten mit Fäusten, spien ins Feuer, schworen lauthals, dass kein Kreuz in Sachsen ungestraft stehen würde.

Widukind lächelte schief. Nicht aus Freude, sondern aus Trotz. Er wusste: Jetzt war der Krieg endgültig. Nicht mehr eine Reihe von Fehden, nicht mehr ein Widerstand gegen Steuern oder Patrouillen. Sondern ein Krieg der Götter, ein Krieg der Seelen.

Und dieser Krieg würde nicht enden, bis einer von beiden verschwunden war – das Kreuz oder die Sachsen.

Bündnisse mit den Sachsenstämmen

Die Feuer brannten tiefer in den Dörfern, und mit jedem Tag stand ein neues Kreuz irgendwo im Boden. Manche wurden gleich gefällt, manche blieben stehen wie stumme Drohungen. Die Sachsen kämpften, aber jeder Stamm kämpfte für sich – wie immer. Und genau das war ihr Fluch.

Widukind wusste es längst. Er hatte Blut gesehen, genug, um zu begreifen: Ein Dorf kann brennen und am nächsten Tag weiterleben. Aber ein Volk, das gespalten bleibt, stirbt langsam. Fehden hatten sie schwach gemacht, Stolz

hatte sie auseinandergerissen. Jeder Häuptling glaubte, sein eigener Herrscher zu sein – bis Karl kam und sie wie Vieh zusammentrieb.

So stellte sich Widukind eines Abends auf einen Hügel, der Wind in seinen Haaren, die Glut des Feuers in den Augen. Männer aus mehreren Sippen hatten sich versammelt. Sie wollten hören, warum er sie gerufen hatte. Einige misstrauisch, andere neugierig, manche nur, um später über ihn zu lachen.

Er brüllte nicht sofort. Er wartete, ließ die Stille wirken, bis das Murmeln verebbte. Dann hob er die Hand, als wollte er das ganze Land greifen.

„Brüder,“ begann er, „wir haben lange geglaubt, dass unsere Fehden uns stark machen. Dass Blut uns bindet, dass jeder Stamm für sich genug ist. Aber schaut euch um! Eure Brüder brennen. Eure Kinder werden getauft wie Lämmer. Eure Felder tragen Kreuze statt Korn. Und während ihr euch noch streitet, lacht Karl und zählt eure Knochen.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Manche nickten, andere verschränkten die Arme. Doch Widukind fuhr fort, die Stimme rau, aber fest:

„Ein Stamm allein ist ein Funke. Karl tritt ihn aus, bevor er brennt. Aber wenn wir alle zusammenlodern – Engern, Westfalen, Ostfalen, Nordalbingier – dann ist es ein Feuer, das selbst der Kaiser nicht löschen kann.“

Die Häuptlinge tauschten Blicke. Sie hörten die Worte, aber sie sahen auch den Mann, der sie sprach – das Maul, das sonst für Spott bekannt war, stand nun ernst vor ihnen, mit Blut in den Augen.

„Ich sage euch,“ rief Widukind, „entweder wir sind eins – oder wir sind nichts.“

Und in diesem Moment lag etwas in der Luft, das größer war als alle alten Fehden. Kein Schwur, kein Vertrag, nur ein Gefühl: Der Ruf nach Einheit hatte begonnen.

Verhandlungen sind schlimmer als Schlachten. Ein Schwert zerbricht oder bleibt heil. Aber mit Worten? Da gleitet dir das Messer unsichtbar in die Rippen.

Die ersten Treffen liefen in düsteren Hallen ab, in Rauch und Gestank, zwischen Fellen, Bier und Met. Jeder Häuptling kam mit seinem Gefolge, breitbeinig, stolz, die Brust voller Geschichten und die Hände voller Misstrauen. Jeder wollte hören, was Widukind zu sagen hatte – und jeder hoffte, er könnte ihn am Ende klein machen.

„Warum sollen wir uns unter deinem Maul sammeln?“ knurrte einer, ein dicker Westfale mit Augen so kalt wie Steine. „Wir haben unsere eigenen Waffen, unsere eigenen Männer.“

Widukind grinste, dieses scharfe Grinsen, das schon mehr Kriege entfacht hatte als jedes Hornsignal. „Weil eure Waffen morgen nutzlos sind, wenn Karl sie euch abnimmt. Und eure Männer werden im Dreck liegen, wenn sie allein stehen. Wollt ihr Häuptling über Asche sein?“

Gemurmel. Unruhe. Einige lachten zustimmend, andere schauten finster.

Ein anderer erhob sich, ein Nordalbingier, drahtig wie eine Peitsche. „Und was gibst du uns, Widukind? Jeder will was. Wer uns eint, muss zahlen. Mit Land, mit Beute, mit Blut.“

Widukind lehnte sich vor, die Augen brennend. „Ich geb euch das Einzige, was keiner von euch alleine hat: eine Chance, dass Karl euch nicht morgen zu seinen Hunden macht. Wollt ihr Land? Dann kämpft. Wollt ihr Beute? Dann nehmt sie euch von den Franken. Wollt ihr Blut? Ich schwöre, es wird fließen. Aber ihr werdet’s nie allein schaffen. Nur zusammen.“

Die Männer sahen sich an. Manche murmelten, manche zogen skeptisch die Stirn kraus. Es war kein Ja, es war kein Nein. Aber es war ein Anfang.

So liefen die ersten Verhandlungen: kein Handschlag, kein Vertrag, nur Blicke, Drohungen und Lügen. Widukind sprach, die anderen hörten, manche schnaubten, manche grinsten. Und am Ende gingen sie auseinander, jeder mit dem Gedanken: *Vielleicht. Vielleicht, wenn es sein muss.*

Widukind wusste: Ein Samen war gelegt. Noch klein, noch brüchig, aber er würde keimen – oder er würde sie alle ersticken.

Bündnisse der Sachsen wurden nicht in Hallen mit Feder und Pergament geschlossen. Sie wurden in Rauch und Feuer geboren, in Gelagen, die nach Blut und Schweiß rochen. Wer einen Mann gewinnen wollte, musste zuerst seinen Durst stillen – und danach sein Misstrauen.

Widukind wusste das. Er setzte sich in die Kreise der Häuptlinge, ließ den Met kreisen, lachte laut, spottete noch lauter. Gelächter war eine Waffe: Es machte Männer weich, die eigentlich steinhart tun wollten. Aber unter dem Gelächter lag immer das Messer. Ein falsches Wort, und die Halle konnte in einer Schlägerei enden, die Tote hinterließ.

So liefen die Gespräche: Einer hob den Krug, brüllte einen Trinkspruch, und im nächsten Atemzug forderte er Beute, Land oder Gefolgschaft. Ein anderer schwor, er sei bereit zu kämpfen – solange sein Nachbar zuerst marschierte, nicht er. Jeder wollte sich wichtig machen, keiner wollte zuerst das Risiko tragen.

Widukind spielte das Spiel. Er trank mit den Lautesten, verhöhnte die Zögerlichen, versprach Beute den Gierigen, verspottete die Ängstlichen, bis sie vor Wut fast selbst zum Schwert griffen. Und wenn einer zu trotzig wurde, legte er ihm die Hand auf die Schulter, drückte zu – fest genug, dass der andere spürte, wie schnell aus einem Gelächter ein Griff um die Kehle werden konnte.

„Wir reden von Freiheit,“ rief Widukind in einer Halle, die von Stimmen dröhnte. „Aber Freiheit ist kein Wort, das ihr in euren Krügen ertränken könnt. Freiheit heißt: Blut geben. Euer Blut, mein Blut, und das Blut eurer Männer.“

Einige johlten, einige schwiegen. Doch selbst die, die spotteten, taten es nicht mehr so laut. Denn jeder spürte, dass Widukind nicht nur redete. Er meinte es. Und er war bereit, morgen früh mit dem Schwert in der Hand zu beweisen, was er in der Nacht am Feuer schwor.

So entstanden die ersten Bündnisse: zwischen Metkrügen und Messerklingen. Brüchig, unsauber, voller Drohungen. Aber echt. Männer, die eben noch gegeneinander knurrten, schlugen mit blutigen Fäusten gegeneinander und nannten es Einigkeit.

Und Widukind wusste: Genau so musste es beginnen. Nicht mit Verträgen. Sondern mit Met – und Messern.

Einheit war kein Geschenk. Sie war teuer. Jeder Häuptling, der an Widukinds Feuer saß, verlangte seinen Anteil, als wäre er ein Krämer auf dem Markt. Sie wollten nicht nur Kampf, sie wollten Bezahlung – in Land, in Beute, in Macht.

Der eine sprach von Weiden, die ihm nach dem Krieg gehören sollten. Der nächste verlangte, dass sein Sohn in Widukinds Gefolge aufgenommen würde. Ein dritter wollte, dass sein Stamm an erster Stelle rauben durfte, wenn die Franken geschlagen waren. Und keiner sprach von Opfer – nur von Gewinn.

Widukind hörte sich alles an. Sein Maul grinste, aber seine Gedanken waren finster. Er wusste: Er verspricht Dinge, die er vielleicht nie halten kann. Doch wenn er nichts versprach, würden sie sich abwenden – und dann gäbe es gar keine Einheit.

„Ihr wollt Land?“ rief er einmal mitten ins Gelage, die Augen funkelnd. „Dann holt’s euch mit mir! Ihr wollt Beute? Dann nehmt’s euch aus den Taschen der Franken! Ihr wollt Macht? Dann zeigt zuerst, dass ihr sie verdient!“

Manche johlten, manche murrten. Aber am Ende nickten sie. Sie hatten gehört, was sie hören wollten.

Doch Widukind spürte die Fesseln. Jeder Händedruck war ein Schuldschein. Jeder Schwur am Feuer war ein Stein in seinem Rucksack. Er häufte Schulden an, keine in Gold, sondern in Versprechen, die er niemals alle erfüllen konnte.

Das war der Preis der Einheit: Sie war kein reiner Bund, keine heroische Entscheidung. Sie war ein schmutziger Handel, ausgetragen zwischen Männern, die mehr an ihre Ehre und ihr Vieh dachten als an das Volk.

Aber Widukind schluckte es. Er wusste, dass er lügen musste, um die Wahrheit zu retten. Und die Wahrheit war: Ohne Einheit würden sie alle brennen.

So baute er sein Netz. Mit Worten, mit Versprechen, mit halben Lügen. Ein Netz, das hielt – aber je fester es wurde, desto mehr wusste er, dass er am Ende selbst darin hängen würde.

Nicht jeder Häuptling ließ sich kaufen. Manche waren sturer als Felsen, andere glatter als Schlangen. Und einige hatten längst im Stillen ihre Entscheidung getroffen: Sie wollten lieber unter Karl knien als neben Widukind stehen.

Es gab welche, die sprachen offen. „Karl ist stark, Widukind,“ sagte ein Ostfale, ein alter Hund mit mehr Narben als Fingern. „Wer sich ihm beugt, lebt. Wer sich widersetzt, stirbt. Warum also sterben?“

Widukind lachte ihn aus, so laut, dass selbst die Feuer knisterten. „Dann stirb kniend, alter Narr. Aber wundere dich nicht, wenn deine Kinder nicht mal mehr wissen, wie man aufrecht steht.“

Andere waren nicht so ehrlich. Sie tranken den Met, lachten laut, schlugen Hände ein – und ritten heimlich zu den Franken, um ihnen von Widukinds Plänen zu erzählen. Gerüchte flogen wie Krähen im Wind. Mal hieß es, ein Häuptling habe Karl schon Tribut gezahlt. Mal, dass einer sein eigenes Dorf dem Feind verkauft hatte, damit seine Sippe verschont blieb.

Widukind spürte den Verrat in der Luft. Er roch ihn, wie man Blut riecht, bevor es fließt. Aber er konnte ihn nicht immer beweisen. Verräter saßen oft mit am

Feuer, stießen Becher an, riefen „Freiheit!“ lauter als alle anderen – und zählten heimlich die Namen, die sie weitergeben würden.

Die Sachsen waren ein Volk voller Stolz, aber auch voller Gier. Manche Häuptlinge dachten nicht an Freiheit, sondern nur daran, ihre eigene Haut zu retten. Für Widukind war das der härteste Kampf: nicht gegen Karls Soldaten, sondern gegen die Schwäche in den eigenen Reihen.

„Es ist leicht, einen Franken zu töten,“ murmelte er einmal zu Arno und Hroth. „Aber wie tötest du einen Mann, der dir ins Gesicht lächelt und dir gleichzeitig den Dolch in den Rücken stößt?“

Sie wussten es nicht. Und die Wahrheit war: Es gab keine Antwort. Verrat war wie Gift – unsichtbar, bis es zu spät war.

Doch je mehr Widerstand er traf, je mehr Verrat er witterte, desto härter wurde sein Wille. Denn jetzt wusste er, dass er nicht nur Karl besiegen musste, sondern auch die Feigheit, die in den eigenen Knochen saß.

Und das machte ihn gefährlicher.

Trotz aller Streitereien, trotz Spott, Trotz und Verrat – langsam entstand etwas, das es so noch nie gegeben hatte. Kein Dokument, kein Gesetz, kein Reichstag. Aber ein Band.

Es war kein sauberes Band. Es bestand aus Metflecken, aus Blutstropfen, aus verlogenen Versprechen und aus harten Blicken, die sagten: *Ich hasse dich, aber ich hasse Karl noch mehr.* Und genau das reichte.

In den Hallen der Westfalen, in den Lagern der Ostfalen, bei den Nordalbingiern an der Küste und den Engern im Herzen des Landes – überall tauchte derselbe Name auf: Widukind. Mal als Schimpfwort, mal als Hoffnung. Doch alle sprachen ihn. Und das allein war schon ein Sieg.

Bündnisse wurden nicht mit Siegeln besiegelt, sondern mit Fäusten. Zwei Männer schlugen so lange aufeinander ein, bis beide bluteten – und dann tranken sie zusammen. Das war das Gesetz der Sachsen: Nur wer dich schlagen konnte, durfte auch neben dir kämpfen. Und Widukind schlug hart.

Einer nach dem anderen fiel ein. Manche freiwillig, manche widerwillig. Manche, weil sie an Freiheit glaubten, andere, weil sie sahen, dass Karl keinen Platz für sie lassen würde. Am Ende zählte nicht, warum sie kamen. Es zählte, dass sie kamen.

Und Widukind stand mittendrin, das Maul voller Sprüche, das Herz voller Trotz. Er spürte, dass das Netz hielt – noch lose, noch brüchig, aber stark genug, um die ersten Schläge auszuhalten.

„Wir sind keine Freunde,“ sagte er einmal offen, „und wir werden es nie sein. Aber wir sind Brüder im Hass. Und Brüder im Hass sind härter gebunden als Brüder im Blut.“

Da lachten die Männer. Hart, böse, zustimmend. Und zum ersten Mal war das Lachen kein Gelächter über Widukind, sondern ein Lachen mit ihm.

Das Band war geknüpft. Nicht schön, nicht sauber, nicht sicher. Aber echt. Und echt reichte, wenn der Sturm kam.

Es gab einen Moment, da merkte Widukind, dass es nicht mehr nur um ihn als Mann ging. Er war nicht mehr nur der Spötter, der Maulheld, der Schläger, der sich über Karl lustig machte und Priester vor allen bloßstellte. Er war ein Bild geworden. Ein Name, der am Feuer durch die Dörfer lief, noch bevor er selbst dort auftauchte.

Wenn er eine Halle betrat, erhoben sich Männer, die ihn gestern noch verflucht hatten. Wenn er sprach, hörten sie zu – nicht immer zustimmend, aber schweigend, weil seine Worte Gewicht hatten. Selbst die, die ihm misstrauten, wussten: Dieser Hund hat mehr Biss als alle anderen zusammen.

Einer der Alten, ein Häuptling mit einer Stimme wie knarrendes Holz, sagte es ihm ins Gesicht: „Du bist nicht nur Widukind. Du bist das Maul der Sachsen.“

Er meinte es als Spott, aber Widukind grinste nur. Denn er wusste: Genau das war seine Stärke. Seine Zunge schnitt tiefer als Schwerter. Seine Sprüche machten Männer mutig. Sein Lachen im Angesicht der Franken machte sie weniger übermächtig.

Und so wurde er – ob er wollte oder nicht – zum Symbol. Zum Rebellen, der nicht nur für sich kämpfte, sondern für alle. Zum Mann, der lauter lachte, härter schwor und stärker hasste, als es irgendwer sonst konnte.

Es war eine Bürde, ja. Aber es war auch ein Schild. Denn wer Widukind sagte, meinte Freiheit. Wer Widukind sagte, meinte Trotz. Und wer Widukind sagte, meinte: *Wir knieten nicht.*

Am Ende des zehnten Kapitels war er kein bloßer Krieger mehr, sondern ein Name, der brannte. Ein Zeichen, das sogar stärker war als die Kreuze, die die Franken pflanzten.

Und das Symbol würde bald nicht mehr nur durch Hallen und Dörfer laufen – sondern auf dem Schlachtfeld stehen, mit Schwert und Spott zugleich.

Die Franken schlagen zurück

Es war ein Bote, der das Verderben brachte. Kein Held, kein Krieger – nur ein abgerissener Späher mit Blut im Bart und Staub in den Lungen. Er kam keuchend ins Lager, fiel fast vom Pferd, und bevor er überhaupt einen Schluck Met bekam, stammelte er die Worte, die alle wie ein Keulenschlag trafen:

„Karl... sammelt... alles.“

Die Männer verstummten. Selbst die Hunde bellten nicht. Widukind trat vor, packte den Boten am Kragen, zog ihn hoch, bis die Augen des Mannes fast aus dem Schädel traten. „Sprich, Hund! Was heißt *alles*?“

Der Bote röchelte, hustete Blut und antwortete: „Nicht nur seine fränkischen Krieger. Er hat Vasallen gerufen, aus allen Richtungen. Bayern, Schwaben, Franken, sogar Söldner von jenseits des Rheins. Es ist kein Heer – es ist eine verdamnte Flut.“

Ein Murmeln ging durch die Reihen. Einige Männer spien aus, andere griffen instinktiv nach den Griffen ihrer Schwerter, als könnten sie die Angst damit abschneiden.

Widukind aber stand still. Seine Kiefer mahlten, seine Augen brannten. Er hatte es gewusst, er hatte es immer gesagt: Jeder Sieg der Sachsen, so klein er auch war, würde Karls Zorn wecken. Und Karl war keiner, der ein Auge zudrückte. Karl war einer, der zurückschlug, bis nur noch Asche übrig blieb.

„Wie viele?“ fragte Arno, die Stimme tief, als spräche er einen Fluch.

Der Bote schüttelte den Kopf, zu schwach zum Zählen. „Zehntausende. Mehr als ich Augen habe. Eine Wand. Eine Armee, die marschiert, als wäre sie endlos.“

Die Stille danach war schwer. Jeder im Kreis wusste: Ein einzelnes Dorf, ein einzelner Stamm, selbst alle Sachsen zusammen – sie waren nicht gemacht für solche Zahlen.

Widukind lachte. Hart, kalt, ohne Freude. „Gut. Soll er kommen mit seiner ganzen verdammt Welt. Wir werden sehen, ob sie auch alle schreien können, wenn sie brennen.“

Doch tief in seinem Bauch wusste er: Der Sturm kam. Und diesmal war er groß genug, alles zu verschlingen.

Es kam schneller, als sie gedacht hatten. Kein endloses Warten, keine Zeit, um die Stämme noch enger zusammenzubinden. Die Franken marschierten wie ein Sturm, und der erste Donner schlug in ein kleines Dorf ein, das kaum größer war als ein paar Hütten und ein Viehstall.

Sie kamen bei Morgengrauen. Keine Warnung, kein Bote. Nur das Stampfen der Hufe, das Klirren von Eisen und dann das Brüllen der Befehle. Die Leute sprangen aus den Hütten, barfuß, halb schlafend, und sahen das Heer wie eine schwarze Wand durch den Nebel brechen.

Die Franken hatten nicht einmal Mühe. Sie warfen Fackeln in die Dächer, schlugen Männer nieder, die noch nicht mal ihre Speere greifen konnten, und trieben Frauen und Kinder auf den Dorfplatz. Das Stroh fing sofort Feuer, Flammen leckten hoch, Rauch stieg auf.

Widukind kam mit einer Handvoll Männer viel zu spät. Vom Waldrand aus sah er das Dorf brennen. Er hörte die Schreie, das Kreischen von Kindern, das Brüllen der Franken, das Knacken der Balken, die im Feuer brachen. Seine Männer wollten losstürmen, blind, voller Zorn. Aber Widukind hielt sie zurück. „Nein. Nicht jetzt. Wir sterben wie Hunde, wenn wir frontal in sie laufen.“

Und so standen sie im Schatten der Bäume, während das Dorf in Asche zerfiel. Sie sahen, wie die Franken die Männer niedermetzten, die sich zu spät wehrten. Sie sahen, wie Frauen an den Haaren gezogen wurden. Sie sahen, wie Kinder in den Rauch gestoßen wurden, damit sie erstickten, bevor sie erwachsen wurden.

Dann, als das Feuer alles verschlungen hatte, pflanzten die Franken ein Kreuz in die Mitte des verbrannten Platzes. Hoch, hell, unversehrt im Gegensatz zur schwarzen Erde. Ein Zeichen: Das hier war nicht nur Sieg, es war ein Brandmal.

Widukinds Fäuste zitterten. Er wollte brüllen, wollte rennen, wollte sterben mit dem Schwert im Bauch des Feindes. Doch er biss sich auf die Lippen, so hart, dass Blut floss. „Seht es euch an,“ knurrte er zu seinen Männern. „Seht genau hin. Das ist ihre Botschaft: Wo wir sind, da herrscht nur ihr Kreuz.“

Seine Männer schwiegen. Manche weinten, leise, mit Wut in den Augen. Andere hämmerten mit Fäusten gegen die Rinde der Bäume, bis Blut floss.

Widukind aber schwor sich in diesem Moment: Dieses Feuer, dieses Kreuz, diese Schande – sie würden nicht unbeantwortet bleiben.

Feuer allein reichte den Franken nicht. Sie wollten nicht nur Dörfer brennen sehen – sie wollten Seelen brechen. Und dafür hatten sie ihr neues Werkzeug: das Wasser.

Widukind hörte davon zuerst wie von einem schlechten Witz. „Sie nehmen Männer, starke Krieger, binden sie und tauchen sie in einen Trog wie Ferkel im Schlamm?“ Einer seiner Männer lachte bitter. Aber niemand lachte lange, denn die Wahrheit war schlimmer.

Er sah es selbst wenige Tage später, in einem Dorf, das von den Franken besetzt worden war. Auf dem Platz stand ein Bottich, groß genug für einen Mann. Die Sachsen wurden herangeschleppt, einer nach dem anderen. Ihre Hände gefesselt, ihre Münder voller Flüche.

Ein Priester stand daneben, mit diesem seligen Lächeln, das Widukind am liebsten mit der Faust zertrümmert hätte. Er murmelte seine Worte, hob das Kreuz, und dann drückten die Franken den Kopf des Gefangenen ins Wasser. Der Mann zappelte, röchelte, trat um sich – und alle mussten zusehen.

Einige tauchten wieder auf, hustend, schnaufend, und die Priester erklärten sie für „rein“. Andere blieben zu lange unter Wasser, ertranken, wurden wie Müll beiseite geschleift.

Widukind stand im Schatten der Hütten, die Augen voller Glut. Er sah, wie ein junger Krieger aus Engern in den Trog gestoßen wurde. Der Junge brüllte noch: „Ich knie nicht!“ – bevor ihm der Kopf unter Wasser gedrückt wurde. Als sie ihn wieder hochzogen, hustete er Blut und Wasser. Der Priester sprach das Kreuz über ihn, und alle sahen: Etwas in seinen Augen war gebrochen.

Das war schlimmer als Tod. Denn Tod war schnell, ehrlich, endgültig. Aber das hier? Das war Demütigung, blank und kalt. Ein Mann, der gestern noch Schwert

und Schild erhob, stand nun da wie ein geprügelter Hund, „gerettet“ von einem Gott, den er nie gerufen hatte.

Widukinds Fäuste bebten. Er wollte hineinstürmen, die Priester im Wasser ertränken, den Bottich mit Blut füllen. Aber er hielt sich zurück. „Noch nicht,“ flüsterte er. „Noch nicht. Aber sie sollen dafür bezahlen – doppelt.“

Und während er ging, wusste er: Diese Zwangstaufer würden mehr Sachsen in die Rebellion treiben, als jedes Feuer es je könnte. Denn kein Krieger vergisst, wie es sich anfühlt, gezwungen zu knien.

Er hatte schon Wut gekannt – Wut in Fehden, Wut über Verrat, Wut über das Kreuz im Dorf. Aber was er nach den Zwangstaufer fühlte, war anders. Es war keine Hitze mehr, kein Feuer, das lodert. Es war Kälte. Eiskalt, tödlich, wie ein Messer, das ruhig wartet.

Widukind sah die Gesichter der Getauften. Männer, die eben noch Brüder waren, standen jetzt wie gebrochene Ochsen da. Sie lebten, ja – aber leer. Ihre Augen hatten den Trotz verloren. Kein Lachen, kein Fluch, kein Brüllen mehr. Sie waren am Leben, aber tot im Innern.

Das war schlimmer, als sie im Kampf zu verlieren. Tote konnte man betrauern. Gebrochene waren Schande.

In der Nacht, nach dem Schauspiel auf dem Dorfplatz, saß Widukind am Feuer. Seine Männer murmelten, fluchten, manche weinten vor Wut. Aber er schwieg lange, bis er endlich sprach:

„Sie wollen uns zeigen, dass sie nicht nur unser Fleisch haben. Sie wollen unser Herz. Unseren Trotz. Unsere Freiheit. Sie wollen, dass wir leben – aber als Hunde.“

Er griff in die Glut, packte ein brennendes Stück Holz, hielt es hoch, bis der Rauch in seine Augen stieg. „Hört mir zu: Ich schwöre, für jeden, den sie ins Wasser drücken, werden wir zehn von ihnen ins Feuer werfen. Für jeden, den sie knien lassen, werden wir einen Franken hängen. Für jedes Kreuz, das sie pflanzen, reißen wir zwei nieder. Das schwör ich bei meinem Blut.“

Seine Stimme war leise, aber sie schnitt wie Stahl. Und die Männer, die um ihn saßen, hoben ihre Fäuste, brüllten, hämmerten gegen die Erde, bis der Boden bebte.

Widukinds Zorn war kein unkontrolliertes Feuer. Er war eine Waffe. Und ab diesem Tag wurde er schärfer, härter, tödlicher.

Denn er wusste: Nur mit Wut allein gewinnst du keine Schlacht. Aber mit Wut als Klinge, geschliffen und gezielt – damit schneidest du selbst durch das eiserne Fleisch eines Kaisers.

Zorn allein macht kein Volk standhaft. Zorn brennt heiß, aber er frisst auch schnell alles auf. Und genau das begann man zu sehen: Die Sachsen schwankten.

Die Nachrichten von verbrannten Dörfern und Zwangstaufen verbreiteten sich wie Rauch im Wind. Manche Stämme ballten die Fäuste, schworen, dass sie lieber sterben würden, als jemals ein Kreuz zu küssen. Aber andere... andere fingen an zu zittern.

In den Hallen der Ostfalen hörte man Männer murmeln: „Karl ist zu stark. Wir können nicht gegen ihn bestehen.“ Ein alter Häuptling sagte offen: „Vielleicht ist es klüger, den Kopf ins Wasser zu tauchen, als ihn vom Schwert trennen zu lassen.“

Widukind tobte, als er davon erfuhr. Er schrie in den Versammlungen, schlug mit der Faust gegen Tische, rief: „Wollt ihr Hunde sein? Wollt ihr auf allen Vieren leben, damit Karl euch Brot hinwirft?“ Einige Männer johlten, aber andere schwiegen. Die Angst war da, und Angst hat schärfere Zähne als Mut.

Noch schlimmer: Manche Häuptlinge, die ihm zuvor die Hand gereicht hatten, verschwanden. Man hörte Gerüchte, dass sie sich heimlich mit fränkischen Gesandten trafen, dass sie Silber nahmen, dass sie Kreuze in ihren Dörfern duldeten. Verräter – nicht aus Bosheit, sondern aus Furcht.

Und so begann die Einheit, die Widukind mühsam geknüpft hatte, wieder zu bröckeln. Jeder neue Brand, jede neue Taufe machte das Netz schwächer. Männer fragten sich: Kämpfen wir wirklich für Freiheit – oder nur für Widukinds Trotz?

Widukind spürte es wie ein Messer in den Rippen. Nicht Karls Heer allein bedrohte ihn, sondern das Wanken in den eigenen Reihen. Er konnte gegen Franken kämpfen, ja – aber wie kämpft man gegen Zweifel im Kopf eines Bruders?

In stillen Momenten kaute er an dieser Frage. Dann spuckte er ins Feuer und knurrte: „Wir haben keine Wahl. Entweder wir halten – oder wir gehen unter, Stück für Stück, bis nur noch Kreuze übrig sind.“

Und er schwor sich: Er würde das Band wieder straffen, mit Spott, mit Blut, mit Angst, wenn es sein musste. Denn er wusste: Das Wanken war schlimmer als jede fränkische Klinge.

Widukind wusste: Wenn er die Sachsen bei der Stange halten wollte, brauchte er Blut. Nicht sein eigenes, nicht das der Seinen – fränkisches Blut. Ein Zeichen, dass Karl nicht unverwundbar war. Ein Schlag ins Gesicht des Kaisers, der lauter sprach als hundert Reden.

So führte er einen Trupp zusammen. Keine große Armee, nur ein Rudel: dreißig Männer, wild, hungrig, mehr Wut als Rüstung. Keine Banner, keine Trompeten – nur Äxte, Speere, Bögen und das dunkle Lachen von Männern, die nichts mehr zu verlieren hatten.

Sie lauerten am Waldrand, dort, wo ein fränkischer Versorgungstrupp marschierte. Wagen mit Getreide, Fässern, Waffen – bewacht von vielleicht fünfzig Soldaten. Geordnet, schwer gerüstet, arrogant. Genau richtig.

Widukind ließ sie in die Enge kommen. Ein schmaler Weg, Bäume dicht, ein Bachlauf daneben. Dann gab er das Zeichen.

Die Sachsen fielen wie Wölfe über Schafe her. Pfeile zischten, Äxte krachten, Schreie brachen die Ordnung der Franken auf. Männer stürzten, Pferde wieherten, Wagen kippten in den Bach. Chaos – und Chaos war Widukinds Reich.

Er selbst sprang von einem Felsen mitten in die Reihen, Speer voran. Ein Frankenoffizier hob das Schwert – zu spät. Widukind rammte ihm die Klinge in den Hals, brüllte, während Blut spritzte: „So sieht euer Frieden aus!“

Die Schlacht dauerte nicht lang. Fünfzig Franken gegen dreißig Sachsen – auf offenem Feld hätten die Franken gewonnen. Aber hier, im Wald, im Chaos, zerfielen sie. Am Ende brannten ihre Wagen, die Vorräte gingen in Flammen auf, und die wenigen Überlebenden flohen schreiend zurück.

Die Sachsen heulten vor Triumph. Sie tanzten im Blut, stießen Fäuste gegeneinander, brüllten die Namen ihrer Götter. Für einen Moment war die Angst vergessen, die Wut genährt, die Einheit gestärkt.

Widukind aber stand still, das Gesicht blutig, die Augen finster. Er wusste, was das bedeutete: Karl würde davon hören. Und Karl würde antworten – nicht mit einem Trupp, nicht mit fünfzig Mann, sondern mit einem Heer, das den Himmel verdunkelte.

Doch für jetzt, für diese Nacht, hatten sie gesiegt. Und das reichte, um den Mut am Leben zu halten.

Das Feuer der erbeuteten Wagen brannte noch, als die Männer sich lagerten. Sie tranken, sie johlten, sie schworen, dass Karl zittern würde, wenn er von diesem Schlag hörte. Aber Widukind schwieg. Er sah die Leichen, die im Bach trieben, sah die Funken, die in den Himmel stiegen – und er wusste, das hier war kein Sieg, sondern nur ein Kratzen am Fell des Löwen.

„Wir haben ihnen gezeigt, dass sie bluten,“ sagte einer stolz. Widukind nickte langsam. „Ja. Aber sie haben uns gezeigt, dass sie zurückschlagen. Und wenn Karl zurückschlägt, dann nicht mit fünfzig Männern und ein paar Wagen. Er kommt mit allem.“

Die Männer verstummten. Sie wussten es, auch wenn sie es nicht hören wollten. Jeder Funke, den sie entzündeten, brachte einen Brand zurück – einen Brand, der ganze Länder fraß.

Widukind setzte sich, starrte ins Feuer, trank einen Schluck und ließ die Glut in seinen Augen tanzen. „Das ist unser Krieg,“ murmelte er. „Jeder Sieg ist nur ein Schrei. Und ihre Antwort wird Donner sein. Aber lieber sterben wir schreiend, als dass wir knien.“

Arno knurrte zustimmend, Hroth spie ins Feuer. Die Männer hämmerten ihre Fäuste in den Boden, leise diesmal, fast feierlich. Es war kein Triumphlied, sondern ein Schwur, der in der Asche hing.

Das Fazit war klar: Sie konnten gewinnen, ja. Aber nie endgültig. Jeder Sieg würde einen Gegenschlag rufen, härter, größer, gnadenloser. Und doch – genau darin lag ihre Stärke. Denn solange sie bereit waren, immer wieder aufzustehen, immer wieder zu schreien, würde Karl sie nie ganz brechen.

Widukind sah gen Westen, wo die Dunkelheit lag, und murmelte: „Komm nur, Karl. Wir haben nichts außer Hass – und Hass stirbt nicht.“

Die Männer sahen ihn an, und in diesem Moment wussten sie: Der Krieg würde endlos sein. Aber sie würden ihn führen. Nicht weil sie Hoffnung hatten – sondern weil sie nichts anderes konnten.

Verrat im eigenen Lager

Es begann nicht mit einem Schwertstich, nicht mit einem Kampf, nicht einmal mit einem lauten Wort. Es begann mit einem Flüstern.

Ein junger Krieger kam zu Widukind, spät in der Nacht, das Gesicht bleich, die Augen wie Schatten. „Herr,“ sagte er leise, „es gibt Stimmen...“

„Stimmen?“ Widukind knurrte. „Wenn ich Stimmen hören will, sauf’ ich Met, dann reden sie mir direkt im Schädel.“

Der Junge schluckte. „Nicht diese Stimmen. Männer sagen... einige Häuptlinge haben mit den Franken gesprochen. Heimlich. Sie sagen, Karl bietet Silber. Und... Schutz.“

Widukind starrte ihn an, lange, ohne ein Wort. Dann lachte er – hart, laut, so dass selbst die Hunde im Lager aufheulten. „Silber? Schutz? Was für Hunde müssen das sein, die lieber an Karls Tisch knien, als aufrecht in der Hölle zu stehen!“

Doch in seinem Bauch lachte nichts. Denn er wusste, Gerüchte waren wie Rauch. Wenn man ihn sah, brannte irgendwo schon ein Feuer.

Am nächsten Tag trugen die Männer es weiter. „Ich habe gehört, die Ostfalen reden mit fränkischen Gesandten.“ – „Nein, die Westfalen, die sind weich.“ – „Ein Häuptling aus dem Norden hat Silber im Beutel.“ Jeder hatte eine andere Geschichte, und doch klangen sie alle gleich.

Widukind hörte zu, spottete, fluchte, spie ins Feuer. Aber innerlich nagte es. Er hatte Kreuze brennen sehen, er hatte Dörfer in Asche gesehen, er hatte Brüder im Wasser ertränkt gesehen – und er wusste: Genau so bricht ein Volk. Nicht nur durch das Schwert des Feindes, sondern durch den Zweifel im eigenen Bauch.

Ein Gerücht. Ein Flüstern. Mehr brauchte es nicht, um Männer gegeneinander misstrauisch zu machen. Und Misstrauen war schlimmer als jedes Schwert.

Widukind ballte die Fäuste und murmelte: „Wenn einer von uns wirklich sein Herz verkauft hat – dann soll er wissen, ich werde es ihm eigenhändig aus der Brust reißen.“

Gerüchte sind wie Rauch: siehst du ihn, weißt du, dass irgendwo ein Feuer frisst. Aber Widukind merkte bald, dass das Feuer nicht draußen loderte – es schwelte mitten im eigenen Kreis.

Am Lagerfeuer war es am deutlichsten. Früher hatten die Männer gelacht, grob, laut, schmutzig. Jeder Spott war ein Schlag, jeder Spruch ein Schild gegen die Angst. Doch jetzt... jetzt saßen manche schweigend da. Sie starrten ins Feuer, tranken stumm, mieden Blicke. Es war nicht nur Müdigkeit. Es war das Schweigen von Männern, die zu viel wussten – oder zu wenig sagen wollten.

Widukind spürte es sofort. Er hatte ein Gespür für Gesichter, für das Zittern in einem Mundwinkel, für Augen, die zu lange weggingen. Und er sah es überall. Nicht alle, nicht viele – aber genug, um den Geschmack von Gift in der Luft zu hinterlassen.

Er testete sie. Warf Spott in die Runde, härter, bissiger als sonst. Über Karl, über die Franken, über die Priester mit ihren Kreuzen. Die meisten lachten, brüllten zustimmend. Doch ein paar – nur ein paar – verzogen keine Miene. Einer blickte sogar nervös zur Seite, als hätte er Angst, dass die Worte bis nach Westen getragen würden.

Da wusste Widukind: Das Gift war da. Es kroch nicht mit Schwertern, nicht mit Bannern, sondern in Köpfen. Ein Mann, der lachte, war ein Bruder. Ein Mann, der schwieg, war ein Loch in der Mauer.

In dieser Nacht wanderte Widukind durch das Lager, trat Männer mit dem Stiefel an, die schnarchend im Dreck lagen, nur um zu sehen, wie sie aufschreckten. Er sah Angst in ihren Augen, echte Angst – nicht vor den Franken, sondern davor, dass jemand ihre Geheimnisse kannte.

Er grinste kalt. „Wir sind Krieger,“ murmelte er, „aber wir schlafen mit Schlangen im Stroh.“

Und er wusste: Das Gift würde nicht von selbst verschwinden. Gift muss man herausbrennen.

Gerüchte sind billig. Aber Beweise – die kosten Blut.

Es passierte bei einem Überfall. Widukind hatte mit seinen Männern eine fränkische Patrouille im Wald gestellt, so wie sie's hundert Mal geübt hatten. Alles war geplant: Fallen im Unterholz, Speere in der Dunkelheit, der Hinterhalt so dicht wie ein Strick um den Hals.

Doch die Franken kamen nicht blind herein. Sie kamen mit erhobenen Schilden, Pfeile schon aufgelegt, als hätten sie den Plan selbst geschrieben. Noch bevor der erste Sachse den Bogen spannen konnte, krachten fränkische Pfeile durch die Bäume. Zwei Männer fielen, einer röchelte, der andere schrie so hoch, dass selbst die Raben davonflogen.

Es war kein Zufall. Das war kein verdammt Zufall.

Widukind kämpfte sich durch, wie immer, brüllend, lachend, spuckend. Er hieb einen Franken nieder, zertrat das Gesicht eines anderen, doch die Sache war klar: Sie hatten gewartet. Sie waren vorbereitet. Jemand hatte ihnen erzählt, wo und wann.

Als sie sich schließlich zurückzogen, halbe Verluste, die Augen voller Zorn, stand Widukind keuchend im Schatten der Bäume. Blut lief ihm über die Hände, fremdes und eigenes. Er sah die Toten, sah die Leiber im Moos – und er wusste: Einer von uns hat geredet.

Er brüllte es ins Dunkel, seine Stimme heiser: „Einer von euch hat unsere Brüder verkauft! Einer von euch hat die Zunge benutzt wie ein Dolch!“

Die Männer schauten sich an, manche beleidigt, manche ängstlich, manche mit diesem flackernden Blick, der mehr sagte als Worte. Widukind grinste bitter, ein Grinsen ohne Freude.

„Gut,“ knurrte er, „dann wissen wir’s. Es gibt einen Hund im Rudel. Und Hunde, die an Karl’s Tisch fressen, erschlagen wir wie tollwütige Bestien.“

Es war der erste Beweis. Kein Gerücht mehr, kein Flüstern. Die Franken waren vorbereitet gewesen. Das hieß: Verrat. Klare, nackte Wahrheit, stinkend wie ein offener Darm.

Und Widukind wusste: Von jetzt an war kein Feuer mehr sicher, kein Becher, keine Schwüre. Der Krieg kam nicht nur von Westen. Er saß mit ihnen im Kreis.

Misstrauen frisst schneller als Feuer. Und im Lager roch es plötzlich überall nach verbranntem Vertrauen.

Widukind saß nicht still. Er trampelte durch die Reihen wie ein bissiger Hund, riss Zelte auf, trat Männer wach, starrte ihnen in die Augen, als könnte er die Schuld direkt darin lesen. „Wer war’s?“ brüllte er, die Stimme so rau, dass selbst die Pferde nervös scharrtten. „Wer von euch hat sein Maul für Silber geöffnet?“

Niemand sprach. Natürlich nicht. Verräter reden nicht gern, wenn das Messer schon aufblitzt. Aber Schweigen war auch ein Geständnis – in Widukinds Augen jedenfalls.

Also griff er härter durch. Er zog Männer am Kragen aus dem Kreis, stellte sie vor alle, hielt ihnen das Schwert an den Hals. „Warst du’s? Warst du’s? Noch ein falsches Wort, und deine Eingeweide hängen wie Lampen über dem Feuer.“

Einer schwor bei den Göttern, ein anderer heulte wie ein geprügelter Hund, ein dritter spuckte ihm ins Gesicht – und trotzdem war Widukind nicht sicher.

Er ließ Arno und Hroth die Schwächsten verhören. Arno, der mit den Pranken, die Knochen wie Zweige brachen. Hroth, der mit seiner Messerliebe, die niemand lange ertrug. Schreie hallten durchs Lager, so hoch, dass selbst die Raben verstummten. Aber kein klares Geständnis. Nur Blut, Zähne, zerschlagene Münder – und immer noch das Gift in der Luft.

Widukind lachte bitter, ohne Freude, als er das Jammern hörte. „Siehst du, Arno? Sie sterben lieber, als dass sie die Wahrheit sagen. So funktioniert Verrat. Einmal den Silberduft in der Nase, und sie halten dicht, bis die Klinge im Bauch steckt.“

Das Misstrauen wuchs. Männer, die eben noch Brüder waren, schauten sich plötzlich an, als wären sie Fremde. Jeder konnte der Hund sein. Jeder.

Und Widukind, der sonst immer Worte fand, spürte, dass Spott diesmal nicht reicht. Verrat macht stumm, selbst den größten Maulhelden.

Also schwor er sich: Wenn er den Hund im Rudel fand, würde er ihn nicht einfach töten. Er würde ihn vor allen zerreißen, bis keiner mehr wagte, auch nur nach Karls Silber zu riechen.

Es musste irgendwann knallen. Misstrauen kann man nicht ewig kochen lassen, ohne dass der Topf explodiert.

Die Wahrheit kam nicht durch ein Geständnis, nicht durch ein großes Theater – sie kam durch einen verdammt Zufall. Einer der Späher fand im Wald ein paar Münzen, römisches Silber, blank wie frisches Eis. Kein Sachse besaß sowas. Nicht in dieser Menge. Nur einer, der mit Franken geplaudert hatte.

Widukind ließ das Lager zusammenrufen. Er stand im Kreis, das Silber in der Faust, dass es in der Glut funkelte. „Seht ihr das?“ brüllte er. „Das riecht nicht nach Met. Das riecht nach Verrat.“

Die Männer murmelten, starrten einander an, bis einer blass wurde. Ein Häuptling, nicht mal der Schwächste, sondern einer, der immer groß geredet hatte. Widukind trat auf ihn zu, langsam, wie ein Wolf, der das Lamm fixiert.

„Dir gehört das, nicht wahr?“ fragte er leise, fast freundlich. Doch in seiner Stimme lag die Kälte eines Messers.

Der Mann schwitzte, stotterte, rief, er sei unschuldig. Aber die Münzen passten zu ihm wie das Blut an eine Klinge. Und als Widukind ihm die Faust ins Gesicht schlug, brach nicht nur die Nase, sondern auch das letzte Schweigen.

„Ja,“ röchelte er, „ich habe genommen. Silber. Schutz. Sie versprochen, mein Dorf zu verschonen.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Männer spien aus, andere fluchten. Verrat – nicht aus Gier, sondern aus Angst. Doch das machte es nicht besser. Es machte es schlimmer.

Widukind packte den Mann am Kragen, riss ihn zu Boden. „Du hast uns verkauft für ein paar glänzende Steine. Du hast Brüder sterben lassen, während du dachtest, du kaufst dir Frieden. Aber weißt du was?“ Er spuckte ihm ins Gesicht. „Frieden gibt’s nicht. Nur Blut. Und deins wird das nächste sein.“

Der Kreis tobte, Männer schrien nach Rache, stampften, hämmerten. Der Verräter wimmerte, doch das half ihm nichts mehr.

Die Enthüllung war da. Das Gift hatte ein Gesicht. Und Widukind wusste: Jetzt musste das Urteil fallen – brutal, unmissverständlich, damit nie wieder einer wagte, Karl’s Silber mit nach Hause zu bringen.

Verrat kann man nicht mit Worten löschen. Er schreit nach Blut.

Widukind stand über dem Mann, der wimmernd im Dreck lag. Ein Häuptling, einer, der Brüder genannt hatte, der am Feuer gelacht hatte. Jetzt war er nur noch ein Häufchen Elend mit zitternden Händen und Silber im Bauch.

„Karl verschont dein Dorf?“ knurrte Widukind. „Vielleicht. Aber uns hat er nicht verschont. Für jedes Stück Silber, das deine Finger angefasst haben, sind Männer von uns gestorben. Sag mir, wie soll das bezahlt werden?“

Der Mann flehte, versprach Besserung, schwor, dass er nie wieder reden würde. Doch Widukind lachte kalt. „Ein Mann, der einmal das Maul verkauft,

verkauft's auch ein zweites Mal. Das ist wie eine Hure – einmal bezahlt, und du bist für immer im Geschäft.“

Er griff nach der Axt. Nicht feierlich, nicht ehrenvoll. Brutal. Er hielt sie hoch, damit alle es sehen konnten. „So bezahlen Verräter,“ rief er, „mit Blut. Damit keiner vergisst, was das Silber wert ist.“

Zwei Männer packten den Verräter, hielten ihn fest. Er brüllte, trat um sich, schrie nach Gnade. Doch in den Augen der anderen war keine Gnade. Nur Hass.

Der Schlag fiel. Hart, roh, ohne Zögern. Blut spritzte, der Schrei verstummte, der Kopf rollte in den Staub.

Einen Moment lang war es still. Nur das Knacken des Feuers, nur das Tropfen des Blutes. Dann heulten die Männer auf. Ein Brüllen, wild, grausam, das durch die Nacht schnitt wie Donner.

Widukind trat auf den Kopf, spuckte noch einmal und sagte: „So endet jeder, der Karl mehr vertraut als seinen Brüdern.“

Es war kein feierliches Urteil. Es war kein Gericht. Es war ein Exempel. Und es wirkte. Die Männer spürten die Kälte in ihren Knochen, die Klarheit in ihren Köpfen. Verrat hieß Tod. Sofort, brutal, endgültig.

Und Widukind wusste: Er musste härter sein als Karl, härter als jeder Zweifel. Denn nur so konnte er das Rudel zusammenhalten.

Das Blut des Verräters war längst in die Erde gesickert, doch die Narbe blieb. Eine Narbe, die man nicht sah, aber die in jedem Gesicht brannte.

Die Männer taten nach außen, als sei alles gut. Sie lachten lauter, tranken tiefer, brüllten wilder. Aber hinter den Zähnen nagte etwas. Jeder fragte sich: *Wer ist der Nächste? Wer trägt schon wieder Silber in seinem Beutel? Wer verkauft morgen meine Haut für sein eigenes Dach?*

Misstrauen ist schlimmer als jedes Schwert. Es macht Männer einsam, auch wenn sie Schulter an Schulter sitzen. Es macht jedes Feuer kälter, jedes Gelächter hohler. Widukind spürte es genau.

Er wusste, er hatte richtig gehandelt. Verrat konnte nur mit Blut gesühnt werden. Aber er wusste auch: Die Wunde war offen. Sie würde nicht so schnell verheilen. Manche dachten vielleicht: *Heute war er es. Morgen könnte ich es sein.*

Widukind saß allein am Rand des Lagers, die Nacht kalt, die Sterne still. Er starrte in die Glut und murmelte: „Karl schlägt uns nicht nur mit Heeren. Er schlägt uns mit Angst. Mit Misstrauen. Er säht Zweifel, und wir erledigen die Drecksarbeit selbst.“

Er nahm einen Ast, stieß ihn in die Glut, bis er brannte. Dann hielt er ihn hoch, das Gesicht im roten Schein. „Aber hört, Götter,“ flüsterte er, „ich schwöre: Er mag uns spalten, er mag uns gegeneinander hetzen, aber ich werde ihn mit derselben Waffe schlagen. Ich werde sein Silber zu Feuer machen.“

Die offene Wunde brannte. Sie würde lange nicht heilen. Aber manchmal, dachte Widukind, ist eine Wunde auch eine Erinnerung. Und Erinnerungen können härter machen.

Am nächsten Morgen stand er wieder im Kreis, grinste, spottete, spie ins Feuer. Die Männer lachten, brüllten, als wäre nichts gewesen. Doch tief in ihren Augen wussten sie: Verrat war kein Gerücht mehr. Verrat war Blut.

Und das Gift blieb.

Das Heer aus dem Westen

Am Anfang war es nur ein Geräusch. Tief, dumpf, wie Donner, der nicht enden wollte. Erst glaubten die Männer, ein Gewitter ziehe auf. Doch der Himmel war klar, keine Wolke weit und breit. Und trotzdem bebte die Erde unter ihren Füßen.

Späher kehrten zurück, die Gesichter weiß wie Asche. „Es kommt,“ sagten sie, mehr stammelnd als sprechend. „Ein Heer. Groß... zu groß.“

Widukind knurrte. „Groß gibt’s nicht. Alles, was Beine hat, kann man umhauen.“

Doch als er selbst lauschte, hörte er es: ein gleichmäßiges Grollen, das nicht aufhörte, egal, wie lange man wartete. Kein Sturm, kein Fluss, kein Viehtrieb. Es war der Tritt von tausenden Stiefeln, der Schlag von hundert Wagenrädern, das Stampfen von Pferden, die im Gleichschritt marschierten.

Die Dörfer spürten es, noch bevor sie es sahen. Die Hunde jaulten, das Vieh riss sich los, Kinder weinten ohne Grund. Frauen sahen gen Westen und machten Zeichen gegen das Böse, als könnten Götter diesen Lärm aufhalten.

Widukind stand am Waldrand, die Arme verschränkt, und lauschte. „Das, Brüder,“ sagte er, „ist kein Gewitter. Das ist Karl, der Himmel spielt.“

Er lachte hart, ohne Freude, und spie in den Staub. Doch die Männer neben ihm sahen nur zu Boden, weil sie wussten: Ein Gewitter vergeht. Dieses Grollen aber kam näher. Immer näher.

Und Widukind dachte: *So also klingt ein Kaiser, wenn er marschiert.*

Sie sahen es, bevor sie es glauben konnten.

Widukind und seine Späher kletterten auf eine Anhöhe, die Bäume dicht, der Himmel weit. Und dort, im Tal darunter, bewegte sich etwas, das nicht mehr wie Menschen aussah, sondern wie ein Tier mit tausend Beinen.

Reihen über Reihen. Schilde, die glänzten wie Wasser, Speere, die ragten wie ein Wald, Banner mit Kreuzen, die im Wind schlugen wie Peitschen. Männer marschierten, endlos, in geordneten Linien, das Klirren von Eisen in einem Rhythmus, der das Herz stocken ließ.

„Heilige Götter,“ murmelte Hroth, sonst nie um einen Fluch verlegen. „Das hört ja nicht auf.“

Und er hatte recht. Es hörte nicht auf. Hinter den Reihen kamen Wagen, ganze Kolonnen, mit Fässern, mit Getreide, mit Metall, mit Ersatzwaffen. Dahinter Reiter, schwer gepanzert, die Pferde wie Stiere, die Hufe wie Donner. Dahinter wieder Männer, Priester, sogar Handwerker, die marschierten, als hätten sie auch ein Schwert in der Hand.

Widukind stand still, die Augen eng, die Zähne fest zusammengebissen. Er machte einen Spruch, weil er musste: „Schaut mal, sie bringen gleich ihre eigenen Gräber mit. Spart uns die Arbeit.“ Einige lachten, hart, kurz, aber das Lachen hielt nicht lange.

Denn das Heer war zu groß, um es mit Witzen kleinzumachen. Es war ein Strom, eine Flut, eine Masse, die alles niederdrückte, was sich in den Weg stellte.

Arno knurrte. „Wie kämpft man gegen sowas?“

Widukind antwortete nicht sofort. Er starrte, bis seine Augen brannten, und murmelte dann: „Nicht frontal. Nicht wie sie. Man beißt ihnen ins Fleisch, wenn

sie's nicht sehen. Wie Wölfe. Sonst sind wir tot, bevor wir überhaupt schreien können.“

Aber tief in seinem Bauch wusste er: Selbst Wölfe ertrinken, wenn die Flut kommt.

Das Heer war nicht nur Masse, nicht nur Männer mit Speeren. Es war Ordnung. Eine Ordnung, so schwer, dass sie auf dem Land lag wie ein Stein, der alles zerdrückt.

Widukind sah es, als er die Reihen länger beobachtete. Nicht nur Krieger – ganze Abteilungen, wie Zahnräder in einer Maschine. Da waren Priester, die Kreuze schwangen, als wären sie Banner einer Armee. Da waren Schmiede, die hinter den Linien schon Ambosse aufstellten, damit kein Schwert stumpf blieb. Da waren Wagen, schwer beladen, die nicht mit Beute, sondern mit Vorräten rollten – genug, um eine Armee monatelang durch fremdes Land zu füttern.

Und dann diese verdammten Maschinen. Belagerungsgeräte, Türme aus Holz, Katapulte. Riesige Dinger, die von Ochsen gezogen wurden. Die Sachsen hatten noch nie solche Werkzeuge gesehen, die nicht fürs Feld, sondern fürs Töten gebaut waren.

„Das ist kein Heer,“ murmelte einer von Widukinds Männern, „das ist ein Reich auf Beinen.“

Widukind knurrte, die Faust um den Speer so fest, dass die Knöchel weiß wurden. „Ein Reich schießt auch nur Blut, wenn du's aufschneidest.“ Aber er wusste, dass es nicht so einfach war.

Denn über allem stand der Kaiser selbst. Nicht dass Widukind ihn in diesem Moment sah – Karl ritt weiter hinten, geschützt, umgeben von seiner Leibgarde. Aber allein die Gewissheit, dass er da war, machte das Heer schwerer. Es war nicht nur ein Aufmarsch von Kriegern. Es war die Faust eines Kaisers, der entschlossen war, ein Volk zu zerbrechen.

Das Gewicht des Kaisers war mehr als Stahl und Pferde. Es war der Wille, alles zu vernichten, was nicht kniete.

Widukind sah auf die Masse und spürte es in den Knochen: Hier stand nicht nur eine Armee. Hier stand ein verdammter Gedanke, marschierend, stampfend, endlos – und er wollte die Sachsen zerdrücken, bis nur noch Staub blieb.

Die Nachricht vom Heer lief durch die Dörfer schneller als jedes Feuer. Noch bevor Karls Männer den ersten Fluss überschritten, hatten die Sachsen schon davon gehört – und ihre Gesichter erzählten alles.

Manche Männer wurden still. Zu still. Ihre Hände zitterten, wenn sie die Äxte hielten, ihre Augen starrten ins Leere. „Zehntausende,“ murmelten sie, „ganze Wälder aus Speeren, Berge aus Eisen...“ Ihre Stimmen klangen, als wären sie schon halbtot.

Andere tobten, schrien, spien in die Erde. „Sollen sie kommen!“ brüllte einer, „wir reißen ihnen die Kreuze aus den Händen und schlagen sie ihnen in die Schädel!“ Doch selbst in seinen Augen flackerte Angst.

Frauen weinten heimlich, während sie ihre Kinder an die Brust drückten. Alte Männer fluchten, schüttelten die Köpfe, murmelten, dass die Götter den Sachsen zürnten. Und die Jungen – die Jungen grinsten hart, zogen Dolche und taten so, als könnten sie allein ein Heer zerlegen. Aber Widukind wusste, dass hinter dem Grinsen die nackte Panik lauerte.

Die Stämme spalteten sich. Einige riefen laut nach Kampf, andere sprachen flüsternd von Flucht, wieder andere von Verhandlungen. Und dieses Flüstern nagte schlimmer als das Donnern der fränkischen Stiefel.

Widukind stand in einer Halle, die Stimmen schwappten wie ein Sturm durcheinander. Einer schrie: „Wir müssen uns beugen, sonst sind wir alle tot!“ Ein anderer: „Beugen heißt tot sein, bevor du fällst!“ Fäuste flogen, Männer griffen zu Messern, die Einheit war so brüchig wie Glas.

Widukind stieg auf den Tisch, brüllte über das Chaos hinweg: „Ihr benehmt euch wie Hunde, die bellen, während der Wolf schon im Hof steht! Hört auf mit eurem Gekeife. Wir können nicht fliehen, wir können nicht knien. Es gibt nur eins: Wir müssen kämpfen wie Wölfe. Nicht gegen das Heer, sondern gegen seine Schwächen. Sonst sind wir morgen alle Geschichte.“

Die Halle verstummte. Nicht überzeugt, nicht geeint – aber still. Sie wussten: Der Wolf hatte gesprochen.

Die Angst hing in den Gesichtern wie Schmutz, der nicht abging. Männer starrten zu Boden, kauten auf ihren Bärten, sahen aus wie halbe Tote, noch bevor der erste fränkische Speer geflogen war. Widukind wusste: So kannst du keinen Krieg führen. Also tat er, was er immer tat, wenn das Messer schon am Hals saß – er spottete, bis die Männer wieder Zähne zeigten.

Er stellte sich mitten in den Kreis, schlug mit der Faust auf einen Tisch, dass der Becher kippte, und rief: „Ihr jammert, weil Karl ein Heer schickt? Was dachtet ihr denn – dass er alleine kommt, mit einem Stöckchen? Dass er klingelt, höflich fragt und dann wieder abzieht, wenn ihr nein sagt?“

Ein paar lachten, rau, unsicher.

Widukind ging weiter, die Augen wild, die Stimme wie Donner. „Ja, er bringt zehntausende Männer. Ja, er bringt Priester, Wagen, Banner, alles. Aber wisst ihr was? Jeder von denen schießt morgens auch in den Wald. Jeder von denen schreit, wenn man ihm die Kehle aufschlitzt. Sie tun groß, aber sie sind nur Männer. Und Männer bluten. Ich hab's gesehen.“

Jetzt lachten mehr. Hartes, dunkles Lachen.

„Und wenn sie meinen, sie seien ein Berg,“ fuhr Widukind fort, „dann lasst uns der verdammte Erdrutsch sein! Wenn sie glauben, sie sind der Sturm, dann sind wir das Feuer, das im Sturm heller brennt. Karl soll ruhig kommen – wir zeigen ihm, dass wir mehr Spaß daran haben, zu sterben, als er jemals daran haben wird, zu leben.“

Die Halle heulte auf. Fäuste hämmerten gegen Schilde, Männer schrien, Frauen johlten mit. Angst war noch da, ja, aber sie war übertönt – vom Trotz, vom Gelächter, vom Zorn.

Widukind grinste, dieses böse Grinsen, das mehr Mut machte als jedes Gebet. Spott war seine Waffe, schärfer als ein Schwert. Und heute hatte er sie wieder gezückt, mitten ins Herz der Furcht.

Spott konnte die Angst brechen, aber Spott allein baute keine Schilde. Also mussten die Sachsen sich rüsten – so gut sie konnten.

Widukind ließ Boten aussenden, schnelle Läufer durch Wälder, über Flüsse, zu jedem Stamm, der noch nicht eingeknickt war. „Kommt mit Waffen, kommt mit allem, was ihr habt! Wer zögert, ist schon tot!“ So lauteten die Worte, die wie Blitze durch das Land gingen.

In den Dörfern begannen die Männer, aus allem Waffen zu machen. Pflugscharen wurden zu Speeren, Äxte aus den Ställen zu Kriegsäxten, alte Ketten zu Knüppeln. Frauen hämmerten Riemen an Schilde, Kinder sammelten Steine für Schleudern. Es war keine Armee wie die Franken sie hatten – es war ein Rudel, roh, wild, zusammengeflickt.

Widukind rief die Häuptlinge. Er zeichnete den Boden mit Linien, erklärte, wo sie das Gelände nutzen mussten. „Nicht auf dem Feld! Da fressen sie uns wie Brot! Wir schlagen im Wald, im Sumpf, an Flüssen, wo ihre Masse stockt.“ Er sprach von Fallen, von Überfällen, von Feuer im Rücken.

Manche murrten. „Das ist kein ehrenvoller Kampf.“ Widukind lachte sie aus. „Ehre? Ehre ist für Männer, die schon tot sind. Wir kämpfen nicht, um schön zu sterben – wir kämpfen, um nicht zu knien.“

Er ließ Späher die Wege prüfen, ließ Bäume fällen, die Straßen blockieren sollten. Er befahl, Vorräte zu verstecken, damit die Franken im Land nichts fanden außer Asche. „Wenn sie fressen wollen, sollen sie Erde kauen,“ knurrte er.

Die Vorbereitung war chaotisch, ungleich, voller Stolpern. Aber sie war echt. Jeder wusste: Der Sturm kommt, und sie hatten nur ihre eigenen Fäuste, ihre eigenen Götter, ihre eigenen Schreie.

Widukind stand inmitten der Männer, die sich rüsteten, und spürte es: Sie waren keine Armee. Aber sie waren Wölfe. Und Wölfe kämpfen auch dann, wenn der Wald brennt.

Die Sachsen hatten sich vorbereitet, so gut es ging. Holzschilde, stumpfe Speere, verbeulte Helme – gegen Frankenstahl sah alles aus wie Kinderspielzeug. Und doch standen sie da, die Zähne gefletscht, die Augen voller Trotz.

Aber als die Nacht kam, spürte Widukind, dass Mut allein nicht reicht. Er hörte das Grollen in der Ferne, tiefer als Donner, gleichmäßig wie ein Herzschlag, der nicht zu ihrem Land gehörte. Karl marschierte, und mit ihm marschierte etwas, das größer war als Männer. Es war wie ein Schicksal, das durch Wälder und Flüsse stapfte.

Am Feuer lachten die Männer, hart, aufgesetzt. Sie erzählten Geschichten, prahlten, schrien, dass sie lieber sterben würden als knien. Doch Widukind sah die Hände zittern, wenn die Krüge abgestellt wurden. Er sah die Augen, die zu lange ins Feuer starrten. Jeder wusste, was kam – und keiner konnte es stoppen.

Er ging hinaus, allein, den Hügel hinauf. Von dort sah er gen Westen. Kein Licht, nur Dunkelheit. Aber im Dunkel war Staub, war ein Schimmer von Bannern, war das dumpfe Rollen von Wagen. Der Kaiser war da.

Widukind spuckte in die Erde, murmelte leise: „Dann komm, du Bastard. Bring dein Heer, bring dein Kreuz, bring deine Götter. Wir sind hier. Und wenn wir untergehen, dann machen wir's so laut, dass die Götter es selbst im Himmel hören.“

Die Ahnung des Unheils hing schwer über dem Land. Doch genau darin lag auch die Stärke. Denn wer weiß, dass der Tod vor der Tür steht, hat nichts mehr zu verlieren.

Und Widukind wusste: Morgen würde das Land nicht mehr dasselbe sein.

Brandschatzung und Blutopfer

Es begann nicht mit einem Kampf. Kein Horn, kein Schild an Schild, kein Heldentum. Es begann mit Feuer.

Das Heer Karls kam wie eine Mauer aus Eisen über die Felder, und wo sie hinkamen, blieb nichts, was lebte. Ein kleines Dorf war das erste Opfer – ein paar Hütten aus Holz, ein paar Felder, Schweine im Dreck. Nichts, was für einen Kaiser Bedeutung hatte. Und genau deswegen wählte er es.

Die Reiter stürmten hinein, Fackeln in den Händen, die ersten Dächer brannten, noch bevor die Bewohner überhaupt aus ihren Hütten krochen. Alte Männer wurden niedergeschlagen, noch im Schlafrock, Frauen schrien, Kinder stolperten barfuß durch den Schlamm, und über allem erhob sich das Brüllen der Franken, als wäre das Niederbrennen selbst ein Gottesdienst.

Die Flammen fraßen sich schnell durch das trockene Holz. Funken stoben in den Himmel, der Rauch legte sich schwer über die Felder. Und mitten in diesem Inferno sah man die Priester, die die Fackeln segneten, als wären sie heilige Waffen. Sie standen da mit erhobenen Kreuzen, während hinter ihnen Männer vergingen wie Vieh in der Schlachtbank.

Widukind kam mit seinen Spähern zu spät. Vom Hügel aus sah er das Dorf brennen, sah, wie die Hütten wie Kerzen zusammenbrachen, sah, wie ein kleines Kind am Rand des Platzes stolperte, von einem Reiter niedergetrampelt. Sein Herz hämmerte, seine Fäuste bebten. Doch er konnte nicht eingreifen. Nicht gegen diese Masse. Nicht gegen Karls Wut.

„Seht es euch an,“ knurrte er, während der Rauch die Augen brannte. „So sieht das Reich Gottes aus. Ein Reich aus Asche.“

Seine Männer schwiegen. Manche bissen sich die Lippen blutig, andere weinten, still, die Gesichter hart, die Hände an den Waffen. Jeder wusste: Wenn sie hinunterstürmten, würden sie nicht nur sterben – sie würden nutzlos sterben.

Und so blieb ihnen nichts, außer zuzusehen, wie das erste Dorf in Flammen aufging. Es war kein Sieg, kein Kampf – nur ein Zeichen. Ein Zeichen, das Karl tief ins Land brannte: *Wo ich komme, bleibt nichts.*

Widukind spuckte in die Erde. „Dann soll er sehen, dass wir nichts sind, das leicht vergeht.“

Feuer frisst still, aber Menschen sterben laut.

Als das Dorf brannte, war das Schlimmste nicht das Knistern der Balken, nicht das Heulen der Flammen – es waren die Schreie. Diese verfluchten Schreie, die durch Mark und Bein gingen.

Ein Bauer rannte mit bloßen Händen gegen einen Reiter, weil seine Frau noch in der Hütte war. Der Hieb des Schwertes trennte ihn fast in zwei Hälften, und er schrie noch, als sein Körper schon im Staub lag. Die Frau kam brennend heraus, das Haar ein Fackel, die Arme ausgestreckt, und sie fiel mit einem Schrei, der länger hielt als das Feuer.

Kinder schrien am lautesten. Manche schrien nach ihren Müttern, andere schrien einfach nur, schrien so schrill, dass selbst die Pferde scheuten. Die Franken lachten, einige packten die Kinder und warfen sie zurück in die Flammen. „Bessere Opfer für ihren Gott,“ höhnten sie.

Und während das Dorf verging, standen die Priester daneben. Kreuze hoch, Lippen murmelnd, Augen gen Himmel. Sie segneten den Tod, segneten das Feuer, segneten die Schreie.

Widukind hörte sie von weitem. Jeder Schrei war wie ein Dolch in seinem Bauch. Seine Männer griffen nach den Waffen, wollten los, wollten rennen, wollten sterben, nur um diese Schreie zu beenden. Aber Widukind hielt sie zurück, mit geballter Faust, mit einem Blick, der so kalt war, dass es wehtat.

„Noch nicht,“ knurrte er. „Noch nicht. Wir reißen mehr nieder, wenn wir warten.“

Doch in seinem Herzen wusste er: Kein Sieg, keine Rache, kein Triumph würde jemals diese Schreie auslöschen. Sie waren eingebrannt in die Nacht, eingebrannt in ihre Schädel.

Und genau das machte sie stärker. Denn die Schreie der Lebenden waren lauter als das Donnern von Karls Heer. Sie waren ein Ruf nach Blut. Und Widukind schwor sich, dass er diesen Ruf beantworten würde.

Widukind war nicht der Mann, der zuschaut. Er war der, der spottet, der schreit, der ins Getümmel rennt, auch wenn's ihn das Leben kostet. Aber diesmal musste er sehen, wie ein Dorf brannte – und er konnte nichts tun.

Vom Hügel aus knirschte er mit den Zähnen, so fest, dass sein Kiefer knackte. Unter ihm rannten Frauen brennend aus den Hütten, Kinder wurden unter Pferdehufen zerquetscht, Männer starben mit Flüchen im Hals. Die Franken lachten, die Priester segneten, und der Rauch zog so schwarz in den Himmel, dass es aussah, als würde selbst die Sonne die Augen schließen.

Seine Männer wollten los. Arno war schon halb den Abhang runter, die Axt hoch überm Kopf, die Augen rot wie Feuer. Widukind packte ihn am Arm, riss ihn zurück. „Nein!“ brüllte er. „Nicht so. Nicht heute.“

„Wir können sie nicht einfach schreien lassen!“ schrie Hroth, Tränen und Wut zugleich im Gesicht. „Wir sind doch keine Feiglinge!“

Widukind starrte ihn an, so kalt, dass Hroth zurückwich. „Feiglinge sterben sinnlos. Wir sterben richtig, wenn's zählt.“

Doch als er das sagte, wusste er selbst, wie leer es klang. Denn in seinem Herzen brüllte alles: *Renn da runter! Töte sie! Stirb mit ihnen!* Aber sein Kopf hielt ihn zurück. Ein Dutzend Männer gegen ein Heer war kein Kampf, es war ein Massaker. Und er wusste, Karl wollte genau das: ihn zu einem toten Helden machen, damit der Widerstand mit ihm starb.

Also blieb er stehen. Mit geballten Fäusten, Blut auf den Lippen, weil er sich selbst fast die Zunge zerbiss vor Zorn. Er sah zu, wie das Dorf verbrannte, und fühlte sich, als würde er selbst im Feuer stehen.

„Seht genau hin,“ knurrte er zu seinen Männern. „Brennt euch das ein. Jede Hütte, jede Leiche, jedes verdammte Kreuz. Wir zahlen es zurück. Nicht heute. Aber wir zahlen es zurück.“

Ohnmacht fraß an ihm wie Ratten im Bauch. Aber diese Ohnmacht verwandelte sich in etwas anderes: in einen Zorn, so kalt und klar, dass er nicht mehr verging.

Es gibt Momente, da zerreißt dich die Wut so sehr, dass du lieber stirbst, als noch einen Atemzug lang zuzusehen. Für Widukind kam dieser Moment, als die Franken im brennenden Dorf anfangen, zu saufen und zu johlen, als wäre das Feuer ein Fest.

„Jetzt!“ brüllte er, und ehe die Männer begriffen, war er schon den Hang hinuntergestürzt. Kein Plan, kein Horn, keine Taktik. Nur Zorn, Speer und Schrei.

Die Sachsen folgten wie Wölfe, die den Geruch von Blut wittern. Sie krachten in die Ränder des fränkischen Heeres, mitten in die Säuer, die meinten, der Sieg sei schon besiegelt. Einer fiel, noch mit dem Becher in der Hand, als Widukinds Speer ihm durch den Hals fuhr. Blut spritzte über das Feuer, Männer schrien, die Ordnung zerbrach für einen Atemzug.

Arno schwang seine Axt so wild, dass Pferde scheuten, Hroth lachte wie ein Wahnsinniger, während er einem Priester das Kreuz aus der Hand riss und ihm damit die Zähne einschlug. Für einen Moment war da Chaos – reines, nacktes Chaos. Genau das, worin die Sachsen stark waren.

Sie legten zehn, zwanzig Franken nieder, brannten ihre eigenen Schreie in den Rauch. Das Lachen der Sieger verwandelte sich in Panik, Schilde krachten, Blut spritzte in die Flammen.

Doch es dauerte nicht lange. Das Heer war zu groß, zu schwer. Wie ein Tier, das kurz stolpert, fing es sich schnell wieder. Reihen schlossen sich, Schilde hoben sich, Befehle hallten. Die Franken wuchsen wieder zu einer Mauer, und gegen Mauern stirbt selbst der wildeste Wolf.

Widukind sah Männer seiner Seite fallen, einer mit aufgeschnittenem Bauch, ein anderer unter Pferdehufen zertrampelt. Das Chaos, das er entfesselt hatte, begann, sie selbst zu zerreißen.

„Zurück!“ brüllte er, und mit Mühe, mit Blut, rissen sie sich wieder in den Wald. Hinter ihnen brannte das Dorf weiter, und ihre Toten brannten mit.

Es war kein Sieg. Es war ein Schlag ins Gesicht, roh, blutig, aber teuer erkaufte. Sie hatten gezeigt, dass sie zubeißen konnten. Doch das Heer Karls lachte

wieder, diesmal härter, und marschierte weiter, als hätten sie nur eine Mücke abgeschüttelt.

Widukind fluchte, seine Stimme rau wie Asche. „Wir haben sie erwischt. Aber verdammt, wir zahlen für jeden Biss mit Fleisch von uns selbst.“

Nach dem Chaos, nach Blut und Rauch, zogen sich die Sachsen zurück in die Wälder. Sie waren erschöpft, voller Zorn und Trauer, und jeder von ihnen wusste: Das allein reicht nicht. Gegen ein Heer wie das Karls braucht man mehr als Speere und Mut. Man braucht die Götter.

So versammelten sie sich in einem Hain, tief verborgen, wo Eichen standen, alt wie die Ahnen. Die Druiden hatten bereits ein Feuer entfacht, hoch, lodernd, das in den Himmel griff wie eine Faust. Über dem Feuer hing der Geruch von Blut – frisch, metallisch, bitter.

Widukind trat vor, warf sein Speerblatt in die Flammen, als Zeichen, dass selbst Stahl dem Zorn der Götter geweiht war. Dann nickte er, und die Männer brachten Opfer. Erst Schweine, dann Ziegen, dann – ein Krieger, gefangen genommen beim letzten Überfall. Ein Franke.

Der Mann fluchte, schrie, versprach Silber, versprach Leben. Doch die Sachsen packten ihn, legten ihn über den Altar, und das Messer fuhr ohne Zögern durch seinen Hals. Blut spritzte in die Glut, das Feuer zischte, Funken stoben, als würden die Götter selbst trinken.

Die Männer heulten, trommelten gegen ihre Schilde, riefen die Namen: Wodan, Donar, Ziu. Ihre Stimmen hallten durch den Wald, so wild, dass selbst die Raben aufflogen.

Widukind stand da, die Hände blutig, die Augen voller Glut. Er wusste, was er da tat: Er gab Blut, um Blut zu fordern. Er war kein Priester, kein Diener, er war ein Krieger. Aber er wusste auch: In dieser Nacht brauchten seine Männer ein Zeichen, dass sie nicht allein kämpften.

„Seht ihr?“ rief er. „Sie haben ihr Kreuz, wir haben unsere Götter. Und unsere Götter hören uns nur, wenn wir laut genug schreien!“

Da schrien sie, bis die Kehlen rissen. Da stampften sie, bis die Erde bebte. Da floss Blut, bis selbst der Bach rot glänzte.

Und Widukind dachte: *Wenn die Götter jetzt nicht zuhören, dann haben sie uns längst vergessen.*

Am Morgen danach, als der Rauch der Opfer noch zwischen den Ästen hing, stieß Widukind mit seinen Männern auf einen Platz, der wie eine offene Wunde im Wald lag. Es war das, was von einem Dorf übrig war. Verkohlte Balken, Asche, der Gestank von verbranntem Fleisch. Kein Leben, kein Lachen, nur Stille.

Und mitten darin stand es. Ein Kreuz. Frisch aufgerichtet, makellos, als wäre es vom Himmel gefallen, nicht von Männerhänden gepflanzt. Es ragte über die Asche, trotzig, sauber, wie ein Fremdkörper in einer verbrannten Welt.

Die Männer erstarrten. Manche senkten die Augen, andere spien in den Dreck. Hroth knurrte: „Die Bastarde pflanzen es in unsere Knochen. Damit wir sehen, wem das Land gehört.“

Widukind trat vor, langsam, Schritt für Schritt. Er legte die Hand auf das Holz, rau, noch voller Harz, unberührt vom Feuer. Er fühlte, wie die Franken es meinten: *Euer Dorf ist Staub, euer Leben ist Dreck – aber unser Kreuz bleibt stehen.*

Er ballte die Faust, zog das Messer und ritzte eine Linie in das Holz. Tief, grob, blutig, bis die Klinge splitterte. „Wenn das ihr Gott ist,“ knurrte er, „dann soll er spüren, dass auch Götter bluten können.“

Arno trat neben ihn, holte aus und spaltete mit der Axt ein Stück vom Balken. Die Männer brüllten, hämmerten gegen das Holz, bis es bebte. Doch Widukind hob die Hand, hielt sie zurück. „Noch nicht. Wir fällen es, wenn’s zählt. Wir lassen es stehen, damit es uns erinnert: Jeder Schlag gegen uns wird bezahlt.“

Er spuckte gegen das Kreuz, hart, voller Hass. „Und wenn wir es niederreißen, dann nicht heimlich, dann nicht still. Dann im Licht, vor aller Augen, mit so viel Blut, dass die Erde sich daran erinnert.“

Die Männer nickten, die Augen voller Glut. Das Kreuz blieb stehen – aber nicht als Zeichen der Franken. Sondern als Ziel.

Der Rauch hing noch in der Luft, dick und schwarz, wie ein Leichentuch über dem Land. Niemand sprach. Selbst die Vögel hielten den Schnabel. Alles, was blieb, war der Gestank von verbranntem Holz, von Blut und von dieser verdammten Asche, die sich in jede Pore fraß.

Widukind trat in die Mitte des Platzes, das Kreuz noch hinter ihm, das Dorf ringsum zerstört. Er hob die Arme, nicht wie ein Priester, sondern wie ein

Mann, der nichts mehr zu verlieren hatte. Seine Stimme war rau, gebrochen, aber laut:

„Seht euch um. Das hier ist Karls Frieden. Feuer, Asche, Leichen. Das ist sein Geschenk an uns. Aber wir nehmen es nicht. Wir zahlen zurück. Für jeden Schrei, für jedes verbrannte Dach, für jedes Kreuz – Blut. Unser Blut, ja. Aber auch ihres. Vor allem ihres.“

Er griff eine Handvoll Asche, rieb sie sich über das Gesicht, bis er aussah wie ein Gespenst. „Ich schwöre bei meinem Fleisch, bei meinen Knochen, bei meinem verdammten Maul: Dieses Land wird nicht still sterben. Wir werden laut sterben. Und jeder Schritt, den Karl hier macht, wird in Blut getränkt sein.“

Die Männer schrien, hart, heiser, wie Wölfe, die im Rauch ihre Beute wittern. Sie hämmerten gegen Schilde, gegen die Erde, bis selbst das Kreuz schwankte.

Arno hob die Faust, Hroth lachte irre, die anderen brüllten, bis der Rauch selbst zu zittern schien.

Widukind aber stand still, die Augen voller Glut. Er wusste, dass dies kein Sieg war, sondern ein Schwur. Ein Schwur, geboren im Rauch, im Blut, in der Asche.

Und dieser Schwur würde sie tragen. Nicht zu einem schnellen Triumph – sondern in einen Krieg, der nur noch grausamer werden konnte.

Der Rauch stieg, der Schwur blieb.

Die große Schlacht an der Weser

Die Weser floss träge, als hätte sie keine Ahnung, dass sie bald rot werden würde. Ein breiter, grauer Strom, der sich durch Wälder und Felder wand. Für die Bauern war er ein Weg, für die Kinder ein Spielplatz. Für Widukind wurde er zur Grenze – zwischen Leben und Tod, zwischen Sachsen und Karl.

Tagelang waren sie geströmt, Männer aus allen Stämmen. Westfalen, Engern, Ostfalen, Nordalbingier. Bauern mit Äxten, Krieger mit Speeren, Hirten mit Knüppeln. Manche barfuß, manche in Rüstungen, die von Vätern und Großvätern vererbt worden waren. Jeder mit Hass im Bauch, jeder mit einer Geschichte, warum er hier stand.

Am Ufer schlugen sie Lager auf. Zelte, Feuer, Schilde aneinandergestellt. Es war kein Heer wie bei den Franken, mit Bannern, Trommeln und Ordnung. Es war ein Rudel – unruhig, laut, wild. Männer lachten zu laut, tranken zu tief, prügeln sich aus Langeweile. Doch in ihren Augen lag derselbe Funke: Heute würden sie nicht im Schatten zuschlagen. Heute würden sie offen stehen.

Widukind ging durch die Reihen, musterte sie. Er sah Männer mit Narben, die schon mehr Blut gesehen hatten, als ein Mensch ertragen sollte. Er sah Jungen, kaum Bart im Gesicht, die mit Dolchen fuchtelten, als könnten sie Berge damit stürzen. Und er sah die Alten, die schworen, dass sie lieber hier sterben würden, als noch einen Schritt vor Karl zurückzuweichen.

Am Abend stand er am Fluss, die Füße im Schlamm, und starrte ins Wasser. Die Strömung war stark, sie riss Äste und Schaum mit, als sei der Fluss selbst gierig. „Er wird mehr fressen,“ murmelte Widukind. „Männer. Schilde. Fleisch.“

Hroth trat neben ihn, grinste schief. „Dann sollen die Franken zuerst schwimmen lernen.“

Widukind spie ins Wasser. „Nein, Bruder. Wir alle schwimmen morgen. In Blut. Die Frage ist nur: wer geht unter und wer taucht wieder auf.“

Die Weser rauschte. Und sie wartete.

Am nächsten Morgen bebte der Boden. Erst leise, dann wie Donner, der nicht mehr aufhört. Männer sprangen auf, griffen nach Schilden und Speeren, als der erste Staub über den Bäumen aufstieg.

Dann sahen sie sie.

Das Heer Karls zog auf wie ein Sturm. Reihen, die kein Ende nahmen. Banner mit goldenen Adlern und diesen verfluchten Kreuzen, die im Wind flatterten wie ein Hohn. Schilde im Gleichschritt, Speere wie eine Hecke, die marschierte. Hinter ihnen Wagenkolonnen, ganze Dörfer auf Rädern, und noch weiter hinten die Reiter, schwer gepanzert, als wären sie aus Eisen gegossen.

„Götter,“ murmelte einer der Sachsen, „das sind keine Männer, das ist eine Flut.“

Widukind stand vorne, das Gesicht hart, die Augen schmal. Er lachte – nicht aus Freude, sondern weil er wusste, dass er sonst schreien würde. „Seht mal, Brüder,“ rief er, „Karl bringt uns alles, was er hat. Als hätten wir ihn eingeladen zum Fest. Schön, dass er kommt – dann müssen wir nicht zu ihm reiten.“

Ein paar lachten, hart und kurz. Andere spien in den Dreck, die Finger nervös an den Waffen. Doch das Lachen half, wenigstens für einen Atemzug.

Die Franken stellten sich am gegenüberliegenden Ufer auf. Sie bauten keine Lagerfeuer, sie setzten sich nicht hin. Sie standen da, in Reih und Glied, Schilde aneinander, als wären sie eine Mauer. Die Sonne brach durch den Dunst und ließ Eisen blitzen, so grell, dass die Sachsen die Augen zusammenkniffen.

Es war kein einfaches Heer. Es war ein Reich, das marschierte. Und es stand jetzt direkt gegenüber.

Widukind spürte, wie seine Fäuste juckten. „So also sieht der Feind aus, wenn er glaubt, er sei ein Gott,“ murmelte er. Dann spuckte er in die Weser und grinste. „Zeit, ihm zu zeigen, dass Götter auch bluten.“

Die Männer standen am Ufer, Schilde in den Händen, Speere zitternd, nicht nur vom Gewicht. Vor ihnen die Franken, geordnet wie ein Gebirge. Hinter ihnen die Wälder, die Flucht, die Schande.

Widukind wusste: Wenn er jetzt nichts sagte, zerfielen sie, noch bevor der erste Speer flog. Also kletterte er auf einen Stein am Fluss, dass ihn alle sehen konnten, und riss das Maul auf, wie nur er es konnte.

„Seht euch das an!“ brüllte er und deutete über die Weser. „Da stehen sie, die Hunde Karls. Schön geordnet, glänzend, mit ihren Kreuzen hoch in der Luft. Sie meinen, sie sind ein Berg. Aber Brüder – Berge kann man sprengen! Berge kann man spalten! Und wenn sie fallen, dann begraben sie ihre eigenen Männer!“

Die Sachsen lachten, ein hartes, heiseres Lachen.

„Hört auf, euch in die Hosen zu scheißen!“ fuhr er fort. „Ihr seid keine Kinder! Ihr seid Wölfe! Und Wölfe knien nicht, egal, wie groß die Herde ist, die auf sie zukommt! Sollen sie ihre Kreuze hochhalten – wir haben unsere Götter, und unsere Götter lachen über Feuer und Blut!“

Er zog sein Schwert, hielt es hoch, dass die Sonne es blitzen ließ. „Heute sterben viele von uns. Das weiß ich. Ihr wisst es auch. Aber was zählt, ist nicht, dass wir sterben. Was zählt, ist, dass wir brüllen, während wir's tun. Dass jeder verdammte Franke, der nach Hause läuft, unseren Schrei in den Knochen trägt, bis er fault.“

Die Männer brüllten jetzt. Einige hämmerten mit Speeren gegen Schilde, andere schrien die Namen der Götter, so laut, dass es über den Fluss hallte.

Widukind grinste breit, das Gesicht voller Schmutz, voller Zorn. „Also, Brüder, seht ihnen in die Augen. Lasst sie sehen, dass wir keine Bauern sind, die man niedertritt. Wir sind Sachsen! Und heute zeigen wir ihnen, wie laut ein Volk sterben kann!“

Das Brüllen schwoll an, bis es selbst die Trommeln der Franken übertönte. Widukind spürte es in den Knochen: Angst war noch da, ja – aber sie war jetzt überdeckt von Trotz. Und Trotz war eine bessere Rüstung als jedes Eisen.

Dann kam das Signal. Ein Horn auf der anderen Seite der Weser, tief, langgezogen, wie das Heulen eines Monsters. Die Franken bewegten sich, Reihen um Reihen, als hätte der Himmel selbst ihnen Beine gegeben. Schilde hoch, Speere nach vorne, Banner im Wind.

Die Sachsen brüllten zurück. Kein geordnetes Horn, kein Trommeln – nur ein wilder, roher Schrei, so laut, dass selbst die Raben aufflogen. Widukind war der Erste, der in den Fluss stieg. „Kommt, ihr Hunde!“ brüllte er, das Wasser spritzte bis zur Brust. „Lasst uns sehen, ob euer Gott schwimmen kann!“

Die Sachsen folgten, wie ein Rudel, das Blut roch. Das Wasser der Weser wurde zum Schlachtfeld. Männer rutschten, Schilde glitten, Pfeile zischten durch die Luft, manche bohrten sich in Brust und Hals, bevor die Kämpfer überhaupt das andere Ufer erreichten.

Dann krachten die Reihen aufeinander. Eisen auf Eisen, Holz auf Fleisch. Das dumpfe Knacken von Knochen mischte sich mit dem Scheppern von Schilden. Männer brüllten, Pferde wieherten, Blut spritzte ins Wasser.

Ein Sachse mit Axt sprang einem Franken ins Gesicht, riss ihn zu Boden, beide versanken kurz in den Fluten, bis nur noch rotes Wasser hochspritzte. Ein anderer wurde von einem Speer durchbohrt, fiel keuchend in den Strom, wurde sofort fortgerissen, als wäre er nie dagewesen.

Widukind selbst schlug wie ein Wahnsinniger. Sein Speer krachte in Schilde, sein Schwert hieb durch Kettenhemden. Er spottete selbst im Chaos, blutig lachend: „Na los, ihr Bastarde, zeigt mir, wie eure Kreuze euch retten!“ Ein Franke kam ihm zu nahe, Widukind rammte ihm den Dolch in den Bauch und brüllte: „Sieht so euer Himmel aus?“

Doch es war kein geordneter Kampf. Es war ein Mahlstrom. Männer glitten im Schlamm, ertranken, während sie noch kämpften. Schilde brachen, Schrei auf Schrei ging unter im Donnern der Waffen.

Die Schlacht war entfesselt. Und die Weser begann, das zu tun, was sie am besten konnte: fressen.

Der Fluss war kein Zuschauer. Er kämpfte mit – und er war ein grausamerer Feind als Karl selbst.

Die Weser riss Männer fort, die noch lebten, brüllend, mit Schwertern in den Händen. Einer stolperte, fiel im Schlamm, und drei Brüder sprangen hinterher, um ihn hochzuziehen – doch die Strömung packte sie alle und zog sie hinab, als wären sie Kiesel. Binnen Sekunden war nur noch ein Strudel zu sehen, rot und braun zugleich.

Schilde wurden nutzlos. Im Wasser waren sie schwer wie Steine. Männer, die sie festhielten, wurden nach unten gedrückt, ertranken mit wutverzerrtem Gesicht. Wer sie wegwarf, lebte vielleicht länger – aber ohne Schild war er nur noch Fleisch.

Die Toten schwammen neben den Lebenden. Körper trieben gegen Beine, Gesichter blickten nach oben, Augen weit offen, Münder noch voller Schrei. Manche wurden vom Fluss gegen Felsen gedrückt, Schädel zerschmettert, Glieder verrenkt wie bei Puppen.

Widukind sah es, während er selbst im Wasser stand, bis zur Hüfte, Schwert in der Hand, Blut im Gesicht. „Die Weser frisst keine Franken,“ knurrte er, „sie frisst uns alle.“

Doch auch die Franken litten. Ein Pferd, schwer gepanzert, rutschte ab, stürzte in die Fluten, riss seinen Reiter mit sich. Die Sachsen brüllten vor Triumph, als sie sahen, wie Mann und Tier im Wasser verschwanden. Für einen Atemzug fühlte es sich an, als kämpften die Götter selbst mit.

Aber die Wahrheit war härter: Der Fluss war neutral. Er nahm, wen er wollte. Und er nahm viele.

Blut färbte das Wasser dunkel. Die Weser floss nicht mehr grau – sie floss rot, schwer, zäh. Wer trank, trank Blut. Wer schrie, schluckte Blut. Wer fiel, ging unter und wurde Teil des Flusses.

An diesem Tag kämpften die Sachsen nicht nur gegen Karl. Sie kämpften gegen die Weser. Und die Weser war ein Feind, den niemand besiegen konnte.

Widukind war kein Heerführer mehr, kein Mann mit Plänen oder Reden. Im Mahlstrom der Weser war er nur noch ein Tier – Zähne, Schwert, Schrei.

Er stand mitten im Wasser, das Blut warm um seine Beine. Der Schlamm sog an seinen Füßen, Männer krachten gegen ihn, die Strömung riss an allem. Ein Speer streifte seine Rippen, er rührte wie ein Bulle und stieß den Angreifer unter die Oberfläche. Das Wasser kochte, rote Blasen stiegen auf, dann war da nur noch Stille.

Ein Franke, schwer gepanzert, rammte ihn von der Seite. Widukind taumelte, der Fluss zerrte ihn fast mit. Doch er riss den Mann an der Kette, die ihm über die Brust lief, und biss ihm ins Ohr, riss es ab, während er ihm das Schwert in den Bauch stieß. Blut, Schrei, Schlamm – alles vermischte sich, bis keiner mehr wusste, wo der Fluss aufhörte und der Mensch anfang.

Arno brüllte neben ihm, die Axt im Kreis schwingend, so wild, dass selbst Franken zurückwichen. Hroth lachte irre, während er im Wasser watete, das Kreuz eines Priesters packte und ihn mit seinem eigenen Symbol ertränkte.

Widukind spottete sogar hier. „Na, ihr Hunde! Ist das euer Reich Gottes? Dann säuft er mit uns ab!“ Er spie Blut ins Wasser und hieb weiter, sein Körper eine einzige Waffe.

Er wusste nicht mehr, wie viele er erschlagen hatte. Gesichter kamen und gingen, Schreie mischten sich, Hände griffen, er hackte, trat, biss. Der Fluss war voller Leiber, die trieben, stießen, sanken. Jeder Schlag konnte sein letzter sein – und genau deshalb schlug er härter.

Für einen Moment dachte er: *Vielleicht sterbe ich hier, im Fluss, zwischen Schlamm und Blut.* Und er grinste. Denn wenn schon, dann laut. Nicht still, nicht kniend – sondern brüllend wie ein Wolf, bis selbst die Götter die Ohren voll hatten.

So war Widukind: ein Maulheld, ein Schläger, ein Krieger. Und in diesem Mahlstrom war er alles zugleich – ein Symbol aus Fleisch und Zorn.

Als die Sonne sank, war der Fluss kein Fluss mehr. Er war ein Grab.

Die Weser trug Leichen wie Treibholz, Gesichter nach oben, Augen weit offen, Münder voll Wasser und Blut. Schilde schwammen wie verlassene Boote, Speere ragten schief aus dem Schlamm, und das Brüllen war verstummt. Nur noch das Knacken der Rüstungsteile, die im Strom aneinanderstießen, und das Krächzen der Raben über dem Schlachtfeld.

Die Sachsen standen am Ufer, zerschlagen, triefend, die Körper voller Schnitte, die Herzen voller Wut. Sie hatten gekämpft wie Wölfe, gebissen, gekratzt,

getötet. Und sie hatten überlebt. Nicht alle, nicht viele – aber genug, um noch dazustehen, die Fäuste geballt, die Zähne gefletscht.

Auf der anderen Seite sammelten sich die Franken. Auch sie hatten Tote verloren, Männer, die nie wieder marschieren würden. Aber sie standen immer noch, geordnet, diszipliniert, die Banner hoch. Sie beanspruchten den Tag – wie immer.

Doch Widukind grinste, das Gesicht voller Blut, die Stimme heiser. „Sollen sie sagen, was sie wollen. Wir sind noch hier. Wir haben geschrien, wir haben gebissen, wir haben geblutet – und wir leben. Das reicht. Das ist unser Sieg.“

Arno brummte, Hroth lachte mit gebrochenen Zähnen. Die Männer nickten, müde, aber mit Feuer in den Augen.

Die Weser rauschte, dunkel, schwer, und trug die Toten davon. Aber der Trotz blieb am Ufer.

Widukind blickte gen Westen, spuckte ins Blutwasser und murmelte: „Kommt wieder, Karl. Bring dein Heer, bring deine Kreuze. Wir werden wieder schreien. Solange wir schreien können, sind wir nicht besiegt.“

Der Tag war zu Ende. Kein Triumph, kein Ruhm. Nur Blut, Asche – und Trotz. Doch Trotz war genug, um weiterzuleben.

Sieg und Stolz – ein kurzer Triumph

Die Nachricht kam nicht wie ein Triumphzug, sondern wie ein besoffener Bote, der kaum noch auf den Beinen stehen konnte. Staub im Bart, Blut an den Stiefeln, die Augen weit, das Maul voller Schreie.

„Sie stehen nicht mehr!“ rief er, keuchend, hustend, halb tot vom Ritt. „Die Franken – sie bluten! Sie haben’s nicht geschafft, uns zu brechen an der Weser. Wir haben sie zurückgedrängt, wir haben sie gefressen, wir haben—“ Er brach zusammen, der Schaum am Mund roch nach Angst und Schweiß.

Aber die Männer um das Feuer brauchten nicht mehr. Schon bei den ersten Worten sprangen sie auf, schrien, heulten, warfen Becher in die Luft. „Wir haben sie geschlagen!“ rief einer. „Karl hat auf die Fresse bekommen!“ johlte

ein anderer. Fäuste hämmerten auf Schilde, Füße stampften in den Boden, bis die Erde bebte.

Die Kunde verbreitete sich wie Feuer im Sommergras. Von Dorf zu Dorf, über Flüsse, durch Wälder. Überall dieselbe Geschichte: Karl und sein Heer sind nicht unbesiegbar. Die Sachsen stehen noch, die Götter sind mit uns.

Frauen weinten, aber diesmal vor Freude. Kinder liefen mit Holzschwertern durch die Gassen, schrien „Widukind! Widukind!“ Alte Männer hoben ihre knorrigen Arme gen Himmel, als hätten sie gerade gesehen, wie Donar selbst den Hammer geschwungen hatte.

Es war, als hätte jemand die Ketten gesprengt, die um jedes Herz lagen. Kein Flüstern von Verrat, kein Murmeln von Angst – nur Jubel, Lachen, Gebrüll.

Und mittendrin Widukind. Er grinste, das Maul blutig von der letzten Schlacht, die Hände noch wund vom Schwertgriff. Aber er hob die Arme, ließ den Jubel über sich herfallen wie ein Regen, und dachte: *Scheiß auf Karl. Heute gehört uns.*

Der Sieg war keine Lüge – sie hatten überlebt, während die Franken ihre Toten zurücktragen mussten. Und allein das reichte, um das Land beben zu lassen.

Die Nacht nach der Kunde war keine Nacht der Stille. Sie war ein Rausch.

Im Wald, zwischen verkohlten Stämmen und matschigen Wiesen, schlugen die Sachsen Feuer, als hätten sie die Sonne selbst gefangen. Krüge kreisten, Met floss wie Blut aus aufgeschnittenen Adern. Männer sangen mit heiseren Stimmen, Frauen tanzten, Kinder brüllten Schlachtgeschichten nach, die sie nie gesehen hatten.

Sie nannten es ein Fest, aber in Wahrheit war es ein kollektives Heulen. Ein Rudel, das Blut geleckt hatte und nun nicht mehr aufhören konnte, die Zähne zu zeigen.

Arno sprang auf einen Tisch, die Axt in der Hand, und brüllte: „Wir haben den Kaiser gekratzt! Habt ihr’s gehört, Hunde? Der Kaiser hat geblutet!“ Das Gejohle danach war so laut, dass selbst die Eulen davonflogen.

Hroth, schon halb im Rausch, kippte einem Priesterkrug den Rest über den Kopf, schrie: „Wodan trinkt mit uns, Brüder! Donar lacht über uns! Selbst die Götter wollten heute Teil des Gelages sein!“ Die Menge tobte, und einer schlug die Trommel, bis sie riss.

Widukind saß erst still, das Maul voll Fleisch, das Herz voll Feuer. Dann stand er auf, ließ den Krug fallen, das Met spritzte in den Dreck, und er lachte. Lachte so laut, dass alle verstummten. „Seht euch an! Ein Rudel, wild, stinkend, blutig – genau das, was wir sind! Und Karl? Karl sitzt irgendwo und kaut an seinem Kreuz, weil er’s nicht fassen kann, dass ein paar Bauern ihn wie ein Schwein durchs Wasser getrieben haben!“

Die Halle – wenn man die zusammengezimmerten Bretter so nennen konnte – explodierte in Gelächter, Gebrüll, Fäusten gegen Tische. Das Fest der Wölfe war entfesselt.

Met tropfte in Bärte, Blut klebte noch an Händen, und trotzdem tranken sie, als gäbe es kein Morgen. Und vielleicht gab es das auch nicht. Aber in dieser Nacht war das egal.

Das Feuer knisterte, Met floss, Männer lagen halb im Dreck, halb im Rausch – da erhob sich Widukind. Nicht wie ein Fürst, nicht wie ein Priester, sondern wie ein Hund, der mitten im Rudel aufspringt, weil er das Maul nicht halten kann.

Er trat auf den Tisch, Blut und Fett noch an den Fingern, und brüllte: „Seht euch an! Ihr stinkenden Bastarde! Ihr habt das Unmögliche getan – ihr habt Karl die Zähne gezogen!“

Gejohle. Fäuste hämmerten auf Schilde. Einer warf ein Bein vom Schwein ins Feuer, als Opfergabe an die Götter.

Widukind grinste, das Gesicht rot vom Rauch, die Stimme rau wie Schotter. „Sie nennen ihn Karl den Großen. Aber groß ist nur sein Maul und sein Heer – und was ist ein Heer, wenn’s im Wasser säuft? Ein Haufen Knochen für die Raben! Ein Haufen Scheiße im Fluss!“

Gelächter, heiser, dreckig, wild. Männer kippten Krüge um, Met floss wie Blut, das Rudel brüllte.

„Hört mir zu,“ schrie Widukind, „wir sind kein kleines Volk, kein Haufen von Bauern, die beten müssen, damit ein Gott sie nicht zertritt. Wir sind Sachsen! Wir trinken, wir fluchen, wir schlagen zu – und wir stehen noch! Karl kann mit zwanzig Heeren kommen, er wird immer wieder hören, wie wir lachen, während wir ihm die Knochen brechen!“

Die Menge tobte, ein einziges Chaos aus Schlägen, Johlen, heiserem Schreien. Frauen heulten vor Freude, Männer trampelten, bis der Boden bebte.

Und Widukind, halbtrunken, ganz voller Hass, streckte das Schwert gen Himmel. „Ich schwöre euch, Brüder – das war nicht unser letzter Sieg! Wir reißen ihm sein Kreuz aus den Händen und treiben es ihm in den Arsch, dass er’s nie wieder vergisst!“

Da explodierte das Fest. Ein Rudel Wölfe im Rausch, wild, blutig, unbesiegbar – oder zumindest glaubten sie’s in dieser Nacht.

Die Nacht fraß Met, Fleisch und Stimmen, und im Schein des Feuers geschah etwas, das seit Jahren nicht mehr zu sehen war: Die Sachsen vergaßen ihre Fehden.

Westfalen tranken mit Engern, als hätten sie nie einander die Dörfer niedergebrannt. Nordalbingier legten den Arm um Ostfalen, die sie sonst nur mit der Axt begrüßt hätten. Alte Rechnungen waren für einen Atemzug ausgelöscht, weil sie alle dasselbe Lied auf den Lippen hatten: *Wir leben – und Karl blutet.*

Ein junger Krieger, kaum Bart im Gesicht, schrie es in die Menge: „Wir sind eins!“ Und die Männer heulten zurück. Nicht aus Politik, nicht aus Vernunft, sondern weil der Stolz in ihren Knochen endlich wieder größer war als die Angst.

Widukind sah es, wie sie tanzten, brüllten, schworen, dass kein Kreuz mehr in ihrem Land stehen würde. Er wusste, dass es brüchig war, dass morgen schon wieder Neid und Misstrauen kriechen würden. Aber in dieser Nacht war es echt.

„Sieh nur,“ murmelte Hroth mit glasigen Augen. „Sie haben’s vergessen. Alles. Fehden, Blut, Verrat. Nur noch ein Rudel.“

Widukind nickte, grinste breit. „So muss es sein. Wenigstens einmal. Wenigstens heute. Morgen geht’s wieder auseinander. Aber heute – heute sind wir ein verdammt Volk.“

Die Trommeln hämmerten, Füße stampften, Schilde krachten gegeneinander. Stolz war zurückgekehrt, nicht wie ein leises Lied, sondern wie ein Rausch, der alle mitriss.

Und Widukind sog ihn auf wie Rauch. Denn er wusste: Stolz war die einzige Waffe, die Karl nicht sofort zerbrechen konnte. Zumindest nicht in dieser Nacht.

Doch hinter dem Gejohle, hinter dem Met, hinter den stampfenden Füßen lauerten die Schatten.

Denn die Feuer brannten nicht nur für den Sieg – sie brannten auch für die Toten. Und die Plätze, an denen sonst Brüder gesessen hatten, waren leer. Kein Gelächter, keine Stimme, nur Stille, die wie ein Schlag ins Herz fuhr, wenn man hinsah.

Frauen standen am Rand, die Augen rot, während ihre Männer im Kreis tanzten. Sie sahen die Lücken, die nie wieder gefüllt wurden. Sie wussten, was Stolz wert war: kalte Betten, leere Hände, Kinder ohne Väter.

Die Verwundeten lagen im Schatten, stöhnten, schrien, während das Fest tobte. Einer biss in ein Stück Leder, weil der Heiler ihm den Pfeil aus dem Bauch zog. Ein anderer schrie den Namen seiner Frau, die längst wusste, dass er den Morgen nicht sehen würde. Und über all dem Gelächter roch es nach Blut, nach Eiter, nach Tod, der nicht feiern wollte.

Widukind sah es. Er sah die Leeren, er hörte die Schreie, er roch den Gestank. Und er wusste: Der Sieg war echt, ja. Aber er war erkaufte, teurer, als irgendjemand am Feuer zugeben wollte.

„Sie lachen, weil sie sonst heulen würden,“ murmelte er, mehr zu sich selbst als zu den anderen. „Und morgen werden sie heulen, weil sie heute gelacht haben.“

Er grinste, bissig, voller Trotz, als er das sagte. Doch in seinem Bauch brannte die bittere Wahrheit: Jeder Sieg hinterließ Narben, und die Sachsen sammelten sie schneller, als die Wunden heilen konnten.

Das Fest war laut, aber die Narben waren lauter. Nur dass keiner hinhörte. Noch nicht.

Mitten im Gestank, mitten in den Schreien, mitten zwischen Narben und Leichen – da lachten sie. Wie Hunde, die ein Stück Fleisch ergattert haben, auch wenn sie wissen, dass der Metzger gleich wieder zuschlägt.

Widukind saß mit Arno, Hroth und ein paar anderen an einem Feuer, ein Krug wanderte von Hand zu Hand. Blut klebte noch unter ihren Fingernägeln, Schmutz in den Haaren, und trotzdem grinnten sie, als wären sie Könige.

„Habt ihr’s gesehen?“ lallte Hroth, halbtrunken, die Zähne rot vom Met.
„Dieser fette Priester, der betete, als wär sein Gott taub – und dann fiel er um,
mit meinem Messer im Bauch! Das war sein Amen!“

Gelächter, heiser, dreckig, schmerzhaft. Einer hustete Blut, lachte aber trotzdem.

Arno schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Becher sprangen. „Karl nennt sich der Große. Ich nenn ihn den Nasse! Habt ihr gesehen, wie seine Hunde im Fluss gestrampelt haben? Wie Schweine im Schlamm!“

Wieder brach Gelächter aus. Männer heulten Tränen, nicht aus Freude, sondern weil sie es brauchten – Lachen als Waffe, Lachen gegen die Angst, Lachen gegen den Schmerz.

Widukind grinste breit, das Maul voller Spott. „Karl sitzt jetzt irgendwo, bei seinen Bannern und Kreuzen, und reibt sich den Arsch wund, weil er nicht versteht, wie ein Haufen stinkender Bauern ihm den Tag versauen konnte.“

Die Männer lachten noch lauter, als hätten sie gerade die Welt gewonnen.

In Wahrheit hatten sie nur überlebt. Aber in dieser Nacht reichte das. In dieser Nacht war Überleben ein Sieg. Und das Lachen der Sieger hallte durch den Wald, roh, schmutzig, trotzig – lauter als der Tod selbst.

Das Gelächter hallte noch, als die Feuer langsam niederbrannten. Männer lagen im Dreck, schnarchten, umarmten ihre Schilde wie Weiber. Frauen sammelten die Kinder ein, die vor Müdigkeit umfielen. Es war die Ruhe nach dem Rausch – aber keine Stille. Denn in der Dunkelheit begann etwas anderes zu sprechen.

Ein alter Mann, mit grauem Bart und Augen, die mehr gesehen hatten als alle zusammen, saß am Rand. Er trank nicht, er lachte nicht. Er murmelte nur, leise, aber so, dass Widukind es hörte:

„Stolz ist ein Feuer. Es wärmt dich heute Nacht. Aber morgen verbrennt es dich.“

Widukind drehte sich zu ihm, das Gesicht noch voll Spott, die Zunge bereit, ihn zu verhöhnen. Doch er tat es nicht. Denn tief in ihm wusste er: Der Alte hatte recht.

Die Männer schliefen, betrunken, glücklich, dumm vor Siegesrausch. Aber die Nacht sprach anders. Im Knistern der Glut, im Heulen des Windes, im Rauschen

der Bäume war es, als flüstere das Land selbst: *Karl vergisst nicht. Karl kommt wieder.*

Widukind stand auf, trat ans Feuer, sah in die Glut. Er grinste, aber es war ein bitteres Grinsen. „Sollen sie kommen,“ murmelte er. „Sollen sie alles bringen, was sie haben. Wir sind vielleicht ein Rudel verrückter Hunde – aber wir beißen. Und ein Hund, der beißt, lebt länger als einer, der sich duckt.“

Doch selbst während er das sagte, spürte er den Nachgeschmack des Rausches. Der Sieg war süß. Zu süß. Und er wusste, dass der Kater kommen würde.

Das Flüstern der Zukunft wehte durch die Nacht. Leise. Hartnäckig. Und Widukind hörte es, auch wenn er noch lachte.

Die Rache des Kaisers

Der Morgen nach dem Sieg stank. Nicht nach Triumph, nicht nach Freiheit – nach Blut, nach Kot, nach Schweiß.

Die Feuer der Nacht glimmten nur noch, Männer lagen wie Schlachtvieh im Dreck, besoffen, blutig, mit offenen Wunden, die keiner versorgte. Ein paar schnarchten, ein paar röchelten, und wieder andere waren still – zu still. Tote zwischen den Lebenden, und keiner merkte den Unterschied.

Widukind trat durch den Matsch, den Kopf dröhnend, das Herz voll Galle. Er trat gegen einen Mann, der reglos lag. Keine Reaktion. Nur starre Augen. „So sehen Sieger aus,“ murmelte er, spuckte auf den Boden und ging weiter.

Am Rand des Lagers saßen die Verwundeten. Manche mit bandagierten Armen, andere mit offenen Bäuchen, die nach Eiter rochen. Sie stöhnten, schrien, bettelten nach Wasser, nach Met, nach einem schnellen Ende. Der Sieg hatte viele Väter, aber die Schmerzen gehörten den Söhnen.

Die Vorräte waren fast weg. Fässer geleert in der Nacht, Brot verschlungen im Rausch. Und die Pferde? Halbtot, lahm, viele verendet, weil sie im Blut der Weser gestrampelt hatten.

Da kamen die ersten Späher zurück. Staub an den Stiefeln, Staub in den Augen. „Karl marschieret,“ sagten sie, als hätten sie den Teufel selbst gesehen. „Er hat neue Truppen. Frische. Und er brennt alles nieder, was er sieht.“

Die Männer, die noch lachten, verstummten. Die, die noch tranken, spien aus. Der Rausch zerbrach schneller als ein Krug im Feuer.

Widukind grinste schief, bitter. „Na, Brüder. Der Kater ist da. Wir haben gefeiert, als hätten wir den Kaiser erschlagen. Aber er lebt noch. Und jetzt will er's uns zeigen.“

Er sah in die müden, vernarbten Gesichter und wusste: Das Erwachen nach dem Rausch war schlimmer als jede Niederlage. Denn nun kam die Rache.

Karl zog nicht wie ein Räuber durchs Land. Räuber nehmen, was sie tragen können, und verschwinden. Karl kam wie eine Lawine, die alles unter sich begräbt, egal ob wertvoll oder nicht.

Sein Heer marschierte mit einer Präzision, die den Sachsen fremd war. Reihen, die nie brachen. Trommeln, die schlugen wie Herzschläge eines toten Gottes. Priester vorneweg, Kreuze hoch erhoben, als würden sie nicht marschieren, sondern ein Ritual abhalten.

Und was sie taten, war kein Krieg. Krieg kannten die Sachsen: Männer schlagen Männer, einer fällt, einer steht. Aber das hier war systematisch. Kalt. Eine Maschine.

Ein Dorf nach dem anderen wurde ausgelöscht. Nicht weil es Widerstand leistete – sondern weil es atmete. Männer wurden erschlagen, auch wenn sie keine Waffen hatten. Frauen wurden zusammengetrieben, Kinder fortgeschleppt. Felder niedergetrampelt, Speicher geplündert, Vieh geschlachtet und liegen gelassen.

Es gab keine Gier, kein Chaos, keinen Rausch wie bei den Sachsen. Die Franken brannten nicht, weil sie wollten – sie brannten, weil es Befehl war. Jede Fackel war diszipliniert, jedes Feuer geplant.

Widukind beobachtete es aus der Ferne, und er wusste: Das war nicht Zorn. Das war nicht Rache im menschlichen Sinne. Das war Ordnung. Karls Ordnung. Eine eiserne Faust, die das Land langsam zerquetschte, bis nichts mehr übrigblieb als Asche und Kreuze.

„Seht ihr?“ murmelte Widukind zu seinen Männern. „So marschiert kein König. So marschiert ein Henker.“

Und die Männer schwiegen, weil sie wussten, dass er recht hatte.

Es waren nicht nur Dörfer, die fielen. Es war das Land selbst.

Die Franken zogen durch die Felder wie ein Feuer, das keine Grenzen kennt. Reife Ähren wurden niedergetrampelt, Weizen brannte, bis der Rauch wie eine Wolke über die Hügel kroch. Vieh wurde abgeschlachtet, nicht für den Hunger, sondern damit niemand anderes davon leben konnte. Ganze Herden lagen verstümmelt im Gras, Bäuche aufgeschlitzt, Augen noch offen.

Widukind sah es von einem Hügel, die Faust um den Speerknauf verkrampft. „Sie wollen nicht kämpfen,“ knurrte er. „Sie wollen verhungern lassen.“

Denn das war es: Hunger als Waffe. Die Speicher wurden geleert, das Korn verbrannt, Brunnen vergiftet. Bauern, die sich zu wehren versuchten, wurden erschlagen, als wären sie Mücken. Alte Frauen, die auf den Knien flehten, wurden von Pferden niedergeritten.

Und während die Flammen loderten, standen die Priester daneben, sangen ihre Psalmen, segneten das Feuer, als sei es heilig.

Die Sachsen, die es überlebten, flohen in die Wälder, barfuß, hungrig, mit Kindern auf dem Arm. Sie sahen aus wie Schatten, mehr tot als lebendig. Sie flüsterten Widukinds Namen, hofften, er würde zurückschlagen. Aber Widukind sah nur, wie dünn sie wurden, wie hohl ihre Augen waren.

„Das ist Krieg?“ fragte einer seiner Männer bitter. „Nein,“ spie Widukind ins Gras. „Das ist Mord. Aber Mord mit Regeln, und das macht ihn schlimmer.“

Die Felder brannten, die Ernte war weg, und das Land roch nach Asche. Die Sachsen hatten immer geglaubt, sie könnten im Winter von der Erde leben. Doch jetzt sahen sie: Karl wollte, dass die Erde selbst gegen sie kämpfte.

Die Feuer allein hätten gereicht, um ein Volk zu brechen. Aber Karl ging weiter. Er wollte nicht nur Land, er wollte Seelen.

Die Gefangenen wurden nicht wie Krieger behandelt. Kein Tausch, kein Lösegeld, keine Ehre. Sie wurden zusammengetrieben wie Vieh, gefesselt, mit Stricken aneinandergebunden. Reihen von Männern, Frauen, Kindern – alles, was man greifen konnte.

Auf den Plätzen der zerstörten Dörfer stellten die Franken Galgen auf. Nicht ein, nicht zwei – ganze Wälder aus Pfählen. Dort baumelten die, die Widerstand geleistet hatten, mit offenen Mündern, Zungen blau, Augen weit. Unter ihnen scharften die Überlebenden im Staub, gezwungen, zuzusehen.

Und dann die Zwangstaufen. Priester mit kalten Augen tauchten Gefangene in Wasser, drückten Köpfe so lange unter, bis Blasen aufstiegen. Manche kamen wieder hoch, hustend, gebrochen, und wurden als „erlöst“ erklärt. Andere kamen nicht wieder hoch. Sie wurden einfach beiseite gezerrt, als Müll, der den Himmel nicht mehr störte.

Widukind sah eine solche Szene aus dem Wald. Männer, die gestern noch Brüder gewesen waren, knieten jetzt vor dem Kreuz, weil die Franken ihnen keine Wahl gelassen hatten. Einige lebten, aber sie waren nicht mehr Krieger. Sie waren Schatten, die wie leere Hüllen durch den Staub schlichen.

Arno knurrte neben ihm, die Axt fest in der Hand. „Wir müssen sie retten.“ Widukind schüttelte den Kopf, die Augen voller Glut. „Zu spät. Wer einmal geknickt ist, steht nicht mehr gerade.“

Er wusste, dass diese Bilder schlimmer waren als jedes Feuer. Ein Mann, der stirbt, ist ein Märtyrer. Aber ein Mann, der gebrochen lebt, ist ein Mahnmal. Karl wusste das. Deswegen stellte er die Galgen auf, deswegen segnete er die Taufen. Es war kein Krieg – es war Erziehung mit Blut und Stricken.

Und Widukind schwor sich: Wer so etwas tut, hat keine Gnade verdient. Kein Frieden. Nur Vergeltung.

Widukind hatte schon viel gesehen. Blut, Feuer, Tote. Aber was er jetzt sah, war mehr als das. Es war das Ende eines Volkes, das langsam in Schutt zerbröckelte.

Er stand auf einem Hügel, die Männer still hinter ihm, und sah hinunter auf das, was einmal ein Dorf gewesen war. Kein Schrei, kein Kampf, kein Widerstand – nur Asche, Rauch, Kreuze, und ein paar Gestalten, die barfuß durch die Ruinen schlichen, dünn wie Schatten. Frauen mit leeren Augen, Kinder, die in den Resten nach etwas Essbarem suchten. Alte Männer, die in die Flammen starrten, als warteten sie, dass die Götter selbst herauskamen.

Die Franken waren schon weitergezogen, aber ihr Werk blieb. Zerstörung, die systematisch war. Keine Dächer, kein Korn, kein Vieh. Nur Leere.

Widukind spürte, wie es in ihm kochte, doch es war keine heiße Wut mehr. Es war Kälte. Eine bittere, schneidende Kälte. „Das ist keine Schlacht mehr,“ sagte er leise. „Das ist ein Auslöschen. Sie wollen uns nicht nur besiegen. Sie wollen uns löschen, aus dem Land, aus den Köpfen, aus der Welt.“

Seine Männer schwiegen. Einer weinte, ein anderer spie in den Staub. Aber keiner widersprach.

Widukind ballte die Faust, so fest, dass die Nägel Blut in seine Handflächen schnitten. „Dann sollen sie wissen: Ein Volk löscht man nicht mit Feuer aus. Feuer macht uns nur schwärzer, härter, schärfer. Sie glauben, sie verbrennen uns – aber sie schmieden uns.“

Doch tief in sich wusste er: Karl kämpfte nicht wie ein Feind. Karl kämpfte wie die verdammte Natur selbst. Wie Frost, wie Hunger, wie Pest. Und gegen Naturgesetze kämpft kein Schwert.

Er starrte weiter auf das tote Dorf. Und schwor sich: Wenn die Sachsen untergehen, dann nicht leise.

Die Dörfer lagen in Asche, die Felder in Rauch, und die Straßen waren voller Galgen. Es gab keinen Platz mehr für offene Kämpfe, keine Hoffnung auf eine Schlacht, die man gewinnen konnte. Also zogen die Sachsen sich zurück – nicht wie Feiglinge, sondern wie Wölfe, die wissen, dass man im Schatten besser beißt.

Widukind führte sie in die Wälder, tief hinein, wo das Licht kaum noch den Boden berührte. Dort, in Mooren und Sümpfen, wo selbst Pferde der Franken versanken, fanden sie ihre Zuflucht. Keine Zelte, keine Feuer, nur Dunkelheit, Kälte, Hunger.

Die Männer schliefen im Schlamm, mit Waffen in den Händen, immer auf der Hut. Frauen und Kinder, die geflohen waren, drängten sich zusammen, leise, damit kein Späher sie hörte. Es war kein Leben – es war ein Überleben.

Von hier aus schlugen sie zu. Kleine Trupps, lautlos, schnell. Sie griffen Nachzügler an, überfielen Vorratswagen, fällten Bäume, um Straßen zu blockieren. Kein offener Kampf, keine Heldenlieder – nur kurze, brutale Stiche, und dann zurück ins Dunkel.

Doch das Dunkel war kein Freund. Hunger nagte, Krankheiten krochen, Kinder starben leise in den Armen ihrer Mütter. Männer wurden schwächer, selbst die Starken sahen hohläugig aus.

Widukind sah es und wusste: So lange Karl marschierte, gab es keinen Sieg. Nur dieses Versteckspiel. Doch er hielt die Männer mit Spott am Leben. „Na, seht ihr?“ knurrte er, „wir sind Geister jetzt. Und Geister kann man nicht töten.“

Die Männer lachten, müde, hart, aber sie lachten. Und in dieser Dunkelheit war jedes Lachen ein Sieg.

Die Nacht im Moor war kalt, feucht, voller Mücken und Tod. Die Männer lagen im Schlamm, die Frauen hielten Kinder fest, die kaum noch atmeten, und über allem lag das dumpfe Brummen des Hungers.

Widukind stand im Kreis seiner Krieger, das Gesicht hart wie Stein. Niemand sprach, keiner wagte zu fluchen. Die Niederlagen, die verbrannten Felder, die Galgen – sie hingen allen wie Mühlsteine im Nacken.

Endlich riss Widukind das Maul auf, seine Stimme rau, heiser, aber ungebrochen. „Hört mir zu, ihr Hunde. Wir haben Blut verloren. Wir haben Land verloren. Wir haben Brüder verloren. Aber eins haben wir nicht verloren: uns selbst.“

Er packte eine Handvoll Schlamm, schmierte sie sich ins Gesicht, bis er aussah wie ein Dämon. „Seht ihr das? Wir gehören nicht den Franken. Wir gehören diesem Boden, diesem Dreck, diesem Wald. Solange wir hier stehen, sind wir frei. Auch wenn wir hungern, auch wenn wir sterben, wir sind frei.“

Die Männer starrten ihn an, leer, müde, doch in ihren Augen flackerte wieder etwas.

„Karl glaubt, er kann uns brechen, weil er Zahlen hat, Kreuze, Feuer. Aber er vergisst eins: Wir sind zu verdammt stur zum Knien. Lieber sterben wir hier im Moor, mit Schmutz im Maul und Blut in den Händen, als dass wir einmal sein verdammtes Kreuz küssen.“

Arno hob die Faust. „Ja!“ Hroth lachte, ein wahnsinniges, heiseres Lachen. Andere schlugen mit den Speeren gegen ihre Schilde, leise, aber entschlossen.

Widukind hob die Hand, als würde er mit den Göttern selbst sprechen. „Das ist unser Schwur. Kein Sieg, kein Triumph – nur das. Wir sterben nicht leise. Wir sterben brüllend. Und solange wir brüllen, sind wir mehr lebendig als jeder Hund, der kniet.“

Die Männer wiederholten es, wie ein Echo. Kein Lied, kein Gebet. Ein Fluch, ein Schwur, ein Trotz.

Und so begann der Krieg von Neuem – nicht um den Sieg, sondern ums nackte Überleben.

Die Zwangstaufen von Verden

Sie trieben sie zusammen wie Vieh. Nicht hundert, nicht tausend – mehr. Eine Masse aus Gesichtern, bleich vor Hunger, vernarbt vom Krieg, stumpf von zu viel Leid. Männer mit gefesselten Händen, Frauen mit Kindern an der Brust, Jungen, die kaum das erste Schwert heben konnten, Alte, die sich kaum auf den Beinen hielten.

Die Franken standen drumherum, Schilde hoch, Speere nach innen gerichtet. Kein Entkommen. Verden war kein Ort mehr, sondern ein Käfig.

Die Gefangenen standen stundenlang im Staub. Die Sonne brannte, die Luft stank nach Schweiß, Blut, Angst. Schreie von Kindern mischten sich mit Flüchen, Gebete mit Heulen. Manche brüllten noch trotzig, andere sanken schon in sich zusammen, gebrochen, bevor das Urteil fiel.

Und über all dem erhoben sich die Priester. Hoch auf Podesten, Kreuze in den Händen, Stimmen wie Peitschen. Sie schrien von Erlösung, vom Reich Gottes, von der Gnade, die nur in einer Taufe lag. Aber jeder hörte, was sie wirklich sagten: *Kniet – oder sterbt.*

Die Franken nannten es Ordnung. Für die Sachsen war es ein Schlachthof.

Widukind war nicht da. Er kämpfte anderswo, schlug zu, floh, lebte wie ein Wolf im Schatten. Aber die Kunde kam schnell. Ein Bote, blutbesudelt, heiser, keuchend. „Sie haben unsere Leute,“ stammelte er, „Tausende... in Verden. Gefesselt. Wie Vieh vor der Schlachtung.“

Widukind erstarrte. Er sah den Mann an, hörte die Worte, und sein Bauch wurde kalt. „Tausende?“ fragte er. „Alle?“ „Alle, die sie kriegen konnten,“ röchelte der Bote. „Und Karl selbst ist dort.“

Da wusste Widukind, dass Verden nicht nur ein Ort war. Es würde ein Grab werden.

Die Gefangenen standen eng gedrängt, Staub in den Kehlen, Hunger in den Bäuchen, Furcht in den Augen. Da traten die Priester vor.

Sie waren nicht wie die Krieger, schweißnass und blutig. Nein, sie trugen weiße Gewänder, die im Wind flatterten, als ob sie sauber wären. Kreuze hoch erhoben, Stimmen laut und selbstsicher. Sie sprachen nicht zu den Franken – die brauchten keine Predigt. Sie sprachen zu den Gefesselten.

„Kinder Gottes!“ rief einer, die Arme weit. „Ihr habt zu lange im Schatten der falschen Götzen gelebt! Heute ist der Tag eurer Erlösung!“

Gelächter brach aus, heiser, verzweifelt. Einer der Sachsen brüllte zurück: „Erlösung? Ich seh nur Stricke und Schwerter! Wenn das euer Himmel ist, fickt euren Himmel!“

Die Priester ließen sich nicht beirren. Sie hoben die Stimmen noch lauter, predigten vom Paradies, vom einen wahren Herrn, vom ewigen Leben – aber jeder wusste, dass hinter diesen schönen Worten nichts war außer Tod.

Ein anderer Priester trat vor, die Stimme eiskalt: „Taufe oder Tod. So will es der Herr. So will es Karl, sein Diener.“

Da ging ein Murmeln durch die Gefangenen. Manche weinten. Manche knurrten. Einige knickten schon ein, sahen zum Boden, weil sie den Tod nicht mehr in den Augen ertragen konnten.

Und während die Priester schworen, dies sei Gnade, wussten alle: Es war keine Taufe. Es war ein Urteil. Ein Henker in weißem Kleid, der das Messer mit Wasser reinwusch, bevor er zuschlug.

Widukinds Name wurde geflüstert, immer wieder, als letzter Halt: *Widukind kommt. Widukind lässt uns nicht allein.* Aber Widukind war nicht da.

Und die Priester predigten weiter, als hätten sie schon gewonnen.

Dann begann es. Kein Trommeln, kein Horn, keine feierliche Ankündigung. Einfach ein Befehl. Kurz, kalt, wie ein Messer.

Die Franken packten die ersten Männer aus der Masse. Sie wurden zu einem Trog gezerrt, Wasser bis zum Rand. Priester standen daneben, als sei es ein heiliger Brunnen. Doch jeder wusste: Es war nichts anderes als ein Eimer für Schweine.

Ein Mann, breit, bärtig, voller Narben, brüllte noch: „Ich knie nicht!“ Da stießen sie ihn nieder, rissen seinen Kopf nach hinten und tauchten ihn ins Wasser. Hände zappelten, Beine schlugen, Blasen stiegen auf. Der Priester murmelte seine Worte, seelenruhig, während der Mann nach Luft rang.

Sie zogen ihn hoch, keuchend, Blut und Wasser aus dem Mund. „Getauft,“ sagte der Priester, als wäre er ein fertiges Stück Vieh. Der Mann hustete, seine Augen gebrochen. Er war nicht tot – aber er war nicht mehr er selbst.

Andere folgten. Manche schrien, manche spien, manche weinten. Manche starben gleich im Wasser, ertrunken, während der Priester über sie das Kreuz schlug.

Die Kinder waren am schlimmsten. Kleine Körper, zu schwach, um sich zu wehren. Sie wurden ins Wasser gedrückt, hochgerissen, wieder gedrückt. Einige lebten, hustend, wimmernd. Andere wurden leblos aus dem Trog gezerzt, wie nasse Lumpen.

Die Gefangenen schrien, tobten, rissen an Stricken, aber die Franken hielten sie nieder, schlugen sie mit Schäften, traten ihnen die Zähne aus.

Und die Priester redeten, unaufhörlich, ungerührt, mit seligem Lächeln. Als ob sie nicht sahen, dass Wasser hier kein Segen war, sondern ein Strick, der in der Kehle hing.

Es war der Beginn des Grauens. Kein Massaker mit Schwertern, kein Schlachtfeld – schlimmer. Ein langsames, geordnetes Ersticken, getarnt als Erlösung.

Und der Fluss rauschte daneben, gleichgültig, als wartete er nur darauf, all das Blut noch zu schlucken.

Es kippte. Irgendwann war es nicht mehr Taufe oder Bekehrung, sondern nur noch Schlachten.

Die Franken führten Reihen von Gefangenen hinaus, banden sie an Pfähle oder zwangen sie, auf Knien im Staub zu warten. Priester murmelten noch ihre Sprüche, aber selbst sie konnten das nicht mehr wie Gnade aussehen lassen. Es war Hinrichtung, und jeder wusste es.

Einer nach dem anderen wurde niedergeworfen. Schwerter fuhren herab, Köpfe rollten, Blut spritzte über den Platz, färbte die Erde schwarz. Schreie hallten, schrill, voller Panik, voller Schmerz. Manche schrien nach Widukind, nach Wodan, nach Donar – aber die einzigen Antworten waren das Klirren von Stahl und das Knacken von Knochen.

Die Menge wurde kleiner. Erst Männer, dann Frauen, dann Kinder. Karl hatte nicht genug von den Kriegen – er wollte die Saat selbst vernichten. Kein neues Aufstehen, keine neuen Feinde. Nur Stille.

Die Franken arbeiteten wie ein Schlachtbetrieb. Stoßen, binden, Kopf ab. Nächster. Stoßen, binden, Kopf ab. Kein Zorn, keine Freude. Nur kalte Disziplin.

Der Boden von Verden wurde zum Altar. Blut floss in Rinnsalen, zog durch den Staub, sammelte sich in Pfützen, in denen sich das Kreuz spiegelte.

Und wer noch stand, wer noch lebte, sah zu. Musste zusehen. Das war das Schlimmste: nicht sterben, sondern sehen, wie Bruder, Schwester, Kind, Vater einer nach dem anderen fiel, und nichts tun zu können.

Als der Tag sich neigte, lagen Haufen von Körpern da. Ein Volk in Stücken. Verden war nicht mehr ein Ort. Verden war ein Massengrab.

Die Franken nannten es Ordnung. Die Priester nannten es Gottes Wille. Aber für die Sachsen war es nur eins: ein Gemetzel im Namen eines Kreuzes, das mehr nach Blut roch als nach Himmel.

Widukind war nicht in Verden. Und genau das fraß ihn mehr als jedes Schwert.

Die Kunde kam in Bruchstücken. Erst Späher, die zu schnell ritten, um ganze Sätze zu formen. Dann Bauern, die flüchteten, barfuß, blutig, mit Kindern im Arm. Schließlich ein alter Krieger, das Gesicht verbrannt, die Augen leer. Er brachte die Worte, die wie Dolche waren: „Sie haben sie alle getötet.“

Widukind lachte zuerst. Ein bitteres, hartes Lachen, das mehr wie ein Husten klang. „Alle? Niemand tötet *alle*. Nicht mal Karl.“

Doch dann kamen mehr. Immer mehr. Jeder erzählte dasselbe. Reihenweise Sachsen, getauft oder geköpft. Tausende. Männer, Frauen, Kinder. Verden sei kein Ort mehr – nur Blut und Leichen.

Da brach das Lachen. Widukind saß am Feuer, starrte in die Glut, sprach kein Wort. Arno legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wir holen Rache, Bruder.“ Doch Widukind schüttelte den Kopf. „Rache? Gegen was? Gegen einen Kaiser mit einem Heer, das größer ist als der Himmel? Gegen Priester, die Gott im Maul tragen und Blut im Herzen? Rache ist ein Tropfen. Karl ist ein Meer.“

Seine Männer sahen ihn an, schwiegen. Sie hatten ihren Anführer noch nie so gesehen: nicht brüllend, nicht lachend, nicht spottend. Nur still.

Die Ohnmacht war schlimmer als jede Niederlage. Denn was nützt ein Speer, wenn der Feind nicht nur deine Krieger, sondern dein ganzes Volk vernichtet?

Widukind ballte die Fäuste, bis das Blut aus den Knöcheln tropfte. „Wenn ich dort gewesen wäre,“ murmelte er, „hätten sie mich auch geschlachtet. Vielleicht wär’s besser so gewesen.“

Doch er lebte. Und das hieß, er musste tragen, was in Verden geschehen war. Tragen wie ein Fluch, schwerer als jedes Eisen.

Verden war nicht nur ein Massaker – es war eine Botschaft. Und die Botschaft raste durch das Land schneller als jedes Heer.

Boten brauchte es kaum. Jeder Überlebende war ein Bote, ob er wollte oder nicht. Frauen mit leeren Augen, die ihre Kinder nicht mehr trugen, weil sie sie in den Gruben zurücklassen mussten. Alte Männer, die stumm durch Wälder stolperten, als hätten sie die Sprache verloren. Kinder, die kein Wort sagten, aber in der Nacht schrien, als ob die Klingen immer noch fielen.

Die Dörfer hörten die Geschichten, und sie waren alle gleich: Tausende gefesselt, Tausende getötet, getauft oder ertränkt. Kein Heldenlied, kein Kampf, nur ein Schlachthof. Und überall dasselbe Kreuz, das über den Leichen stand.

Manche brachen zusammen, wollten sich beugen, wollten Karl's Gnade suchen. „Wenn wir uns taufen lassen, überleben wir.“ – „Wenn wir knien, lebt unser Volk.“ Das Flüstern ging durch die Hütten wie Schimmel, der alles befahl.

Andere wurden nur härter. „Wenn sie uns alle töten wollen, dann nehmen wir so viele von ihnen mit, wie wir können.“ Bauern griffen nach Äxten, Kinder nach Steinen. Selbst die Schwachen wollten plötzlich beißen, bevor sie starben.

Und überall fiel ein Name. Widukind. Die Leute flüsterten ihn, schrien ihn, sangen ihn fast. „Er wird uns rächen.“ – „Er wird zurückschlagen.“ – „Er wird den Kaiser selbst bluten lassen.“

Widukind hörte es. Und es war, als würde man ihm eine Last auf die Schultern legen, die schwerer war als jedes Schwert. Er wusste: Sie alle warteten auf ihn. Ein Mann gegen ein Reich.

Die Kunde von Verden war kein Rauch, der verflog. Sie war ein Brand, der sich fraß, der in jedem Kopf weiterglühte.

Und Karl wusste das. Genau deshalb hatte er es getan.

Die Nacht nach der Kunde war schwer wie Blei. Kein Lachen, kein Met, nur Stille, unterbrochen von Flüstern und dem Knacken des Feuers.

Widukind stand im Kreis seiner Männer, das Gesicht rußig, die Augen rot. Niemand wagte, ihn anzusehen. Schließlich sprach er, langsam, mit einer Stimme, die tiefer war als der Fluss selbst:

„In Verden haben sie nicht nur Männer erschlagen. Sie haben ein Volk geschlachtet. Sie haben unsere Kinder ertränkt und ihre Köpfe hochgehalten, als wären sie Trophäen. Sie haben uns gezeigt, dass Karl nicht Krieg führt – Karl löscht aus.“

Arno knurrte, Hroth spie ins Feuer, andere ballten die Fäuste.

Widukind trat einen Schritt vor, packte einen Speer, stieß ihn in den Boden, dass die Erde bebte. „Dann hören die Götter es jetzt: Wir schwören. Wir schwören bei Blut und Schlamm, bei Rauch und Asche – Verden wird nicht vergessen. Niemals. So lange einer von uns lebt, wird dieser Tag ein Schrei bleiben, der Karl verfolgt, bis er selbst im Dreck liegt.“

Die Männer wiederholten es. Erst leise, dann lauter. Ein Schwur, kein Lied. Kein Gebet, kein Ritual. Nur Wut, in Worte gepresst.

„Für jedes Kind, das im Wasser starb,“ brüllte Hroth.
„Für jeden Mann, der geköpft wurde,“ brüllte Arno.
„Für Verden!“ brüllten alle.

Die Stimmen hallten durch den Wald, wild, rau, wie Wolfsgeheul. Es war kein Sieg, keine Hoffnung – aber es war ein Schwur.

Und Widukind dachte: *Karl glaubt, er hat uns gebrochen. Aber er hat uns nur gebunden. Mit Blut. Und Blut reißt nie.*

So wurde Verden nicht nur ein Massaker. Es wurde ein Fluch. Ein Brandmal, das nie verging.

Exil in Dänemark

Er floh nicht wie ein Bettler. Er floh wie ein Gejagter, der immer noch die Zähne zeigt.

Nach Verden war das Land tot. Überall Rauch, Kreuze, Galgen. Überall Karl. Widukind wusste: Wenn er blieb, war er der Nächste am Strick. Also ritt er, Tag und Nacht, durch Wälder, über Sümpfe, die Augen wach wie ein Wolf.

Die Franken suchten ihn. Späher, Trupps, ganze Rotten. Überall hörte er Hörner, das Klirren von Eisen, das Stampfen von Pferden. Aber er kannte das Land besser als sie. Er ritt im Zickzack, tauchte unter, schlief im Schlamm, aß Wurzeln, rohes Fleisch. Ein König ohne Hof, ein Krieger ohne Armee – aber noch nicht tot.

Manchmal traf er auf Überlebende. Bauern, die sich versteckten, Frauen mit Kindern, Krieger ohne Waffen. Sie sahen ihn, flüsterten seinen Namen, wollten mit ihm ziehen. Aber er schüttelte den Kopf. „Geht tiefer in den Wald. Ich muss weiter. Ich bin nicht euer Schutz – ich bin das Ziel.“

Und weiter ging es, immer nach Norden. Das Land wurde karger, die Luft salziger, die Nächte kälter. Er sah Möwen, hörte das Meer rauschen. Der Norden. Das Ende seines Landes – und der Anfang eines fremden.

Als er die Grenze nach Dänemark erreichte, war er abgemagert, der Bart wild, die Augen rot von Rauch und Schlafmangel. Aber er war noch Widukind. Nicht gebrochen. Noch nicht.

Er sah zurück, auf Wälder, die in Rauch standen. „Scheiß drauf,“ murmelte er. „Ihr glaubt, ihr habt mich vertrieben? Nein. Ich hol nur Luft.“

Dann wandte er sich nach Norden.

Der Norden war ein anderer Hund. Kein weiches Land mit Feldern und Dörfern wie in Sachsen – hier war alles härter, kälter, bissiger.

Die Luft brannte nach Salz, das Meer donnerte gegen die Küste, als wollte es das Land selbst auffressen. Der Wind war ein Messer, das ununterbrochen über die Haut strich, und die Nächte waren so schwarz, dass man glaubte, die Götter hätten das Feuer vergessen.

Widukind sah Männer, die hier lebten, und wusste sofort: Das waren keine Bauern. Das waren Kerle mit Schultern wie Stämme, Bärte wie Rattennester, Augen so hell und kalt wie das Eis im Winter. Sie sahen ihn an wie einen Fremden, prüfend, misstrauisch. Keine Brüder, noch nicht. Eher Wölfe, die überlegten, ob man in ihr Rudel passt – oder ob man ihr Abendessen wird.

Die Frauen waren nicht anders. Breit, kräftig, mit Blicken, die härter waren als Speere. Kinder rannten barfuß über den Frost, schrien, lachten, stürzten, standen auf, ohne zu heulen. Widukind dachte: *Kein Wunder, dass hier Krieger wachsen. Wer hier überlebt, kann überall kämpfen.*

Die Hallen rochen nach Rauch, Fisch, altem Bier und Blut. Nicht viel anders als in Sachsen, nur kälter, zäher. Und über allem lag dieser Klang des Nordens: tiefes Lachen, lautes Johlen, aber immer mit einem Unterton, als ob hinter jedem Scherz ein Messer steckte.

Widukind trat in dieses Land, fremd, hungrig, dreckig. Aber er lachte schief, spie in den Sand und murmelte: „Passt schon. Ich bin auch kein Heiliger. Ich bin einer von euch – auch wenn ihr’s noch nicht wisst.“

Widukind kam nicht wie ein Bettler in ihre Hallen, sondern wie ein Wolf, der blutend ins fremde Revier tritt. Und die Dänen sahen ihn genau so an.

Die Halle war voll Rauch, Metkrüge klirrten, Stimmen dröhnten, und da stand er – allein, abgerissen, aber mit diesem Blick, der sagte: *Noch ein Schritt, und ich beiße dir die Kehle raus.*

Ein Fürst, breit wie ein Ochse, saß auf dem Hochsitz, ein Fell über den Schultern, die Augen kalt wie Eis. Er musterte Widukind und grinste schief. „Du bist der Sachsenschläger,“ sagte er, die Stimme tief. „Der, der Karl ins Maul gespuckt hat.“

Widukind lachte trocken. „Ich bin der, der noch lebt. Und das reicht.“

Die Halle brüllte auf, halb Lachen, halb Spott. Ein paar Dänen klopfen auf die Tische, andere spien in den Dreck. Einer rief: „Wenn du so stark bist, warum bist du hier und nicht in deinem Land?“

Widukind trat einen Schritt vor, zog das Messer, ritzte sich die Handfläche auf und ließ das Blut tropfen. „Weil mein Land brennt,“ knurrte er, „und Karl glaubt, er hat mich vertrieben. Aber ich bin nicht vertrieben. Ich bin hier, um neu zu beißen. Und ich schwöre, wenn einer von euch glaubt, er kann mich Hund nennen, dann probieren wir gleich, wessen Blut schneller fließt.“

Stille. Dann lautes Gelächter, das durch die Halle donnerte. Der Fürst hob den Becher, nickte. „Gut,“ sagte er. „Du bist kein Hund. Vielleicht ein Wolf ohne Rudel. Aber wir mögen Wölfe.“

Widukind grinste. Er wusste, sie respektierten keine Worte. Nur Blut, Mut und Zähne. Und er hatte alles drei.

Widukind fand sie am Rand der dänischen Welt – Sachsen, die es wie er über die Grenze geschafft hatten. Keine stolzen Krieger mehr, keine Häuptlinge, keine Brüder mit erhobenem Speer. Es waren Reste. Scherben eines Volkes.

Zelte aus Lumpen, Feuer aus nassem Holz, Gesichter hohl wie ausgehöhlte Schädel. Frauen, die ihre Kinder stillten, während die Milch kaum noch floss. Alte, die in die Glut starrten, ohne zu blinzeln. Männer, die mit leeren Händen saßen, weil sie ihre Waffen weggeworfen hatten, als die Franken ihnen im Nacken saßen.

Widukind ging durch das Lager, und überall flüsterten sie seinen Namen. Nicht laut, nicht wie früher, als sie brüllten. Jetzt war es ein schwaches, brüchiges Wispern: *Widukind... er lebt noch...*

Ein Junge rannte auf ihn zu, das Gesicht voller Schmutz, die Augen groß. „Du bist Widukind?“

Widukind kniete sich hin, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ja,“ sagte er. „Und du bist ein Sachse. Vergiss das nie.“

Die Männer, die noch Kraft hatten, versammelten sich. Manche wollten ihn umarmen, andere sahen ihn an mit einer Bitterkeit, die fast Hass war. „Du bist fortgelaufen,“ zischte einer. „Du hast uns allein gelassen.“

Widukind packte ihn am Kragen, zog ihn nah. „Ich bin nicht fortgelaufen. Ich bin hier, weil ich noch atme. Wer atmet, kämpft. Wer kämpft, stirbt nicht als Hund. Also halt die Fresse und steh auf.“

Der Mann starrte ihn an, wollte fluchen – doch dann grinste er schief. Denn er wusste: Dieser Bastard hatte recht.

Das Lager der Exilanten war kein Heer. Es war ein Schatten, ein Haufen gebrochener Seelen. Aber Widukind sah in ihren Augen: Das Feuer war noch da. Tief vergraben, klein, aber glühend. Er musste es nur wieder schüren.

Widukind hasste es. Jeden Atemzug, jeden verfluchten Tag im Norden.

Er war kein Mann für Stillstand. Kein Typ, der in Lagern hockt, im Rauch stinkt und den Kindern beim Hungern zusieht. Er war ein Wolf, der Blut schmecken musste, sonst wurde er verrückt. Und jetzt? Jetzt saß er in Dänemark, weit weg von seinen Flüssen, seinen Wäldern, seinem Land. Ein König ohne Krone, ein Krieger ohne Schlachtfeld.

Er stand oft am Meer, die Gischt im Gesicht, die Wellen gegen die Felsen. Er brüllte ins Wasser, fluchte auf Karl, auf die Götter, auf sich selbst. „Siehst du das, du Scheißkaiser?“ schrie er einmal, während die Möwen kreischten. „Ich bin noch hier! Du kannst mein Land haben, aber nicht mich! Nicht mein verdammtes Maul!“

Die Dänen sahen ihn dabei und lachten. Einer sagte: „Der Sachse redet mehr mit dem Wind als mit Menschen.“

Widukind grinste nur. „Der Wind hört besser zu als ihr.“

Nachts, wenn die Kinder im Exil schliefen, saß er mit seinen Männern am Feuer. Sie sprachen kaum. Jeder dachte an das, was er verloren hatte. Da brach Widukind die Stille, mit diesem Spott, der mehr Schnaps war als Medizin: „Na, Brüder, wir sitzen hier wie Ratten in einem fremden Keller. Aber selbst Ratten überleben, wenn Hunde durch die Straßen ziehen.“

Einige lachten, andere spien in den Dreck. Doch sie wussten: Sein Zorn war der einzige Grund, warum sie nicht vollends zerfielen.

Widukind hasste das Exil. Aber er wusste: Aus Hass wird Härte. Und Härte war das Einzige, was ihm blieb.

Widukind wusste, dass er allein nichts war – nur ein heulender Hund am Strand. Also musste er reden. Reden mit Männern, die nicht lachten, weil sie Spaß hatten, sondern weil sie ihre Messer schärften, während sie zuhörten.

Die Dänenfürsten empfingen ihn in langen Hallen, dunkel, kalt, voller Rauch. Bärenschädel an den Wänden, der Gestank von Fisch und Met in der Luft. Männer mit Gold in den Bärten, mit Schwertern, die sie wie Spielzeug hielten.

Der Fürst, bei dem er saß, lehnte zurück, Becher in der Hand, und grinste. „Du willst also, dass wir dir helfen, Sachse? Warum sollten wir unser Blut für dein Land vergießen?“

Widukind trank, wischte sich den Mund und lachte. „Weil Karl auch euer Feind ist. Heute frisst er Sachsen. Morgen frisst er Dänen. Fragt die Friesen, fragt die Langobarden – sie wissen, was es heißt, wenn sein Heer durchzieht.“

Ein anderer Fürst, kleiner, aber mit Augen wie Dolche, beugte sich vor. „Vielleicht ist es besser, wenn er euch ganz frisst. Weniger Konkurrenz für uns.“

Widukind schlug mit der Faust auf den Tisch, dass der Met überschwappte. „Scheiße auf Konkurrenz! Karl will kein Bündnis, Karl will keine Grenzen. Er will alles. Und wenn ihr glaubt, dass ihr sicher seid, dann werdet ihr aufwachen und merken, dass ihr seine Hunde füttert.“

Die Halle wurde still. Einige lachten höhnisch, andere nickten langsam. Widukind hatte ihre Sprache getroffen: Angst und Stolz.

„Also?“ knurrte er. „Ihr gebt mir Schiffe, Waffen, Männer – und wir zeigen Karl, dass der Norden nicht kniet. Oder ihr wartet, bis er euch dasselbe Kreuz in den Arsch rammt, das er uns gegeben hat.“

Die Fürsten tranken, schwiegen, dachten nach. Keiner gab ihm sofort die Hand. Aber Widukind sah in ihren Augen: Sie hatten begonnen, Karl als ihr Problem zu sehen – nicht nur seines.

Und das war der erste Schritt.

Die Nacht war klar, der Wind biss, und über den Hallen der Dänen flackerte das Nordlicht. Grün und rot, wie ein Himmel, der selbst im Krieg stand.

Widukind stand draußen, allein, den Mantel eng, das Meer donnernd hinter ihm. Er spürte die Kälte in den Knochen, doch in seinem Bauch brannte etwas, das heißer war als jedes Feuer.

Er dachte an Verden. An die Schreie. An die Kinder, die im Wasser starben. An die Männer, die wie Vieh geköpft wurden. Er dachte an die Dörfer, die verbrannten, an die Felder, die zu Asche wurden. Und er wusste: Das war kein Ende. Das durfte kein Ende sein.

Er zog sein Messer, ritzte die Handfläche auf, ließ das Blut auf den kalten Boden tropfen. „Hört mich, ihr Götter,“ knurrte er. „Oder hört mich nicht. Scheißegal. Ich schwöre es trotzdem.“

Er hob die blutige Hand gen Himmel, das Nordlicht spiegelte sich in den Tropfen. „Ich komme zurück. Ich hole mein Land zurück. Ich hole mein Volk zurück. Und wenn ich dafür brennen muss, dann soll ganz Sachsen brennen mit mir – aber wir brennen lauter, als Karl jemals löschen kann.“

Hinter ihm traten Arno und Hroth aus der Dunkelheit, ihre Gesichter hart. Sie sagten kein Wort, aber sie schnitten sich ebenfalls die Hände auf und ließen Blut in den Sand fallen. Einer nach dem anderen traten Männer dazu, Flüchtlinge, Exilanten, die Schwachen, die Gebrochenen. Alle ließen ihr Blut tropfen, und alle schworen still mit.

Widukind sah in ihre Gesichter und wusste: Sie hatten nichts mehr. Kein Land, keine Heimat, keine Ruhe. Aber sie hatten den Schwur.

Und ein Schwur, geboren im Norden, bei Blut und Frost, war härter als jedes Schwert.

Die Rückkehr nach Sachsen

Der Weg zurück war kein Triumphzug. Kein Heer, keine Banner, keine Trommeln. Nur ein paar Männer, verdammt müde Gesichter, und Widukind vorneweg, wie ein Hund, der den Gestank seines alten Reviers wittert.

Sie kamen aus dem Norden, durch Sümpfe, Wälder, über kahle Hügel. Nächte im Dreck, Tage voller Hunger. Manche waren Exilanten wie er, andere Dänen, die lieber ein Abenteuer suchten als in ihren Hallen verrotteten. Es war kein Heer. Es war ein Haufen. Aber ein Haufen, der biss.

Widukind sprach nicht viel unterwegs. Nur manchmal, wenn die Männer zu still wurden, drehte er sich um, grinste schief und sagte: „Na, jammert nicht. Wir gehen nicht in ein Grab, wir gehen heim. Und selbst wenn's ein Grab ist – dann sterben wir wenigstens da, wo unser Blut hingehört.“

Sie lachten, kurz, rau, und gingen weiter.

Die Grenze zu Sachsen roch er, bevor er sie sah. Kein Salzmeer mehr, sondern Rauch, Asche, Schweiß. Der Boden war schwarz, verbrannt, Felder tot, Wälder leer. Kreuze ragten aus dem Boden, manche noch frisch, mit Seilen daran, die im Wind knarrten.

Die Männer wurden still. Einer flüsterte: „Das ist nicht mehr unser Land.“ Widukind spuckte in den Staub, ballte die Fäuste. „Falsch. Es ist genau unser Land. Nur vernarbt. Und Narben gehören uns mehr als jedem anderen.“

Und so marschierten sie weiter. Kein Sieg, keine Fanfaren. Nur Schritte im Staub. Doch jeder Schritt war ein Tritt ins Gesicht des Kaisers.

Widukind war zurück.

Sachsen empfing ihn nicht mit offenen Armen, sondern mit Narben.

Die ersten Dörfer, die er erreichte, waren keine Dörfer mehr. Schwarze Balken ragten wie Knochen aus dem Boden, Dächer fehlten, die Erde war voller Asche. Wo Kinder gespielt hatten, wuchsen Disteln. Wo Felder grün gestanden hatten, lag nur verbrannter Boden.

Und überall diese Kreuze. Verdammt viele Kreuze. Schief in den Boden gerammt, manche mit Stricken, die noch rochen wie frisch geschnittene Kehlen. Andere schon morsch, aber immer noch wie Narben im Land. Es war, als hätte Karl selbst seine Gottessymbole in die Haut Sachsens geritzt.

Die wenigen Menschen, die er traf, waren Schatten. Frauen mit hohlen Wangen, Kinder mit Bäuchen so leer, dass sie aussahen, als hätten sie die Rippen nach außen gekehrt. Alte Männer, die beim Gehen wankten, als wären sie schon halb tot.

Widukind ging durch dieses Elend, die Fäuste geballt, und die Leute starrten ihn an. Manche erkannten ihn sofort – flüsterten seinen Namen, als wäre er ein Geist, der zurückgekommen war. Andere glaubten es nicht, schüttelten die Köpfe, murmelten: „Widukind ist tot. Das hier ist nur ein Schatten.“

Er blieb stehen, sah sie hart an und knurrte: „Wenn ich ein Schatten bin, dann schießt euch in die Hosen, wenn ich wieder Fleisch werde.“

Ein Junge trat vor, keine zehn Winter alt, barfuß, die Augen schmutzig, aber hell. „Bist du wirklich Widukind?“ fragte er.
Widukind grinste schief, beugte sich herunter. „Bin ich. Und ich bin zurück. Also hol deinen Vater, hol deinen Onkel, hol jeden Mann, der noch atmet. Wir haben Arbeit.“

Das verbrannte Land war keine Heimat mehr. Aber genau deswegen wusste er: Es musste zurückerobert werden.

Er fand sie in einem Wald, abseits der Straßen, versteckt wie Ratten im Unterholz: ein Rudel von Sachsen, die noch nicht gebrochen waren. Keine stolzen Krieger in glänzenden Rüstungen – sondern Männer mit ausgemergelten Gesichtern, Frauen mit Messern im Rock, Kinder mit Steinen in den Fäusten. Überlebende.

Als Widukind ins Lager trat, wurde es still. Köpfe hoben sich, Augen wurden groß. Einer starrte ihn an, rieb sich die Lider, als ob er träumte. „Widukind?“ flüsterte er.

Widukind grinste schief. „Erwartet ihr Karl vielleicht? Tut mir leid, ihr habt nur mich.“

Da brach das Murmeln los. Frauen zogen ihre Kinder näher, Männer standen auf, unsicher, zwischen Freude und Zweifel. Einer stürzte vor, packte ihn am Arm. „Wir dachten, du bist tot.“

Widukind spie in den Dreck. „Tot ist nur, wer still ist. Habt ihr mich je still erlebt?“

Ein Raunen, dann das erste Lachen. Rau, heiser, aber echt.

Ein alter Krieger trat vor, Narben quer über dem Gesicht, das Auge verloren.

„Wir haben gebetet, dass du zurückkommst.“

Widukind knurrte: „Dann habt ihr Glück, dass die Götter heute nicht besoffen waren.“

Ein Junge kam näher, die Faust um einen Stock, der größer war als er selbst.

„Führst du uns wieder?“ fragte er.

Widukind legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihm direkt in die Augen. „Ich führe euch nicht. Ich brülle nur lauter als ihr. Aber zusammen – zusammen sind wir wieder ein Rudel. Und Rudel verrecken nicht leise.“

Da hoben Männer die Fäuste, Frauen schrien, Kinder lachten. Zum ersten Mal seit langer Zeit war da mehr als Hunger, mehr als Furcht. Da war Hoffnung. Roh, brüchig, aber lebendig.

Widukind war zurück. Und diesmal war er nicht allein.

Sie saßen im Kreis, das Feuer klein, damit kein fränkischer Späher den Rauch sah. Männer mit ausgemergelten Gesichtern, Frauen mit Augen, die mehr Stahl hatten als die Messer in ihren Händen. Kinder, die nicht spielten, sondern lauschten, als wären sie schon Teil des Krieges.

Widukind stand auf. Er war kein Priester, kein König – er war nur ein Mann mit einer Stimme, die härter schlug als ein Schwert.

„Ihr dachtet, ich sei tot,“ begann er, das Grinsen schief, das Maul voll Trotz.

„Aber seht her: Ich lebe noch. Und solange ich lebe, lebt auch Sachsen.

Scheißegal, wie viele Kreuze Karl in unsere Erde rammt.“

Ein Murmeln ging durch die Menge.

„Ich hab’s gesehen,“ fuhr er fort, „Dörfer verbrannt, Felder zerstört, Kinder ertränkt in Verden. Und doch – ihr seid noch hier. Ich bin noch hier. Also fragt euch: Wenn Karl so stark ist, warum müssen wir dann immer noch atmen? Weil er uns nicht brechen kann. Er kann töten, ja. Aber brechen – niemals.“

Er lachte hart, voller Spott. „Sie nennen ihn Karl den Großen. Für mich ist er Karl der Galgenbauer. Und soll ich euch was sagen? Jeder Strick, den er hängt, dreht sich irgendwann gegen seinen eigenen Hals.“

Die Männer lachten, rau, kurz, aber echt. Frauen nickten, Kinder ballten kleine Fäuste.

Widukind breitete die Arme aus, als würde er sie alle umklammern. „Ich sage euch: Wir sind nicht tot. Wir sind Wölfe. Und Wölfe knien nicht. Wir fressen, wir beißen, wir heulen – und Karl soll uns hören, bis ihm das Blut in den Ohren rauscht.“

Ein Chor aus Stimmen antwortete, erst zögerlich, dann lauter, dann wie Donner: „Wir sind Wölfe!“

Widukind grinste. Er hatte sie wieder. Nicht als Heer, nicht als Armee – aber als Rudel. Und ein Rudel reicht, um Blut zu riechen.

Es begann mit kleinen Feuern. Hier ein Dutzend Männer im Wald, dort ein paar Frauen in einer Scheune, irgendwo ein alter Druide, der flüsterte, dass die Götter noch zuhören. Alles im Dunkel, immer im Schatten, denn Karls Späher streiften durch das Land wie Wölfe an fremden Grenzen.

Widukind zog von Ort zu Ort. Keine Banner, keine Hörner – nur sein Maul. Er sprach, und die Menschen kamen. Erst zögerlich, dann wie Flüsse, die wieder Wasser finden.

„Sie haben uns geschlagen,“ knurrte er in einer Höhle, die nach Schweiß und Rauch stank. „Sie haben uns verbrannt, geköpft, getauft, verraten. Aber seht euch an: Ihr lebt noch. Und das allein ist schon eine Beleidigung für Karl.“

Ein Lachen ging durch die Menge, leise, gefährlich.

In einer verfallenen Hütte, zwischen morsch gewordenen Balken, sprach er: „Jeder Schlag, den ihr aushaltet, macht euch härter. Jeder Tote, den sie uns nehmen, schreit nach Rache. Wir sind weniger, ja. Aber weniger heißt nicht schwächer. Weniger heißt nur: Jeder von uns zählt doppelt.“

Und sie glaubten ihm. Nicht, weil er Märchen erzählte, nicht, weil er den Sieg versprach. Sondern weil er selbst aussah wie das, was er sagte: Narben im Gesicht, Blut an den Händen, die Augen wild wie ein Tier.

Die Versammlungen wuchsen. Immer heimlich, immer mit Furcht, aber auch mit Funken im Blick. Ein Rudel, das wieder zueinanderfand.

Manche sagten, Widukind sei mehr als ein Mann. Ein Geist, ein Schatten, ein Dämon, der nicht totzukriegen war. Andere sagten, er sei einfach nur ein Maulheld mit zu viel Glück. Aber alle kamen. Alle lauschten. Alle schworen, dass sie wieder kämpfen würden.

So wurden die heimlichen Versammlungen zu etwas Größerem: dem Herzschlag eines Volkes, das schon tot sein sollte – und trotzdem wieder pulsierte.

Doch so laut die heimlichen Versammlungen im Wald wurden, so präsent war die Faust des Kaisers. Man musste nur aus der Deckung treten, und schon roch man ihn.

Überall patrouillierten Franken. Kleine Trupps mit Speeren und Kreuzen, die durch die Dörfer marschierten wie durch fremde Höfe, als gehöre ihnen alles. Sie schlugen Bauern, wenn sie nicht grüßten, sie nahmen Frauen, wenn sie Lust hatten, sie hängten Männer, wenn sie nur zu lange in ihre Richtung sahen.

Und überall standen die verdammten Kreuze. Neu aufgerichtet, frisch geschnitzt, manchmal mit Blut noch am Sockel. Als Mahnung. Als Brandmal.

Widukind sah sie und spie jedes Mal in den Staub. „Scheißzeichen eines Scheißgottes,“ knurrte er, während seine Männer nervös nach den Franken spähten.

Doch das Schlimmste waren nicht die Soldaten und nicht die Priester. Es waren die Verräter. Sachsen, die sich hatten taufen lassen und nun für Karl sprachen. Sie zogen mit den Franken durch das Land, zeigten Verstecke, nannten Namen. Brüder, die das Kreuz küssten und dafür Silber bekamen.

„Sieh hin,“ flüsterte Arno einmal, als sie in den Schatten lagen. „Das ist Karls wahre Waffe. Nicht seine Schwerter. Sondern unsere eigenen Hunde, die er an die Leine nimmt.“

Widukind ballte die Fäuste. Sein Blick brannte. „Dann reißen wir ihnen die Leine aus dem Maul. Aber nicht heute. Heute warten wir. Denn wenn wir zuschlagen, soll es so blutig sein, dass selbst ihre toten Seelen den Verrat bereuen.“

Die Schatten Karls lagen überall. Wie ein Netz, das sich immer enger zog. Aber Widukind war ein Wolf. Und Wölfe beißen auch im Netz.

Die Nacht war schwarz, nur ein kleines Feuer glomm im Wald. Widukind stand davor, die Männer und Frauen um ihn, Kinder dicht an ihre Mütter gedrückt. Über ihnen rauschte der Wind, und irgendwo in der Ferne bellten Hunde – vielleicht fränkische, vielleicht hungrige.

Widukind starrte in die Glut. Lange schwieg er. Dann knurrte er, so rau, dass selbst die Stille horchte.

„Karl hat gedacht, er löscht uns aus. Hat gedacht, er macht unser Land zu Asche, unsere Seelen zu Staub, unsere Namen zu Dreck. Aber seht her: Aus Asche kann wieder Feuer wachsen.“

Er griff einen glühenden Ast, hob ihn hoch, Funken stoben in die Nacht. „Wir sind dieses Feuer. Klein noch, schwach noch. Aber wartet, bis der Wind weht. Dann brennen wir so, dass selbst Karls Himmel die Augen zukneift.“

Ein Murmeln ging durch die Menge. Hände ballten sich zu Fäusten, Zähne blitzten im Flammenschein.

„Wir haben nichts,“ fuhr Widukind fort, „keine Burgen, keine Schätze, keine Banner. Nur uns. Aber das reicht. Denn wir haben Hunger. Wir haben Hass. Und Hunger und Hass brennen härter als jedes Holz.“

Er warf den Ast zurück ins Feuer, die Funken schossen hoch wie Sterne. „Das ist unser Schwur: Wir heulen nicht mehr leise. Wir brennen. Wir brennen, bis Karl selber merkt, dass er das Land nicht besitzt, sondern dass das Land ihn frisst.“

Da rissen die Männer und Frauen die Stimmen hoch. Kein Gesang, kein Gebet – ein Heulen, roh und dunkel, das durch den Wald fuhr wie Donner. Kinder schrien mit, ihre kleinen Stimmen schrill wie Pfeile.

Und Widukind grinste. Denn er wusste: Das neue Feuer war entfacht. Nicht groß genug, um Karl zu stürzen – noch nicht. Aber groß genug, dass er es spüren würde.

Der Funke des Widerstands

Sie waren keine Armee. Sie waren ein Dutzend Männer, ausgehungert, dreckig, mit Äxten, Speeren, Messern, die mehr Rost als Stahl kannten. Aber sie hatten Zorn. Und Zorn ist schärfer als jede Klinge.

Die Frankenpatrouille ritt selbstsicher durchs Land, fünf Männer, Schilde glänzend, Kreuze am Sattel, als gehörte ihnen schon jeder verdammte Grashalm. Sie lachten, als sie an den verbrannten Hütten vorbeikamen, spien ins Aschefeld, riefen sich Witze zu.

Dann brach der Wald los.

Widukind sprang zuerst. Kein Horn, kein Ruf, nur ein Schrei, der aus der Kehle brach wie ein Tier, das Blut roch. Er riss einen der Franken vom Pferd, stieß ihm das Messer in die Kehle, so schnell, dass der Bastard nicht mal den Mund zum Beten aufbekam.

Arno schlug mit der Axt einem anderen den Helm vom Kopf, Hroth packte die Zügel, biss dem Reiter ins Ohr, riss ihn zu Boden. Die Sachsen fielen über sie her wie Wölfe, Speere krachten, Messer stachen, und innerhalb von Herzsschlägen war das stolze Patrouillenlächeln nur noch Gurgeln im Dreck.

Ein Pferd schrie, bäumte sich auf, trat einen Mann zu Boden. Doch bevor der Franke fliehen konnte, lag er auch schon im Schlamm, Widukinds Dolch im Rücken.

Es war kein Kampf. Es war ein Abschlachten. Schnell, roh, blutig. Ein Zeichen.

Als es vorbei war, standen die Sachsen schnaufend über den Leichen. Blut an den Händen, Schweiß im Gesicht, Augen wild. Widukind lachte hart, spie ins Gras und knurrte: „Na also. Der Kaiser schickt Hunde – wir machen Wölfe draus. Tote Wölfe.“

Die Männer brüllten, die Stimmen heiser, aber voller Triumph.

Der erste Schlag war getan. Klein, aber laut. Ein Funke, der in die Dunkelheit schlug.

Sie standen im Kreis um die Leichen, die Schwerter noch tropfend, die Lungen brennend. Für einen Moment war da Stille. Nur der Wind rauschte durch die Bäume, nur das Blut sickerte in den Boden.

Dann hob Widukind den Kopf. Wie ein Wolf, der den Mond anheult. Ein Schrei, roh, heiser, voller Zorn. Kein Wort, nur Laut. Wild, schneidend, ein Ton, der das Herz zerreißt und wieder zusammensetzt.

Arno folgte. Hroth auch. Einer nach dem anderen riss die Kehle auf, und bald war es kein Schrei eines Mannes mehr, sondern das Heulen eines Rudels.

Es hallte durch den Wald, jagte Vögel in die Luft, ließ Pferde scheuen, ließ selbst die toten Franken noch einmal wirken, als würden sie zuhören.

„Hört ihr das?!“ brüllte Widukind, als das Heulen abebbte. „So klingt Freiheit! Nicht in Gesetzen, nicht in Kreuzen, nicht in Büchern – sondern in der Kehle, wenn Blut an euren Händen klebt!“

Die Männer hämmerten mit Speeren gegen Schilde, mit Fäusten gegen die Brust. Kinder im Versteck hörten es und begannen, mit kleinen Stimmen mitzuschreien. Frauen weinten, nicht aus Trauer, sondern weil sie zum ersten Mal seit Jahren etwas hörten, das nicht Stille war.

Das Heulen im Wald war kein Lied. Kein Gebet. Es war eine Ansage. An Karl. An seine Franken. An die eigenen Leute.

Wir leben. Wir beißen. Wir kommen wieder.

Und der Wind trug es weiter, hinaus über Wälder, über Flüsse, bis in die Dörfer, in denen die Menschen flüsterten: „Widukind heult wieder.“

Das Heulen blieb nicht im Wald. Es kroch hinaus, wie Rauch nach einem Feuer, und die Dörfer atmeten es ein.

Ein Bauer, der gerade das kümmerliche Feld umgrub, hörte davon: „Die Franken sind gefallen, bei Nacht, bei Widukind.“ Er ließ die Hacke fallen, ballte die Faust, und zum ersten Mal seit Verden fühlte er nicht nur Hunger, sondern Wut.

Eine Frau, die ihr Kind auf dem Arm hielt, flüsterte die Kunde weiter, während sie Korn mahlte: „Er lebt. Widukind lebt. Er schlägt zurück.“ Ihre Stimme war brüchig, aber in den Augen blitzte wieder etwas, das lange weg war – Hoffnung.

Kinder rannten durch verfallene Hütten, schrien den Namen, als wäre er ein Zauberspruch. Alte Männer, die schon alles verloren hatten, spien in die Asche und murmelten: „Gut so. Endlich.“

Das Land war krank, verbrannt, ausgelaugt – aber dieser kleine Funke brannte wie Schnaps in einer offenen Wunde. Er brannte, und er machte süchtig.

Nicht alle waren mutig genug, sich sofort zu erheben. Aber sie flüsterten. Und Flüstern ist gefährlicher, als Karl dachte. Flüstern kriecht in jede Hütte, in jeden Stall, in jedes Herz.

„Sie haben Patrouillen erschlagen.“

„Sie haben ihre Leichen liegen lassen wie Vieh.“

„Sie haben geheult wie Wölfe.“

Und bald hieß es nicht mehr „sie“. Bald hieß es „wir“.

Das Volk begann, den Rücken ein kleines Stück zu heben. Noch nicht gerade. Noch nicht stolz. Aber gerade genug, dass Karl spüren musste: Sein Strick zog nicht mehr so fest wie früher.

Die Franken taten so, als hätten sie keine Angst. Sie marschierten weiter mit ihren Kreuzen hoch, mit ihren Schilden glänzend, mit den Lippen voller Gebete. Aber ihre Augen verrieten sie.

Nachts zogen sie enger zusammen. Wachposten sahen plötzlich überall Schatten. Geräusche im Wald – ein Knacken, ein Rauschen – ließen sie die Speere heben, als wären Dämonen hinter jedem Baum. Manche wagten nicht mehr, alleine Wasser zu holen.

Ein Reitertrupp kehrte nicht zurück. Spurlos verschwunden. Nur ihre Pferde fand man, blutig, ohne Reiter. Ein anderer Trupp kam zurück – aber nur einer lebte, mit einer Wunde im Gesicht, und er murmelte immer wieder nur denselben Namen: „Widukind... Widukind... Widukind...“

Priester versuchten, sie zu beruhigen. „Fürchtet nicht! Gott ist mit uns! Es sind nur Wilde, nur Bauern!“ Aber die Männer hörten nicht richtig zu. Sie wussten, dass Bauern keine Patrouillen auslöschten, keine Reiter verschwinden lassen, keine Schreie in den Nächten heulen, die das Blut gefrieren lassen.

Einer der Hauptleute, ein harter Hund mit Narben, wurde beim Feuer gefragt: „Fürchtest du dich nicht?“ Er lachte rau. „Vor Männern nicht. Aber vor Schatten schon.“

Und das war die Wahrheit. Die Franken fürchteten keinen offenen Kampf – das war ihr Spiel. Aber Widukind hatte die Regeln geändert. Er war nicht mehr ein Heerführer, den man in einer Schlacht schlagen konnte. Er war ein Schatten, ein Wolf im Wald.

Und das machte sie nervös. Sehr nervös.

Die Männer saßen um ein kleines Feuer, die Gesichter rußig, die Augen noch weit vom Adrenalin. Sie hatten die Patrouille zerlegt, den Wald heulen lassen, und nun warteten sie, dass Widukind das Maul aufriß.

Er ließ sie schwitzen. Saß da, kaute an einem Stück Fleisch, spie den Knochen ins Feuer, trank aus dem Krug, wischte sich den Mund. Dann grinste er schief.

„Na, Brüder,“ knurrte er, „habt ihr’s gesehen? Karl blutet. Und wenn er blutet, kann er auch verrecken.“

Ein Murmeln ging durch die Runde, Fäuste ballten sich.

„Wir sind wenige,“ fuhr Widukind fort. „Ein Rudel, kein Heer. Aber Wölfe brauchen kein Heer. Wölfe brauchen Zähne. Und unsere Zähne sind scharf genug, dass sie selbst die Hunde des Kaisers spüren.“

Arno lachte heiser. „Wir haben sie geschlachtet wie Vieh.“

Widukind nickte. „Genau das. Und wisst ihr was? Das war erst der Anfang. Heute ein Dutzend Franken. Morgen ein Dutzend mehr. Übermorgen brennen ihre Lager. Und bald wird Karl selber merken, dass sein Reich nicht aus Stein ist, sondern aus Fleisch. Und Fleisch fault.“

Die Männer hämmerten mit den Speeren auf die Schilde, das Feuer warf Funken hoch, als würde es selbst jubeln.

Widukind hob den Becher. „Hört mir zu: Wir sind wenige – aber wir sind lauter, als sie je sein können. Wir schreien ihnen ins Maul, wir beißen ihnen ins Herz, wir lachen ihnen ins Gesicht. Und irgendwann, wenn sie sich fragen, warum sie nicht mehr schlafen können, dann fällt ihnen ein Wort ein. Ein Name.“

Er stieß den Becher ins Feuer, die Flammen loderten auf. „Widukind.“

Die Männer brüllten mit, so laut, dass der Wald es hörte.

Es begann klein. Ein paar Männer aus den Dörfern, die nachts ihre Hacken gegen Speere tauschten. Alte Krieger, die längst geglaubt hatten, ihr Schwert nie wieder zu ziehen. Junge Burschen, kaum Bart im Gesicht, die sagten: „Lieber sterben mit Widukind, als leben mit Karls Kreuz im Nacken.“

Widukind zog von Wald zu Wald, und überall schlossen sich neue Schatten an. Erst zögerlich, dann mit funkelnden Augen. Es waren keine Heere, keine Bataillone – es waren Rudel. Kleine Rotten, die bei Nacht auftauchten, zuschlugen und wieder verschwanden.

Bauern kamen mit Sensen, Schmiede mit Hämmern, Jäger mit Bögen. Selbst Frauen traten hervor, die in den Nächten Messer unter den Kleidern trugen. Manche brachten ihre Kinder mit, weil sie wussten, dass es keine sichere Hütte mehr gab – nur noch den Kampf.

Und plötzlich war es nicht mehr nur Widukind und ein paar Verrückte. Plötzlich war es ein Netz. Ein Netz aus Wölfen, das durchs Land zog. Ein Rudel, das nicht mehr nur heulte, sondern biss.

Die Franken spürten es zuerst. Wagen verschwanden. Vorratslager brannten. Ein einzelner Reiter kam nie zurück. Ein Priester fand sein Kreuz in den Fluss geworfen.

Widukind grinste, wenn er davon hörte. „Seht ihr, Brüder? Das ist der Anfang. Kein Heer, keine Banner – nur Funken. Aber Funken fressen Holz. Und dieses Land ist voller trockenem Holz.“

Das Rudel wuchs. Nicht geordnet, nicht sauber, sondern wild, zäh, blutig. Und genau so sollte es sein.

Die Nächte in Sachsen waren nicht mehr still. Überall knackte es im Unterholz, überall loderten kleine Feuer, überall schrie irgendwer. Ein Priester, der nie zurückkam. Ein fränkisches Pferd, das blutend durch die Dörfer taumelte. Ein Vorratslager, das in Flammen stand, während der Himmel voller Funken war.

Widukind sah es und grinste, die Zähne schmutzig, die Augen hell. „Seht ihr?“ rief er seinen Männern zu, „so fängt’s an. Ein Messer hier, ein Brand dort. Ein Schrei im Wald. Nichts Großes, nichts, was Karl auf seinen Karten findet. Aber in den Knochen seiner Hunde frisst es sich fest. Das ist schlimmer als jede Schlacht.“

Die Männer nickten, lachten, brüllten. Und es war nicht nur Gegröle – es war Überzeugung. Jeder kleine Schlag war ein Triumph. Jeder tote Franke ein Zeichen. Jeder Brand ein Stück Freiheit.

Das Volk begann, sich zu regen. Nicht mehr nur flüstern, sondern handeln. Ein Bauer, der einen Späher mit der Mistgabel erstach. Eine Frau, die nachts die Kreuze der Franken umwarf. Kinder, die Steine warfen, wenn sie Soldaten sahen.

Der Funke hatte gezündet. Und nun war er mehr. Nun war er Glut.

Widukind stand am Rand eines verbrannten Vorratslagers, die Hände schwarz von Ruß, und hob sie gen Himmel. „Karl, hör mir zu!“ brüllte er. „Du kannst Kreuze pflanzen, Galgen bauen, Dörfer niederbrennen – aber jetzt brennen wir zurück. Und unser Feuer frisst länger, als deins je brennen kann.“

Die Männer schrien mit, das Echo donnerte durch die Wälder.

Und in diesem Moment wusste Widukind: Der Krieg war nicht vorbei. Er hatte gerade erst wieder angefangen.

Der letzte Aufstand

Sie kamen aus den Wäldern, aus den Sümpfen, aus den verfallenen Hütten, in denen sie wie Ratten gehaust hatten. Männer mit Narben im Gesicht, Frauen mit Messern unter den Kleidern, Jungen mit Augen, die zu früh alt geworden waren. Alle mit demselben Funken im Blick.

Widukind stand auf einem Hügel, das Haar zerzaust, die Hände blutig von den Kämpfen, die nie aufhörten. Er spuckte in den Staub, sah sie an – Hunderte, bald Tausende – und wusste: Jetzt oder nie.

„Hört mir zu!“ brüllte er, die Stimme kratzig wie Schotter. „Karl denkt, er hat uns klein. Er glaubt, wir sind nur Schatten, nur Wölfe im Unterholz. Aber seht euch an – wir stehen noch! Und wenn wir noch stehen, dann ist das kein Ende. Das ist der Anfang.“

Ein Murmeln ging durch die Menge. Fäuste ballten sich, Schilde hoben sich.

Widukind lachte schief, voller Gift. „Sie nennen ihn den Großen. Für mich ist er nur ein Metzger mit zu vielen Messern. Aber wisst ihr was? Selbst Metzger rutschen im Blut aus, wenn man ihnen genug Fleisch vor die Füße wirft.“

Gelächter, hart, dreckig. Doch dahinter: Hunger.

„Ich sage euch: Wir haben genug geflüstert. Genug im Dunkeln gebissen. Jetzt heulen wir nicht mehr leise. Jetzt heulen wir im Licht. Wir ziehen raus, alle, und wir zeigen Karl, dass man ein Volk nicht köpfen kann, ohne dass es ihm ins Gesicht spuckt!“

Ein Brüllen ging durch die Menge, roh, tierisch, so laut, dass die Krähen davonflogen.

Widukind hob die Faust, Blut tropfte von den Knöcheln. „Dies ist der Ruf. Unser letzter vielleicht. Aber wenn's der letzte ist – dann soll die Welt uns hören. Wir sterben nicht still. Wir sterben brüllend.“

Die Menge explodierte, Schilde hämmerten, Speere reckten sich, und für einen Moment war es, als ob das ganze Land selbst den Aufstand schrie.

Die Tage danach waren ein einziges Schärfen, Schleifen, Sammeln. Jeder, der noch Zähne hatte, machte sie spitz.

Die alten Männer holten Rüstungen aus Kisten, die längst verstaubt waren, Leder, das schon morsch war, Helme mit Dellen aus früheren Kriegen. Sie passten nicht mehr richtig, aber das war egal – Eisen war Eisen, und Stolz war stärker als jedes Kettenhemd.

Die Frauen schmiedeten Pfeile, flickten Schilde, schliffen Messer. Manche nähten keine Kleider, sondern banden rote Stofffetzen um die Arme ihrer Männer, als Zeichen, dass sie frei sterben würden. Andere gaben still ihre Kinder den Alten in die Arme – ein Blick, kein Wort, und jeder wusste: *Vielleicht sehen wir uns nicht wieder.*

Die Jungen übten im Hof, mit Stöcken statt Schwertern, aber die Schläge saßen hart, voller Wut. „Wir kämpfen,“ schrien sie, „auch wenn wir sterben!“

Widukind ging durch die Reihen, nickte, grinste, spottete. „Na, seht euch an,“ knurrte er, „ein Haufen Lumpen, die meinen, sie seien Krieger. Und verdammt nochmal – genau das seid ihr!“

Arno lachte, Hroth brüllte, und die Männer schrien zurück, hämmerten Eisen auf Eisen, bis Funken flogen.

Sie hatten keine Pferde in Masse, keine glänzenden Banner, keine goldenen Kreuze. Aber sie hatten Hunger. Hunger nach Blut, Hunger nach Rache, Hunger nach einem letzten großen Biss ins Fleisch des Kaisers.

Und in diesem Hunger lag mehr Wucht als in jedem Heer, das Karl je aufstellte.

Sie kamen aus allen Richtungen. Aus Wäldern, wo sie sich wie Gespenster versteckt hatten. Aus Sümpfen, in denen sie seit Monaten im Schlamm gehaust hatten. Aus Dörfern, die halb niedergebrannt waren, doch noch immer Schornsteine hatten, die rauchten.

Männer mit Speeren aus Haselholz, Äxten, die eigentlich zum Holzspalten gedacht waren. Frauen mit Dolchen am Gürtel, mit Augen, die kein Erbarmen kannten. Alte mit Krücken, die trotzdem ihre rostigen Schwerter mitschleppten. Und Kinder – ja, Kinder mit Steinen, mit Stöcken, mit Wut im Bauch.

Sie alle sammelten sich auf einer Lichtung, groß wie ein Feld, und plötzlich war es kein Haufen mehr. Es war ein Volk. Kein Heer, kein geordnetes Bataillon wie bei den Franken – aber ein donnerndes, wildes Meer von Gesichtern, Stimmen, Zähnen.

Widukind stand auf einem umgestürzten Baum, die Arme verschränkt, das Grinsen breit. Er sah sie an und wusste: *Das ist es. Das ist alles, was wir haben. Und das ist genug.*

Arno hob die Axt. „Seht euch an!“ brüllte er. „Ein Rudel, groß wie der Wald selbst!“

Hroth lachte, spie in den Staub. „Wenn Karl uns will, dann soll er kommen – aber er soll wissen: Wir haben uns nicht versteckt. Wir stehen hier. Und wir beißen zurück!“

Da tobte die Menge. Schilde krachten, Speere reckten sich, Kehlen brüllten. Es war kein geordnetes Brüllen, sondern ein Chaos, wild, heiser, wie ein Sturm, der keine Richtung braucht.

Und in diesem Lärm war etwas, das selbst Karl nicht mit Feuer, nicht mit Kreuzen, nicht mit Galgen auslöschen konnte: Stolz.

Die Versammlung des Volkes war kein Beginn. Sie war ein Aufschrei. Ein Donner. Ein letztes *Hier sind wir.*

Am Morgen brach die Menge auf. Kein Schleichen mehr, kein Flüstern im Dunkeln, kein Versteckspiel im Unterholz. Sie gingen offen, laut, mit nackten Zähnen und funkelnden Augen.

Die Sonne hing tief über den Feldern, und die Sachsen marschierten hinaus wie ein Sturm, der sich nicht mehr bremsen ließ. Keine Banner aus Gold, keine Kreuze, keine glänzenden Rüstungen – nur Stofffetzen, rote Lumpen, Schädel auf Speerspitzen. Trommeln aus Fellen, die dumpf donnerten, als wären es Herzschläge eines einzigen, riesigen Körpers.

Widukind ging vorneweg. Nicht auf einem Pferd, nicht mit Prunk, sondern zu Fuß, den Speer in der Hand, den Dreck an den Stiefeln. „Seht her,“ knurrte er, „so marschieren Männer, die nichts zu verlieren haben. Und wisst ihr, was noch schöner ist? Genau solche Männer sind die gefährlichsten.“

Die Menge lachte, schrie, brüllte.

Bauern legten die Hacken nieder und reihten sich ein. Frauen winkten den Männern nach, mit Tränen in den Augen, aber Stolz im Blick. Kinder liefen nebenher, manche trugen Steine in Säcken, als wären es Schätze.

Es war kein Heer – aber es war ein Volk, das sich erhob.

Und die Franken? Sie hörten es, lange bevor sie es sahen. Das Donnern der Trommeln, das Brüllen der Kehlen, das Klirren von Eisen. Ein Klang, der nicht nach Ordnung, sondern nach Chaos roch. Nach einem Volk, das beschlossen hatte: *Wir sterben nicht im Schatten. Wir sterben im Licht.*

Der Marsch ins Licht war keine Parade. Er war eine Drohung. Ein letzter Gruß an Karl: „Hier sind wir. Friss uns, wenn du kannst.“

Sie trafen auf die Franken am Rand eines verbrannten Dorfes. Rauch hing noch in der Luft, die Erde war schwarz, und ein paar Kreuze standen wie Spott über den verkohlten Balken. Eine kleine Einheit, nicht das ganze Heer, vielleicht drei Dutzend Männer – schwer bewaffnet, aber nicht vorbereitet auf ein Volk, das offen marschierte.

Widukind blieb nicht stehen. Kein Plan, keine geordnete Aufstellung. Er hob nur den Speer und brüllte: „Da sind sie! Holt euch ihre Köpfe, bevor sie denken, sie hätten unser Land gekauft!“

Dann brach das Chaos los.

Die Sachsen stürmten wie eine Flut. Bauern mit Sensen hackten in Schilde, Frauen stießen Messer in Lücken der Rüstungen, Kinder warfen Steine so hart, dass Helme schepperten. Es war kein Kampf, es war ein Überfall im Tageslicht – roh, laut, gnadenlos.

Arno hieb mit der Axt einen Reiter vom Pferd, Hroth sprang einem Franke auf den Rücken und biss ihm ins Gesicht, bis der Mann schreiend fiel. Widukind selbst rammte den Speer durch ein Schild, riss den Bastard zu Boden, trat ihm ins Maul und knurrte: „So klingt dein Gebet, Hund.“

Die Franken schrien, beteten, kämpften. Doch sie waren es gewohnt, auf geordnete Heere zu treffen, nicht auf ein Rudel von Rasenden, das keine Angst vor dem Sterben hatte. Reihen brachen, Schilde fielen, Pferde flohen.

Am Ende lagen sie im Dreck, die glänzenden Rüstungen beschmiert mit Blut und Schlamm. Die Sachsen standen keuchend über ihnen, voller Schweiß, voller Narben, voller Triumph.

Widukind hob die Faust, schrie: „Seht her! Wir haben sie im Licht geschlagen! Kein Schatten mehr, keine Flucht! Das ist unser Land, und wir holen es zurück!“

Ein Brüllen ging durch die Menge, so laut, dass selbst die toten Balken des Dorfes krachten.

Die erste Konfrontation war ein Sieg. Kein großer – aber laut genug, dass selbst Karl ihn hören musste.

Nach dem Kampf saßen sie zwischen den Leichen. Der Sieg schmeckte nach Blut, Rauch und Schweiß. Die Männer grinsten, Frauen lachten heiser, Kinder plünderten Helme wie Trophäen. Aber unter all dem Jubel lag etwas anderes. Ein Schweigen, das schwerer war als jeder Schild.

Denn jeder wusste: Das hier war erst der Anfang. Ein kleiner Schlag, ein Tropfen Blut im Ozean. Karl hatte noch Heere, tausende Männer, Trommeln, Banner, Priester, Maschinen. Und sie? Ein Rudel. Stark, wild, laut – aber endlich.

Widukind kaute an einem Stück Fleisch, spie die Sehne aus und sagte: „Genießt es. Heute haben wir gewonnen. Morgen? Morgen kommt die Rechnung.“

Arno starrte auf seine blutige Axt, murmelte: „Sie werden uns jagen.“
Widukind nickte. „Natürlich. Aber besser gejagt und beißend, als im Stall geknebelt.“

Ein alter Mann, der kaum noch laufen konnte, lachte trocken. „Wir sind tot, wir wissen’s nur noch nicht.“

Widukind sah ihn an, grinste schief. „Vielleicht. Aber wenn schon, dann sterben wir lauter als jeder Kaiser lebt.“

Die Männer schwiegen. Manche nickten, andere schluckten hart. Sie wussten: Dieser Aufstand war kein Weg zum Sieg. Er war ein Weg ins Feuer.

Aber genau darin lag die Wahrheit. Ein Volk, das schon gebrochen sein sollte, stand noch immer. Und wenn es fallen würde, dann nicht leise, nicht unsichtbar – sondern brüllend, beißend, spuckend.

Widukind sah in die Gesichter, zerschlagen, müde, voller Zorn. Er wusste: Sie alle waren bereit. Nicht, weil sie glaubten zu siegen. Sondern weil sie wussten, dass Schweigen schlimmer war als Sterben.

Die Nacht nach der Schlacht war still. Kein Jubel mehr, kein Gejohle. Nur das Knistern der Feuer und das Knacken der Knochen im Wald, wenn Tiere kamen, um sich an den Toten sattzufressen.

Widukind stand in der Mitte des Lagers, die Männer und Frauen um ihn herum, Gesichter hart, Augen glühend. Er hielt ein Schwert hoch, stumpf vom Blut, und sprach nicht wie ein Häuptling, nicht wie ein König, sondern wie einer von ihnen – einer, der wusste, dass der Morgen vielleicht ihr letzter war.

„Hört mir zu,“ knurrte er, „wir haben heute gebrüllt, und Karl hat’s gehört. Morgen kommt er. Mit all seinen Hunden, seinen Kreuzen, seinen Bannern. Vielleicht löscht er uns aus. Vielleicht bleibt nichts von uns übrig als Asche im Wind.“

Er grinste, schief, voller Gift. „Aber wenn’s so kommt, dann soll der Wind uns tragen – in jedes Ohr, in jede Kehle, in jedes Herz. Dann sollen sie noch in hundert Jahren sagen: Diese Bastarde sind nicht still verreckt. Sie haben gebrüllt, bis der Himmel selbst taub war.“

Arno hieb die Axt in den Boden. „Ich schwöre.“

Hroth riss sich die Brust auf, malte mit Blut ein Zeichen auf die Stirn. „Ich schwöre.“

Einer nach dem anderen trat vor, legte die Hand auf den Speer, auf das Schwert, auf das Feuer. „Ich schwöre.“

Die Stimmen wurden lauter, wie Donner. Männer, Frauen, Kinder – alle brüllten, schrien, schworen. Kein Gebet, keine Litanei. Nur Trotz, nur Wut, nur der Wille, nicht leise zu sterben.

Widukind sah sie, sein Rudel, sein Volk, sein Haufen aus Scherben. Und er wusste: Vielleicht war dies ihr letzter Aufstand. Aber er würde brennen. Höllisch brennen.

Und Karl würde das Feuer sehen.

Das Bündnis zerbricht

Der Aufstand hatte gebrüllt, aber der Brüller hatte den Wolf verraten. Karl kam zurück – mit mehr Männern, mehr Pferden, mehr Kreuzen. Und mit jeder Niederlage, die die Sachsen schluckten, splitterte das Rudel auseinander wie morsches Holz im Feuer.

Widukind sah es zuerst in den Augen seiner Häuptlinge. Die Blicke wurden länger, kälter, misstrauischer. Keine lauten Schwüre mehr, keine wütenden Fäuste gegen den Himmel – nur stilles Rechnen: *Wie viele Männer habe ich noch? Wie viele Kinder liegen im Dreck? Wie lange, bis mein Dorf gar nichts mehr hat?*

Ein Häuptling, der beim letzten Schwur noch gebrüllt hatte, saß nun schweigend am Feuer, die Finger im Bart, die Augen im Staub. „Vielleicht,“ murmelte er, „ist genug Blut geflossen. Vielleicht reicht’s.“

Widukind spie ins Feuer, das Zischen war lauter als seine Stimme. „Reichen tut nur der Tod. Alles andere ist nur Pause.“

Aber die Männer schwiegen, und das Schweigen war schwerer als jede Schlacht.

Ein anderer wagte mehr: „Widukind, wir haben gebissen. Aber wir sind keine Wölfe mehr. Wir sind Knochen. Karl bricht Knochen. Vielleicht sollten wir reden, bevor er uns alle bricht.“

Widukind lachte schief, doch es klang mehr nach Husten. „Reden? Mit wem? Mit dem, der unsere Kinder in Verden geschlachtet hat? Ihr könnt gerne reden – aber er redet nur mit dem Schwert.“

Die Männer sahen weg. Er wusste, was sie dachten. Der Stolz, der sie für einen Atemzug verbunden hatte, begann wieder zu faulen.

Die ersten Risse waren da. Noch klein, noch unsichtbar von außen. Aber Widukind spürte sie. Und er wusste: Risse wachsen. Immer.

Es begann leise. Kein offener Aufschrei, kein Schrei nach Frieden – nur dieses verdammte Flüstern.

In den Lagern, in den Hütten, am Rand der Feuer. Männer, die sich zulehnten, die Stimmen gesenkt: „Vielleicht... vielleicht ist es besser, Karl zu folgen.“ Andere nickten, Augen voller Müdigkeit: „Er hat das Kreuz, er hat die Heere, er hat die Zeit. Wir haben nichts.“

Widukind hörte es. Er musste es nicht einmal suchen – das Flüstern kroch von selbst in sein Ohr. Und es stank schlimmer als jede Wunde.

„Wenn wir knien,“ murmelte einer, „leben unsere Kinder.“
„Wenn wir kämpfen,“ knurrte ein anderer, „sterben wir alle.“
Und dann das Wort, das Widukind mehr hasste als Karls Namen: „Taufe.“

Ein paar wagten es laut zu sagen: „Vielleicht ist das der Weg. Ein bisschen Wasser, ein bisschen Gott im Maul – und wir leben.“

Widukind lachte, aber es war ein böses, kaltes Lachen. „Ja, genau. Taufe. Dann lebt ihr. Aber nicht mehr als Männer. Dann seid ihr nur noch Hunde, die mit einem Halsband durchs Dorf laufen und beten, dass der Herr euch einen Knochen wirft.“

Doch das Flüstern verstummte nicht. Es kroch weiter, fraß sich durch die Reihen, durch die Herzen. Männer, die einst schworen, nie zu knien, begannen, im Dunkeln das Knie zu beugen – nicht vor Karl, noch nicht, aber vor der Angst.

Und Widukind wusste: Ein Volk stirbt nicht nur durch Schwerter. Es stirbt zuerst im Flüstern.

Die Versammlungen, die einst nach Feuer rochen, stanken jetzt nach Misstrauen.

Die Häuptlinge saßen im Kreis, Schilde im Dreck, die Augen hart, die Stimmen laut. Einer brüllte: „Wir haben zu viel verloren! Meine Felder sind Asche, meine Männer tot – ich will Frieden!“

Ein anderer sprang auf, spie in den Staub. „Frieden? Mit wem? Mit dem Metzger, der unsere Kinder in Verden getauft hat? Du willst Karl die Hand geben? Dann schneid sie dir vorher ab, du Hund!“

Schreie, Flüche, Fäuste auf Tische. Alte Fehden, die sie einst begraben hatten, brachen wieder auf wie eitrigte Wunden. „Die Engern haben uns verraten!“ – „Die Westfalen sind Feiglinge!“ – „Die Nordalbingier verstecken sich, während wir bluten!“

Widukind saß da, sah sie an, und seine Lippen verzogen sich zu einem bitteren Grinsen. „Na, seht euch an. Ein Rudel voller Wölfe, die plötzlich meinen, sie wären Hähne, die um den Mist streiten. Wollt ihr Karl nicht mal selber einladen, damit er euch die Köpfe abnimmt, während ihr euch streitet, wem das größte Stück Scheiße gehört?“

Manche lachten, andere fluchten, wieder andere standen kurz davor, das Schwert zu ziehen – nicht gegen Franken, sondern gegeneinander.

So zerbrach, was sie so schwer zusammengefügt hatten. Kein Schwert, kein Feuer, kein Kreuz von außen – sondern das eigene Maul, das Gift ins eigene Fleisch spuckte.

Und Widukind wusste: Das war schlimmer als jede Niederlage. Ein Volk, das gegen sich selbst kämpft, hat den Feind nicht mehr draußen, sondern drinnen.

Widukind sprang auf, die Fäuste auf den Tisch, das Gesicht rot vor Wut.

„Ihr verdammten Bastarde!“ brüllte er, die Stimme so rau, dass selbst die Vögel im Wald verstummten. „Ihr schreit nach Frieden, nach Taufe, nach Karl – aber habt ihr Verden schon vergessen? Habt ihr die Schreie nicht mehr im Ohr, die Köpfe im Staub, das Blut im Fluss? Oder seid ihr alle schon taub geworden vor lauter Feigheit?“

Er spie in den Kreis, mitten zwischen die Füße der Häuptlinge. „Ihr wollt Karl folgen? Dann zieht jetzt los. Kniet vor ihm nieder, leckt sein Kreuz ab, fresset seinen Dreck. Aber nennt euch nicht mehr Sachsen. Nennt euch Hunde. Und wenn ihr’s ganz ehrlich wollt: nennt euch tote Hunde, die nur noch bellen, wenn der Herr’s befiehlt.“

Ein Raunen, ein Knurren, Hände glitten zu Schwertern. Einer schrie: „Halt dein Maul, Widukind! Du bist nicht der König von uns allen!“

Widukind lachte kalt. „Richtig. Ich bin kein König. Ich bin nur der Bastard, der noch genug Eier hat, Karl ins Gesicht zu spucken. Wenn euch das zu viel ist – geht! Aber wundert euch nicht, wenn er euch das Maul stopft, bevor ihr euren ersten Gebetssatz rauskriegt.“

Er sah sie an, einen nach dem anderen, die Augen wild, die Stimme wie ein Messer. „Ich brauche keine tausend Männer, die knien. Ich brauche zehn, die stehen. Zehn Wölfe sind mehr wert als hundert Schafe. Also entscheidet euch – heute. Hier. Jetzt.“

Stille. Nur das Knistern des Feuers. Manche starrten ihn an mit Hass, andere mit Respekt, wieder andere mit Angst.

Widukind wusste: Er hatte sie beschimpft, er hatte sie getreten – aber wenn sie jetzt auseinanderliefen, war es vorbei.

Es geschah schneller, als Widukind fluchen konnte.

Ein Stamm – klein, aber laut – packte seine Waffen und verschwand. Kein Abschied, kein Streit, nur eine knappe Ansage ihres Häuptlings: „Wir haben genug. Karl gibt uns Frieden. Ihr könnt weiter toben wie Wölfe, wir wollen leben wie Menschen.“

Widukind lachte, schief, giftig. „Menschen? Nennt es, wie ihr wollt. Ich nenne es: Hunde, die sich selbst die Ketten anlegen.“

Sie gingen trotzdem. Mit Frauen, Kindern, Vieh. Manche von Widukinds Männern schrien ihnen hinterher, andere wollten sie mit Gewalt aufhalten. Widukind hob nur die Hand. „Lasst sie laufen. Karl wird ihnen zeigen, was Frieden heißt. Und wenn er fertig ist, werden sie sich wünschen, sie wären hier im Dreck verreckt.“

Tage später kam die Nachricht: Der Stamm hatte sich taufen lassen. Ganze Familien im Fluss ertränkt, andere mit Wasser im Maul und Strick am Hals „erlöst“. Karl hatte ihnen Silber versprochen – aber er hatte nur Kreuze gebracht.

Die Kunde schlug ein wie ein Stein. Männer fluchten, Frauen weinten, Kinder fragten: „Warum?“ Widukind knurrte: „Weil sie dachten, Karl gibt Frieden. Aber Karl gibt nur Gräber.“

Und doch: der Schaden war da. Einmal gebrochenes Vertrauen wächst nicht nach wie Gras. Das Rudel spürte, dass es schwächer war. Nicht durch Karls Schwert – sondern durch den eigenen Verrat.

Widukind sah es und presste die Zähne zusammen, so fest, dass Blut aus seinem Zahnfleisch sickerte. „Der erste Verrat,“ murmelte er. „Und nicht der letzte.“

Je mehr Männer gingen, desto wilder wurden die, die blieben. Es war, als ob der Verrat den Rest nur härter machte.

Sie saßen am Feuer, die Gesichter ausgemergelt, die Augen hohl, und schworen: „Dann kämpfen wir bis zum letzten Atemzug. Scheiß auf Frieden. Scheiß auf Taufe. Wir gehen nicht auf die Knie, selbst wenn wir allein sind.“

Arno hieb mit der Axt ins Holz, dass die Späne flogen. „Wenn ich verrecke, dann mit einem Frankenschädel in der Hand.“

Hroth lachte heiser, spie ins Feuer. „Wenn ich sterbe, soll’s so laut sein, dass Karl selbst aus dem Schlaf fällt.“

Widukind sah sie an, das Grinsen schief, aber die Augen dunkel. „Gut so. Aber merkt euch eins: Wer blind rennt, stolpert. Wer nur noch Rache im Maul hat, frisst schneller den Dreck.“

Doch sie hörten kaum noch zu. Sie waren gebrochene Männer, die nichts mehr hatten außer ihrem Hass. Keine Zukunft, kein Heim, nur noch die Wut als letzter Besitz.

Manche gingen allein los, überfielen fränkische Wagen, nur um im nächsten Dorf aufgehängt zu werden. Andere griffen Patrouillen an, schrien Widukinds Namen, bevor sie starben. Jeder Schlag tat weh, aber er fraß auch Kraft.

Es war, als ob das Rudel in zwei Hälften zerbrach: die, die Karl dienten, und die, die lieber brüllend ins Grab stürzten.

Widukind wusste: Beide zerstörten sein Volk. Die Verräter langsam, die Verzweifelten schnell. Und er stand dazwischen, wütend, einsam, unfähig, beide Seiten zu retten.

Am Ende saß Widukind allein. Nicht wirklich allein – Männer waren noch da, Frauen, Kinder, ganze Familien. Aber in seinem Kopf fühlte es sich an wie Leere.

Das Rudel, das er aus Scherben aufgebaut hatte, war gespalten. Ein Teil war zu Karl übergelaufen, mit Kreuzen im Nacken und Silber in den Händen. Ein anderer Teil war blind in den Tod gerannt, brüllend, aber nutzlos. Zurück blieb ein Rest. Nicht genug, um eine Schlacht zu schlagen, zu viele, um einfach zu verschwinden.

Widukind hockte am Feuer, den Speer neben sich, die Augen auf die Glut gerichtet. Arno und Hroth saßen schweigend neben ihm. Keiner sprach, keiner lachte. Die Stille war schlimmer als jedes Heulen.

„Na,“ murmelte er schließlich, „das war’s wohl. Einmal waren wir ein Volk. Ein Rudel. Heute sind wir nur noch ein Haufen Knochen, verstreut im Wald.“

Arno wollte widersprechen, aber er brachte kein Wort heraus. Hroth schüttelte nur den Kopf, spie ins Feuer.

Widukind grinste schief, voller Gift, aber auch voller Müdigkeit. „Scheiß drauf. Dann eben allein. Ich brauch keine Armee, um Karl zu hassen. Ich brauch keine tausend Männer, um ihm ins Gesicht zu spucken. Ich brauch nur eins: mein Maul und mein Schwert.“

Er stand auf, nahm den Speer, sah in die Dunkelheit. „Sie nennen mich Widukind. Aber vielleicht bin ich nur ein Narr, der nicht weiß, wann er das Maul halten soll. Egal. Solange ich atme, heule ich weiter.“

Und in dieser Nacht wurde er wirklich einsam. Kein König, kein Anführer, kein Retter. Nur ein Mann mit Zorn im Bauch, Spott auf den Lippen und einem Schatten im Rücken, der immer größer wurde.

Gefangenschaft und Demütigung

Es war kein heldenhafter Kampf. Kein Donnern, kein Schrei, kein letzter Tanz mit dem Schwert in der Faust. Es war dreckiger, banaler. So, wie die meisten Wölfe fallen: nicht durch das größte Schwert, sondern durch Verrat.

Widukind hatte sich mit ein paar Männern durch die Wälder geschlagen. Abgemagert, müde, Augen rot, Bäuche leer. Wochenlang nur Hunger, Schweiß und Blut. Sie schliefen im Schlamm, kämpften im Dreck, lebten wie Tiere.

Und dann kam der Schlag. Nicht von vorne, sondern von der Seite. Ein „Bruder“, der ihm den Weg zeigte, führte sie direkt in die Arme der Franken. Einer aus dem eigenen Volk, der glaubte, dass ein paar Silberstücke und ein heiles Dorf mehr wert waren als Widukinds Freiheit.

„Da!“ hatte der Bastard geschrien. „Da ist er! Der Wolf!“

Bevor Widukind reagieren konnte, waren sie umzingelt. Schwer bewaffnete Franken, Kreuze auf den Schilden, Ketten in den Händen.

Arno und Hroth schrien, stürzten sich auf sie, wie rasende Hunde. Blut spritzte, ein Speer durchbohrte Hroth, Arno fiel mit einem Schrei, der den Wald erschütterte. Widukind kämpfte, ja – schlug, biss, spie, riss einen Mann zu Boden, zertrümmerte ihm den Schädel im Dreck. Aber es waren zu viele.

Sie packten ihn von hinten, rissen ihn nieder, warfen Netze über ihn, traten ihm in die Rippen, bis die Luft weg war. Einer schlug ihm den Speer aus der Hand, ein anderer fesselte ihm die Arme, so eng, dass das Fleisch blau wurde.

Er spuckte ihnen ins Gesicht, blutverschmiert, zähnebleckend. „Na, habt ihr lange auf mich gewartet? Fühlt sich gut an, was? Zehn Mann gegen einen Hungrigen – ihr Helden.“

Sie lachten, aber es war nervöses Lachen. Denn auch gefangen, in Ketten, mit Blut im Maul – Widukind war kein gebrochener Mann. Noch nicht.

Die Ketten waren kein Eisen, sie waren eine Erniedrigung. Eisen schneidet nur ins Fleisch – Ketten fressen sich ins Herz.

Sie legten ihm die Fesseln an wie einem wilden Tier. Schwer, kalt, klirrend. Die Ringe rieben das Fleisch auf, bis Blut an seinen Handgelenken glänzte. Jeder Schritt war ein Scheppern, ein Erinnern daran, dass er nicht frei war.

Sie zerrten ihn durchs Lager, stießen ihn in den Dreck, traten auf seinen Rücken, wenn er zu langsam ging. Er lachte trotzdem, heiser, voller Spott: „Na, Männer? Ist das euer Ruhm? Ein Wolf im Netz? Soll ich noch für euch heulen, damit’s echter klingt?“

Ein Schlag mit dem Knauf ins Gesicht ließ sein Maul bluten. Aber das Grinsen blieb.

In der Nacht sperrten sie ihn in einen Käfig, kaum größer als ein Sarg. Kalt, nass, mit Stroh, das nach Urin stank. Ratten krochen über seine Beine, und er trat sie weg, knurrte, lachte bitter. „Na, Brüder – wenigstens habt ihr Gesellschaft für mich besorgt.“

Hunger nagte, Durst brannte, das Blut aus seinen Wunden trocknete hart auf der Haut. Aber die Augen – die verdammten Augen – blieben hell. Jeder Franke, der vorbeiging, spürte den Blick, als wäre er eine Klinge. Manche spien ihn an, andere schlugen gegen das Gitter. Doch keiner traute sich, länger hinzusehen.

Denn Widukind war in Ketten, ja. Aber er sah nicht aus wie ein Gefangener. Er sah aus wie ein Tier, das wartet. Und jeder wusste: Ein Tier in Ketten beißt härter, wenn es einmal loskommt.

Am dritten Tag zerrten sie ihn hinaus. Nicht, um ihn zu töten – noch nicht. Karl hatte andere Pläne.

Die Ketten rasselten, als sie ihn durch das Lager führten. Männer traten ihm in die Kniekehlen, damit er stolperte. Kinder von Franken lachten, bewarfen ihn mit Dreck und Steinen. Priester hielten Kreuze hoch, als müssten sie den Teufel selbst bannen.

Sie stellten ihn auf einen Platz, mitten unter die Franken, mitten unter Sachsen, die schon auf der anderen Seite standen – gebrochene Hunde mit Kreuzen im Nacken, die mageren Gesichter starr auf den Boden gesenkt.

Karl wollte ein Schauspiel. Und Widukind war die Hauptattraktion.

„Da ist er!“ rief einer der Hauptleute. „Der Wolf von Sachsen! Der große Rebell! Seht ihn euch an – in Ketten, im Staub, wie ein Hund!“

Gelächter. Johlen. Pfiffe. Ein paar Sachsen hoben den Blick, erkannten ihn, ihre Augen voller Scham, voller Sehnsucht – und voller Angst.

Widukind grinste schief, blutige Zähne blitzten. Er spuckte ins Staublicht, drehte den Kopf und knurrte: „Hund? Wenn ich ein Hund bin, dann frisst ihr alle meine Flöhe, ihr Bastarde.“

Ein Schlag mit der Lanze in den Rücken ließ ihn nach vorne taumeln. Gelächter wurde lauter.

Doch er stand wieder auf. Gerade. Mit Ketten, mit Blut, mit Dreck im Maul – aber gerade. Sein Blick schnitt wie Stahl durch die Menge.

Und die, die ihn kannten, die noch frei dachten, fühlten etwas in der Brust. Scham, ja. Aber auch Stolz. Denn selbst in Ketten stand Widukind höher als jeder, der kniete.

Sie stellten ihn auf ein Podest, wie ein Zirkustier. Die Franken ringsum gröhlten, die Priester hoben ihre Kreuze, als hätten sie den Teufel höchstselbst eingefangen.

„Seht ihn an!“ rief einer der Hauptleute. „Das ist Widukind, der große Anführer, der Wolf der Sachsen. Jetzt ist er nur noch ein Hund an der Kette.“

Gelächter, Johlen, Spott. Einer warf ein Stück Brot nach ihm, das im Dreck landete. Ein anderer spie ihm ins Gesicht.

Widukind wischte sich nicht ab. Er grinste, blutige Lippen, Augen voller Hohn. „Na, habt ihr Spaß? Fühlt sich gut, was? Zehn gegen einen, Ketten und Knäufe – Helden seid ihr. Ich würd euch die Eier vergolden lassen, wenn ihr überhaupt welche hättet.“

Die Franken lachten, aber das Lachen kippte, wurde nervös. Denn er war in Ketten, ja – aber seine Stimme schnitt härter als jedes Schwert.

Ein Priester trat vor, das Kreuz hoch erhoben. „Beuge dich, Widukind. Beuge dich vor dem Herrn, wie dein Volk es getan hat. Sieh, sie leben – während du leidest.“

Widukind lachte, spuckte auf den Boden. „Leben? Nennt ihr das Leben? Im Staub knien, das Maul voller Psalmen, während ihr ihnen den Arsch tretet? Nennt’s doch gleich Sterben mit offenen Augen.“

Das Johlen wurde lauter. Manche Franken schrien: „Schlagt ihn! Schlagt ihm das Maul ein!“ Andere brüllten: „Lasst ihn knien!“

Widukind hob den Kopf, das Grinsen breit, trotz der Fesseln, trotz des Bluts. „Ihr könnt mir die Zähne ausschlagen, ihr könnt mir die Knochen brechen – aber mein Maul bleibt. Und glaubt mir: mein Maul ist härter als euer ganzes Reich.“

Die Menge tobte. Manche lachten, manche schrien, manche fluchten. Aber keiner konnte wegsehen. Denn selbst in Schande war Widukind nicht klein.

Sie wollten ihn nicht nur brechen – sie wollten ihn zeigen, als warnendes Beispiel.

Die Franken zerrten Widukind vor ein großes Kreuz, das mitten im Lager aufgerichtet war. Priester mit weißen Gewändern murmelten ihre Sprüche, die Menge drängte sich, als wäre dies ein Schauspiel.

„Kniet!“ befahl einer.

Widukind lachte, spuckte Blut auf den Boden. „Ich knie nur, wenn ich pisse.“

Ein Schlag mit einem Knauf traf ihn in den Magen, er fiel nach vorn, keuchend, Blut im Maul. Zwei Soldaten packten seine Schultern, drückten ihn nieder, zwangen ihn auf die Knie.

Die Menge brüllte, Priester erhoben ihre Hände, sangen lauter. Ein anderer Soldat drückte seinen Kopf nach unten, bis er fast im Staub lag.

„Seht!“ rief ein Hauptmann. „Der Wolf kniet! Vor Gott, vor Karl, vor dem Reich!“

Johlen, Gelächter, Spott.

Widukind hob langsam den Kopf, seine Augen blitzten, die Lippen voller Blut. Er knurrte: „Ihr glaubt, das ist Knien? Scheiß drauf. Ich knie nicht. Ich spucke.“ Und er spie, direkt vor das Kreuz.

Das Johlen kippte, die Menge tobte, einige Franken lachten, andere schrien wütend. Ein Priester schlug ihm ins Gesicht mit dem Kreuz, das Holz splitterte an seiner Stirn. Blut rann, aber sein Grinsen blieb.

„Na los,“ brüllte er, „zwingt mich noch tiefer! Ihr könnt meinen Rücken biegen, aber nicht meinen Hals. Der bleibt gerade, auch wenn er bricht.“

Die Erniedrigung sollte ihn brechen. Stattdessen machte sie ihn nur lauter.

Die Schläge kamen, aber sie prallten ab wie Regen auf Stein. Widukinds Körper bog sich, ja – aber sein Maul blieb offen.

Ein Hauptmann packte ihn am Haar, riss ihm den Kopf hoch. „Sag’s! Sag, dass du dich unterwirfst!“

Widukind grinste, blutige Zähne blitzten. „Unterwerfen? Ich? Ich würd mich eher von euren Mägden melken lassen, als euer Kreuz zu küssen.“

Gelächter. Erst nervös, dann roh. Selbst ein paar Franken konnten sich das Lachen nicht verkneifen. Der Hauptmann aber schlug ihm ins Gesicht, immer wieder, bis das Blut floss wie Wasser. Widukind spie es aus, rot im Staub, und lachte nur heiser.

„Na? Fühlt ihr euch groß, wenn ihr einen Mann in Ketten prügelt? Soll ich euch noch die Eier streicheln, damit ihr euch wie Sieger fühlt?“

Die Menge tobte. Manche wollten ihn tot sehen, sofort. Aber Karl wollte etwas anderes: ihn am Leben, gebrochen, als Symbol.

Doch Widukind verstand: Sein Körper war ihnen egal. Sein Geist war ihr Ziel. Und genau das hütete er wie ein Schatz.

Er saß später in seinem Käfig, die Lippen aufgerissen, Rippen gebrochen, und murmelte: „Ihr könnt mich biegen. Ihr könnt mich treten. Ihr könnt mir alles nehmen – außer meinen Trotz. Und solange der bleibt, bin ich freier als ihr alle.“

Der Trotz war seine letzte Waffe. Kein Schwert, kein Speer – nur sein Maul, seine Haltung, sein Blick. Und er benutzte sie wie Klingen.

Denn ein Mann, der nicht mehr kämpft, kann immer noch beißen.

Nach dem Spott, nach den Schlägen, nach dem Johlen der Menge kam die Nacht.

Und mit ihr das Schweigen.

Widukind lag in seinem Käfig, zusammengekauert, die Rippen brennend, die Lippen aufgeplatzt, der Körper voller Blutergüsse. Der Gestank von Schweiß, Eisen und fauligem Stroh kroch ihm in die Nase. Ratten huschten durch die Dunkelheit, suchten nach Krümeln, knabberten an den Stricken seiner Sandalen.

Kein Jubel mehr, kein Kreischen, keine Priesterstimmen. Nur der ferne Klang von Soldaten, die schnarchten, und das Knacken des Feuers im Lager.

Widukind starrte ins Schwarz, die Ketten schwer an seinen Armen, und dachte: *So also fühlt sich Gefangenschaft an. Nicht der Schmerz ist das Schlimme. Es ist die Stille.*

Doch selbst in dieser Stille glomm etwas in ihm. Kein Heldenlied, kein frommer Trost. Nur Trotz. Nur dieser rostige Nagel im Herzen, der sagte: *Ihr habt meinen Körper. Ihr habt mein Blut. Aber ihr habt mich nicht.*

Er lachte leise, ein kehliges, heiseres Lachen, das eher nach Husten klang. „Scheiß auf euch,“ flüsterte er ins Dunkel. „Solange ich noch lachen kann, habt ihr verloren.“

Und so schlief er ein – nicht wie ein Gebrochener, sondern wie einer, der darauf wartet, dass der nächste Tag ihm eine neue Gelegenheit gibt, den Bastarden ins Maul zu spucken.

Das Schweigen in der Nacht war nicht sein Ende. Es war nur das Innehalten eines Wolfes im Käfig, der immer noch Zähne hatte.

Taufe in Attigny

Sie führten ihn wie ein Zirkustier durch halb Europa.

Widukind in Ketten, die Hände auf dem Rücken, der Hals wund vom Eisen, das sich in die Haut fraß. Vorneweg Franken mit Schilden, Kreuzen, Bannern. Dahinter Priester, die Psalmen brüllten, als wollten sie den Himmel davon überzeugen, dass dieses Schauspiel mehr war als ein stinkender Triumphzug.

Die Straßen waren gesäumt von Bauern, die starrten, flüsterten, lachten. Manche spien nach ihm, andere verneigten sich ehrfürchtig – nicht vor Karl, sondern vor dem Mann, der immer noch den Kopf hochhielt.

„Das ist er,“ flüsterten sie. „Der Sachsenschläger. Der Wolf. Der, der Karl ins Gesicht gespuckt hat.“

„Und jetzt? Siehst du? Jetzt frisst er Dreck.“

Widukind hörte es, grinste schief, das Maul voller Blutgeschmack. „Dreck frisst man nur, wenn man lebt,“ murmelte er. „Und solange ich noch kaue, bin ich nicht tot.“

Die Franken stießen ihn mit den Schäften ihrer Speere, lachten, wenn er stolperte. Aber er richtete sich jedes Mal wieder auf. Gerade. Aufrecht. Ketten klirrend, aber ungebrochen.

Die Reise dauerte Tage, Wochen. Regen, Staub, Hunger. In jedem Dorf dieselbe Show: Der große Rebell, jetzt ein Hund im Strick. Doch jedes Mal, wenn sie ihn vorführten, starrte er zurück, die Augen wie Messer, die sagten: *Ihr feiert mich nicht als Gefangenen. Ihr feiert mich, weil ich euer Albtraum war.*

Und tief in ihm wuchs der Spott. Er wusste, wohin es ging. Attigny. Karl. Die große Show.

Aber er dachte: *Soll er doch. Soll er Wasser über meinen Kopf kippen. Vielleicht ersäuft er sich selbst dran.*

Attigny glänzte, als wollte Karl die Sonne selbst bestechen.

Die Straßen wurden gescheuert, als käme Gott persönlich zum Fest. Banner flatterten, goldene Kreuze ragten in den Himmel, und Priester liefen herum wie aufgedrehte Hähne, die sich gegenseitig mit Weihwasser bespritzten. Alles roch nach Rauch, Parfüm und Politik.

Widukind wurde in den Hof geführt, Ketten an den Füßen, die Wachen mit breiten Grinsen. Um ihn herum: Hallen voller Prunk, Wände, die mit Tüchern und Symbolen behängt waren, als müsse man den Himmel mit Stoff kaufen.

„Für dich, Sachsenschwein,“ höhnte einer der Franken, „ist das mehr Glanz, als du je gesehen hast.“

Widukind grinste blutig, spuckte auf den Boden. „Mehr Glanz, ja. Aber stinkt genauso nach Scheiße wie euer Lager.“

Die Priester eilten aufgeregt hin und her, als würden sie ein Schauspiel einstudieren. Kelche wurden poliert, das Taufbecken glänzte, Banner wurden zurechtgezupft. Jeder Handgriff ein Zeichen: Dies war nicht nur eine Taufe. Es war eine Krönung des Sieges.

Karl selbst sollte dabei sein. Karl, der Große, der Metzger mit dem Kreuz im Maul. Er würde den Wolf von Sachsen persönlich in die Knie zwingen.

Die Franken tuschelten, lachten, prosteten sich zu. „Er wird taufen. Er wird knien. Er wird unser Hund.“

Widukind sah sich um, die Ketten schwer, die Hände wund – und grinste. „Na, wenn ihr so viel Mühe macht, dann will ich hoffen, das Wasser ist wenigstens kalt. Sonst schlaf ich euch noch weg während der ganzen Show.“

Die Männer lachten, aber nervös. Denn selbst in diesem Glanz, in diesem Triumphzug, sah Widukind aus wie einer, der nicht gebrochen war – nur angepisst.

Der Hof war voll. Franken, Priester, Adlige, sogar ein paar Sachsen, die sich schon dem Kaiser verkauft hatten, standen Schulter an Schulter. Alle wollten es sehen: den großen Wolf, den Rebell, den Schrecken der Grenzen – gebrochen, gezähmt, in Ketten.

Karl thronte auf einem Stuhl, so groß und schwer, als sei er selbst aus Stein gemeißelt. Goldene Stickereien, Schwert an der Seite, ein Kreuz hoch über ihm. Ein Kaiser, der alles besaß – und trotzdem noch diesen einen Triumph brauchte.

Widukind wurde hineingestoßen, stolperte, die Ketten rasselten. Gelächter brandete auf. „Da ist er!“ schrien sie. „Der Hund von Sachsen!“

Priester hielten das Kreuz hoch, riefen Psalmen, die Menge jubelte. Kinder wurden hochgehoben, damit sie sehen konnten, wie der große Feind am Boden lag.

Ein Hauptmann stieß ihn mit dem Schaft in die Kniekehlen, er fiel auf die Knie. Johlen, Klatschen, Jubel. Karl beugte sich vor, das Gesicht kalt, aber mit diesem kleinen Zucken, das wie ein Sieg aussah.

Widukind hob langsam den Kopf. Sein Gesicht war voller Blut, seine Haare voller Staub, seine Lippen rissig – aber seine Augen brannten. Er grinste, blutig, schief, voller Spott.

„Na?“ rief er laut, die Stimme kratzig, aber klar. „Habt ihr genug bezahlt für die Vorstellung? Sieht so ein Wolf aus? Dann habt ihr wohl noch nie einen Wolf gehört, wenn er lacht.“

Ein Murmeln ging durch die Menge. Manche lachten nervös, andere spien, Priester schrien, Karl blieb stumm.

Doch eins war klar: Widukind war auf den Knien, ja. Aber gebrochen sah er nicht aus. Er sah aus wie ein Mann, der jeden im Raum verfluchte – und dabei grinste.

Die Priester rückten an wie Geier, die den Kadaver nicht teilen konnten. Jeder wollte derjenige sein, der den Wolf von Sachsen „erlöste“.

Das Taufbecken stand bereit, mit Wasser gefüllt, das im Kerzenschein glitzerte, als wäre es ein Schatz. Doch Widukind sah nur eine Schüssel. „Schöne Suppe habt ihr da,“ knurrte er, „hofft ihr, dass ich drin ersaube?“

Die Menge lachte, halb belustigt, halb empört. Ein Priester hielt das Kreuz hoch, die Stimme wie Donner: „Widukind, im Namen des Herrn wirst du heute gereinigt! Du wirst dein altes Leben ablegen und ein neues beginnen. Dein Stolz, deine Sünden, deine Rebellion – alles fällt in dieses Wasser!“

Widukind hob die Augenbraue, spie einen roten Klumpen Blut aus. „Wenn Wasser so mächtig ist, warum wäscht ihr dann euren Gestank nicht mal ab?“

Ein Raunen, empörtes Keuchen, Rufe nach Strafe. Karl hob nur die Hand, und Stille legte sich wie ein Messer über den Hof.

Die Priester packten Widukind an den Schultern, drückten ihn zum Becken. Er kniete, die Ketten schwer, und sie gossen ihm das Wasser über den Kopf. Tropfen liefen in seine Augen, über seine Lippen, durch seinen Bart.

„Im Namen des Vaters... des Sohnes... des Heiligen Geistes...“ murmelten sie.

Das Volk jubelte, Kreuze wurden hochgestreckt, Psalmen schwollen an wie ein Sturm. Für sie war es ein Triumph, ein Wunder, der Sieg Gottes über den letzten Rebellen.

Aber Widukind grinste unter dem Wasser. Lachte heiser, während es über ihn floss. Denn er wusste: Das hier war kein Wunder. Das war Theater. Und er war der Hauptdarsteller, der die Rolle spielte – aber nie den Text glaubte.

Das Wasser lief ihm noch aus dem Bart, die Priester jubelten, die Menge klatschte, als hätten sie selbst den Himmel gezähmt. Karl saß auf seinem Stuhl wie ein Gott auf Erden, kalt, zufrieden, stolz.

Widukind kniete im Dreck, die Ketten schwer, die Haare tropfend – und grinste.

„Na, Karl,“ knurrte er, die Stimme heiser, aber laut genug, dass alle sie hörten, „jetzt bin ich also ein Christ. Fühlt sich verdammt ähnlich an wie vorher. Nur nasser.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Einige lachten nervös, andere schrien vor Empörung. Priester kreuzigten mit den Fingern in der Luft, als müssten sie den Teufel bannen.

Widukind lachte, heiser, voller Gift. „Sagt mal – war das alles? Ein bisschen Wasser? Dafür habt ihr Dörfer verbrannt, Kinder ertränkt, Männer geköpft? Hättet ihr mir gleich die Schüssel hingestellt, ich hätte euch den Kopf eingetaucht und uns allen den Spaß gespart.“

Gelächter und Geschrei mischten sich, die Menge tobte, Priester brüllten. Ein Hauptmann trat vor, schlug ihm ins Gesicht, dass sein Kopf zur Seite flog. Blut tropfte, aber Widukind grinste nur breiter.

„Schlagt nur,“ röchelte er. „Jeder Schlag beweist, dass ihr Angst habt. Angst, dass ein Mann mit Wasser im Haar immer noch mehr ist als euer Kaiser mit all seinem Gold.“

Karl blieb stumm. Doch seine Kiefer mahlten, die Finger fest um die Armlehne geschlossen.

Und Widukind wusste: Er hatte verloren, ja. Aber er hatte ihnen den Sieg versaut. Mit einem Maul, das selbst im Staub lauter war als alle ihre Psalmen.

Die Menge tobte.

Die einen schrien vor Wut, Priester kreischten, als hätte der Teufel selbst ihre Bühne betreten. „Blasphemie!“ „Gotteslästerung!“ – ihre Stimmen überschlugen sich, Kreuze fuchtelten wild durch die Luft, als könnten sie Widukinds Spott damit erschlagen.

Andere lachten. Rau, dreckig, verhalten. Ein paar Franken konnten sich das Grinsen nicht verkneifen, während sie taten, als würden sie husten. Denn so war Widukinds Maul: selbst in Ketten steckte es noch Funken an.

Und dann waren da die Sachsen. Die Getauften, die Gebrochenen, die, die längst Karls Kreuz küssten. Sie sahen ihn an mit Augen voller Scham. Denn sie wussten: Er war gezwungen worden, ja. Aber er spottete noch, er biss noch, er hielt den Kopf hoch. Während sie schon längst still geworden waren.

Ein Kind im Publikum, ein sächsischer Junge, drehte sich zu seiner Mutter. „Wenn er lacht,“ flüsterte er, „warum weinen wir?“ Die Frau presste ihn an sich, als wollte sie ihn zum Schweigen bringen, aber ihre Augen glänzten.

Karl hob die Hand, und sofort brach Stille über den Hof. Ein Kaiserwort war lauter als jedes Johlen. Er erhob sich, groß, schwer, der Blick eiskalt auf Widukind gerichtet. Für die Menge war klar: Der Kaiser hatte gewonnen.

Doch im Herzen wussten manche: Nein. Ein Mann, der getauft wurde und danach lachte, war nicht besiegt. Er war nur nass.

Die Menge war fort, die Priester verschwunden, Karl thronte wieder in seiner Halle. Widukind lag allein in seinem Käfig, nass, kalt, die Ketten schwer. Der Geruch von Weihrauch hing ihm noch in der Nase, vermischt mit Blut und Eisen.

Er zog die Knie an, spürte das Pochen seiner Wunden. Überall schmerzte es – Rippen, Hände, Schädel. Jeder Atemzug war ein Messer.

Und doch lachte er. Leise zuerst, ein Krächzen, mehr Husten als Lachen. Dann stärker, heiser, rostig, aber echt.

„Heilige Scheiße,“ murmelte er ins Dunkel. „So sieht also Erlösung aus. Ein bisschen Wasser über’n Kopf, ein paar Psalmen im Ohr, und plötzlich bin ich sauber. Ha! Wenn die wüssten, was noch in mir brennt...“

Er lachte weiter, auch wenn das Blut aus dem Mundwinkel rann. Lachte über die Priester, die dachten, ein paar Tropfen würden den Wolf zum Lamm machen. Lachte über Karl, der glaubte, ein Kaiserwort sei stärker als Trotz. Lachte über die Menge, die jubelte, während er sie alle im Stillen verfluchte.

„Sie haben mich getauft,“ flüsterte er, „aber sie haben mich nicht gewaschen. Der Dreck bleibt. Der Zorn bleibt. Ich bleib.“

Seine Augen funkelten im Dunkel, wild, trotzig, voller Gift. Und in seinem Kopf hallte das Gelächter weiter. Kein Triumph, kein Sieg – aber eine Weigerung, gebrochen zu sein.

Denn ein Wolf bleibt ein Wolf, auch wenn man ihm Wasser über den Kopf kippt.

Ein neuer Name, ein neues Leben?

Die Priester standen um ihn herum, als hätten sie gerade ein neues Kalb geboren. Breite Grinsen, Augen glänzend vor Selbstzufriedenheit. Einer trat vor, dick, rot im Gesicht, die Stimme voll Pathos:

„Widukind ist tot. Heute beginnt ein neues Leben. Heute heißt du...“ – er zog das Wort hinaus, als müsse es der Himmel selbst absegnen – „...Karl.“

Die Menge jubelte. Franken klatschten, Priester schlugen Kreuze, selbst einige Sachsen starrten, als hätten sie das erste Mal seit Jahren ein Wunder gesehen.

Widukind lachte heiser, voller Hohn. „Karl, ja? Ausgerechnet. Ihr nehmt mir meinen Namen und gebt mir den eures Metzgers. Schön symbolisch. Soll ich gleich auch sein Arschwasser trinken, damit ihr's richtig feiern könnt?“

Ein Schlag ins Gesicht ließ ihn nach hinten taumeln. Blut lief aus seiner Nase, aber das Grinsen blieb.

„Das ist dein neuer Name,“ zischte ein Priester, „vergiss den alten.“
Widukind spuckte Blut auf den Boden. „Vergessen? Mein Name ist tiefer in diesem Land eingraviert als eure Kreuze. Ihr könnt mich nennen, wie ihr wollt. Hund, Christ, Karl – scheißegal. In den Köpfen meiner Leute bleib ich Widukind. Der, der nicht gekniet hat, sondern gespuckt.“

Die Menge murmelte. Manche lachten, andere schrien empört. Doch in den Augen einiger Sachsen blitzte etwas auf – ein Funkeln, ein kurzer Schimmer von Stolz.

Widukind dachte: *Ihr könnt mir den Namen nehmen. Aber ihr kriegt nicht die Zähne, die dahinter stecken.*

Sie wollten den Wolf nicht nur umtaufen, sie wollten ihn ankleiden wie ein neues Haustier.

Ein Priester kam mit Stoffen, fein, sauber, hell. Weißes Leinen, glänzend, ohne Fleck, dazu ein Umhang mit Stickereien, die nach Himmel schreien sollten. Ein Kleid für einen „neuen Menschen“.

Widukind stand da, die Ketten noch an den Händen, während sie ihm die alten Fetzen herunterrissen. Blut, Schmutz, Schweiß – alles fiel zu Boden, als wollten sie damit die Vergangenheit entsorgen.

„Siehst du,“ sagte einer der Franken, „nun wirst du gereinigt. Ein neuer Name, ein neues Gewand, ein neues Leben.“

Widukind grinste, nackt bis auf die Wunden, und knurrte: „Ein neues Leben? Fühlt sich an wie ein altes Arschloch, das mir neue Hosen geben will.“

Sie zwangen ihn in die sauberen Stoffe, banden die Gewänder fest, als könne man mit Knoten aus Leinen einen Mann fesseln, der in Ketten nicht brach.

Die Menge jubelte, als er herausgeführt wurde. Der große Rebell, jetzt im weißen Kleid, wie ein Lämmchen für den Altar.

Widukind aber spürte den Stoff, weich, leicht – und lachte heiser. „So weich,“ murmelte er, „dass man sich kaum noch richtig besaufen oder prügeln kann. Vielleicht ist das euer Trick: Männer in Kleider stecken, bis sie vergessen, dass sie mal Eier hatten.“

Einige Franken lachten, andere wurden rot vor Wut. Doch die Sachsen im Publikum sahen etwas anderes: einen Wolf im Schafspelz – der immer noch Wolf blieb.

Die Halle war vollgestopft mit Rauch, Weihrauch, Gesängen. Priester standen in einer Reihe wie aufgeblasene Gänse, die Brust raus, die Stimmen schwollen an, als wollten sie die Wände sprengen.

„Ein neues Leben!“ schrien sie. „Ein neuer Mensch! Von den Schatten der Barbarei ins Licht Gottes geführt!“

Sie predigten, als hätten sie selbst den Wolf gezähmt. Jeder Satz tropfte von Selbstgefälligkeit. Sie redeten von Gnade, Erlösung, Frieden – Worte, die so süß waren, dass sie faul schmeckten.

Widukind stand da, im weißen Gewand, die Ketten noch klirrend, das Gesicht voller Spott. Er hörte zu, aber nur halb. Der Rest seiner Gedanken war bei den Feldern Sachsens, bei den Flüssen, bei den Stimmen seines Volkes. Und er dachte: *Wenn das hier das Licht ist, dann war unsere Finsternis ehrlicher.*

Einer der Priester hob die Hände, die Stimme bebte vor Pathos: „Siehe, der größte aller Heiden ist erlöst! Siehe, der Rebell ist ein Bruder geworden!“

Widukind lachte laut, trocken, so dass die Halle kurz verstummte. „Erlöst? Ich? Ihr habt mir nur Wasser ins Gesicht gekippt und mir ein Kleid angezogen. Nennt

ihr das Erlösung, dann war mein letzter Rausch im Wald heiliger als alles, was ihr je predigen werdet.“

Das Murmeln schwoll an, Gemisch aus Empörung und Nervosität. Karl sah zu, reglos, aber die Finger mahlten leise auf dem Armlehnenholz.

Die Predigten liefen weiter, über Gnade, über Gehorsam, über das Kreuz, das stärker sei als jede Waffe.

Widukind dachte nur: *Ihr redet viel. Aber am Ende ist's doch nur Spucke, die im Staub verdampft.*

Die Predigten hallten noch nach, als Widukind hinausgeführt wurde – der neue Christ, der angeblich „erlöste Wolf“.

Die Franken jubelten. Sie schrien seinen neuen Namen, klatschten, prosteten sich zu, als hätten sie selbst den Himmel besiegt. Für sie war es ein Triumphmarsch, ein Beweis, dass kein Rebell ewig standhalten konnte.

Die Priester waren trunken vor Stolz. „Seht! Der größte aller Heiden hat das Licht gefunden!“ Sie hoben die Kreuze hoch, als hätten sie selbst den Teufel an die Leine gelegt.

Doch die Sachsen – die reagierten anders.

Manche senkten den Kopf, Tränen in den Augen. Nicht aus Freude, sondern aus Scham. *Wenn selbst Widukind kniet, dachten sie, was bleibt uns dann?*

Andere flüsterten leise, als trauten sie dem Schauspiel nicht: „Seht seine Augen. Er kniet, ja. Aber er lacht immer noch.“

Und es gab jene, die Hoffnung sahen. „Wenn er sich fügt,“ sagten sie, „vielleicht dürfen auch wir endlich Ruhe finden. Vielleicht endet das Töten.“

Widukind spürte ihre Blicke. Er sah die gebrochenen Gesichter, die brennenden Augen, die leeren Mäuler, die nichts mehr sagen wollten. Und er grinste – ein Grinsen, das mehr Trotz war als Freude.

Er dachte: *Sie jubeln, sie weinen, sie flüstern. Aber keiner versteht's. Ein Name, ein Kleid, ein bisschen Wasser – das ändert nichts. Ich bleib, wer ich bin. Und wenn ich lächle, dann nicht für sie. Sondern für mich. Weil ich weiß, dass sie nicht gewonnen haben.*

Am Abend setzten sie ihn in eine Halle, umringt von Franken und Priestern, als sei er ein Trophäenstück, das man jedem noch einmal zeigen musste. Das weiße Gewand klebte an seinem Körper, nass vom Taufwasser, das schon nach Schweiß und Eisen roch.

Einer der Priester beugte sich zu ihm, die Stimme triefte vor falscher Wärme: „Siehst du nun, Bruder Karl, wie gut es ist, das Joch Christi zu tragen? Du bist neu geboren. Ein Mann des Friedens.“

Widukind lachte, trocken, hart, mit einem Husten, der Blut nach oben brachte. Er spuckte rot in den Becher, der vor ihm stand, und grinste: „Neu geboren? Ich fühl mich eher wie nach ’nem Suff – alles klebt, der Schädel hämmert, und ich hab das Gefühl, mir hat einer in die Seele gekotzt.“

Die Franken lachten nervös, manche empört. Der Priester errötete, hob das Kreuz höher, als könnte Holz ihn zum Schweigen bringen.

„Hüte deine Zunge,“ zischte er.

Widukind lehnte sich zurück, so weit es die Ketten zuließen, und knurrte: „Meine Zunge ist das Einzige, was mir bleibt. Wenn ich die halte, dann bin ich wirklich tot.“

Ein Hauptmann trat vor, schlug ihm gegen die Brust. „Du bist jetzt einer von uns!“

Widukind spie Blut aus und grinste. „Wenn ich einer von euch bin, dann seid ihr beschissene Gesellschaft. Und das ist noch das Netteste, was ich sagen kann.“

Die Halle schwieg für einen Atemzug. Dann brach sie in Gemisch aus Johlen, Flüchen, Gelächter aus.

Widukind wusste: Sie wollten ihn als Vorzeigekonvertiten. Bekamen aber nur den alten Bastard im weißen Kleid – mit einem Maul, das noch lauter biss als je zuvor.

In der Nacht, als das Johlen verklungen war und die Priester sich in ihre sauberen Betten gelegt hatten, lag Widukind allein. Das weiße Gewand klebte an ihm wie eine zweite Haut, die er nicht loswurde. Der Geruch von Weihrauch hing noch in der Nase, süß und faul, wie ein Hohn.

Er starrte in die Dunkelheit. Und zum ersten Mal, seit er die Ketten trug, kroch ein Gedanke hoch, den er hasste: *Vielleicht ist es vorbei.*

Er dachte an die Männer, die gefallen waren. An Arno, an Hroth, an die Gesichter, die er im Staub liegen ließ. Er dachte an die Felder, die zu Asche wurden, an die Kinder, die man in Verden ertränkt hatte. All das – und jetzt saß er hier, mit einem neuen Namen, in einem Kleid, das nach Reinheit stinken sollte.

Bin ich noch der Wolf? fragte er sich. *Oder nur ein Köter im Stall des Kaisers?*

Er ballte die Fäuste, die Ketten schnitten in die Haut. Sein Kopf sank nach vorne, schwer, voller Müdigkeit, voller Wut.

Doch dann lachte er. Leise, kratzig, fast wie ein Husten. „Scheiß drauf,“ murmelte er. „Selbst wenn sie mich in ihr heiliges Kleid stecken, bleibt mein Maul mein Maul. Und solange ich spucken kann, bin ich frei.“

Das innere Ringen war da, ja. Ein Schatten, der flüsterte, dass er verloren hatte. Aber darüber brannte noch immer der Trotz. Klein, hartnäckig, wie eine Glut unter Asche.

Und Widukind wusste: Ein Funken reicht. Immer.

Der Morgen kam, hell und grell, als wollte die Sonne selbst den Triumph feiern. Priester strömten durch die Gänge, sangen, beteten, als hätten sie tatsächlich einen neuen Heiligen geboren.

Widukind stand da, das weiße Gewand über der Haut, die Ketten klirrend. Ein neues Leben, sagten sie. Ein neuer Name. Ein neuer Mensch.

Er grinste. Breit, blutig, voller Gift. „Ein neuer Mensch? Scheiß drauf. Ich bin derselbe Bastard, der ich immer war. Nur mit besser gewaschenem Haar.“

Die Franken lachten, aber es war nervöses Lachen. Denn sie sahen in seinen Augen, dass nichts gewaschen war. Keine Schuld, keine Wut, kein Zorn. Das Wasser hatte nichts ausgelöscht – nur seine Haut nass gemacht.

Manche Sachsen sahen ihn und flüsterten: „Vielleicht ist er gebrochen.“ Andere aber erkannten das Funkeln in seinem Blick. Ein Wolf, der im Schafspelz steckt, aber immer noch die Zähne zeigt.

Widukind spürte es selbst. Das Kleid, der Name, die Priester – alles Theater. Ein Schauspiel, das er mitspielte, aber nie glaubte. Sie konnten ihm den alten Namen nehmen, ihn in fremde Gewänder stecken, ihm ihre Lieder ins Ohr singen. Aber sie konnten nicht ändern, was in ihm brannte.

Er war Widukind. Der Rebell. Der Wolf.

Und auch im neuen Fell heulte er noch. Nur leiser. Nur geduldiger. Aber immer noch tödlich.

Die Stille nach dem Sturm

Die Dörfer lagen da wie offene Gräber. Kein Schrei, kein Lied, kein Kinderlachen. Nur das Knarren von Türen, das Knacken alter Balken, das Rufen der Raben.

Wo früher Feuer prasselten und Hörner klangen, herrschte eine Stille, die in den Knochen wehtat. Männer gingen gebeugt, als wären ihre Rücken für immer gebrochen. Frauen sammelten Holz, nicht fürs Fest, sondern fürs nackte Überleben. Kinder liefen nicht mehr, sie krochen, hungrig, still, mit großen Augen, die längst zu alt waren.

An den Dorfplätzen standen Kreuze. Nicht eins, nicht zwei – Dutzende. Manche frisch, andere morsch, alle mit Seilen, die im Wind schwangen wie ein Spottlied. Sie waren keine Drohung mehr. Sie waren Alltag.

Ein alter Bauer hackte Holz, sah Widukind im Vorübergehen und murmelte nur: „Alles still jetzt. Alles ruhig.“ Kein Zorn, kein Stolz – nur Resignation, als wäre der Krieg nicht verloren, sondern vergessen.

Widukind spürte die Kälte. *Das ist es also*, dachte er. *Kein Donner, kein Aufschrei. Nur Schweigen. Das ist schlimmer als jedes Schwert.*

Er blieb einen Moment stehen, starrte auf die Gesichter, die nicht mehr aufblickten. Früher hätten sie seinen Namen gerufen, hätten Fäuste geballt, hätten gehofft. Jetzt – nichts.

Die Dörfer waren nicht tot. Aber lebendig waren sie auch nicht mehr.

Es war Schweigen. Und Schweigen fraß mehr als jedes Feuer.

Früher waren die Wälder voller Stimmen. Männer, die sich trafen, um Pläne zu schmieden. Frauen, die Feuer entzündeten. Kinder, die spielten, als wären selbst die Bäume Teil des Rudels. Und nachts das Heulen – das Heulen der Sachsen, das Karl selbst in seinen Palästen hören musste.

Jetzt? Nichts.

Widukind schlich durch das Unterholz, hörte nur das Knacken seiner eigenen Schritte. Keine Flammen, keine Lieder, keine Wölfe. Nur Wind, der durch die kahlen Äste fuhr, und das Krächzen der Krähen, die sich an vergessenen Knochen labten.

Er kniete nieder, griff in den Boden. Kalt, feucht, schwer. Kein Rauch mehr, der von heimlichen Feuern erzählte. Keine Spuren von Versammlungen. Nur Stille.

„Ein Wald ohne Rudel,“ murmelte er, „ist kein Wald mehr. Nur Holz.“

Er erinnerte sich an die Nächte, als das Brüllen seiner Männer den Wald selbst zum Beben brachte. Er erinnerte sich an die Funken im Dunkel, die wie Sterne zwischen den Stämmen aufglühten. Jetzt glühte nichts mehr.

Die Wälder waren leer. Nicht, weil Karl sie verbrannt hatte – sondern weil das Volk verstummt war. Und ein stiller Wald war schlimmer als ein toter.

Widukind spürte, wie die Stille in ihn kroch, wie kalter Rauch in die Lunge. Doch er hustete, spie in den Dreck und grinste schief. „Leerer Wald, ja. Aber selbst leerer Wald kann Feuer fangen.“

Widukind sah sie überall: Menschen, die lebten wie Schatten.

Bauern, die bei Sonnenaufgang aufstanden, die Felder bestellten, obwohl die Erde verbrannt war. Nicht, weil sie Hoffnung hatten – sondern weil sie sonst verhungerten. Gesichter eingefallen, Rücken krumm, Hände voller Schwielen, Augen leer.

Frauen, die sich am Brunnen trafen, sprachen kaum ein Wort. Früher hätten sie gelacht, getratscht, gestritten. Jetzt nur Stille. Ein Nicken, ein Seufzen, dann gingen sie wieder auseinander, als hätten selbst die Worte das Land verlassen.

Kinder spielten nicht mehr. Sie saßen still, die Knie an die Brust gezogen, sahen mit großen, trockenen Augen zu, wie die Welt vorbeiging. Kein Lachen, kein Rennen, nur Schweigen. Kinder, die alt geboren wurden.

An den Kirchen standen Priester, predigten von „Frieden“, „Demut“, „Gnade“. Die Menschen nickten. Nicht, weil sie glaubten – sondern weil es einfacher war. Ein stilles Nicken war leichter als Widerstand.

Widukind beobachtete sie, und es tat mehr weh als jeder Schlag, den er je abbekommen hatte. „Ein Volk kann sterben,“ murmelte er, „ohne dass ein Schwert es berührt. Es stirbt, wenn es aufhört, die Zähne zu zeigen.“

Er wollte brüllen, wollte sie wachrütteln, wollte ihnen den alten Trotz ins Gesicht schleudern. Doch er wusste: Es hätte nichts gebracht. Sie waren nicht böse. Sie waren nur müde.

Und Müdigkeit ist schlimmer als Angst. Angst lässt dich kämpfen. Müdigkeit macht dich still.

Er stand am Rand der Dörfer, beobachtete sie wie ein Fremder im eigenen Land.

Die Gesichter, die ihn einst gefeiert hatten, blickten nicht mehr auf. Früher hätten sie seinen Namen gerufen, hätten ihn umringt, als Hoffnung, als Zeichen, dass der Kampf weiterging. Jetzt sahen sie durch ihn hindurch, als wäre er ein Schatten unter vielen.

Er sah Frauen am Brunnen, die ihre Krüge füllten, schweigend, den Blick auf das Wasser gesenkt. Er sah Männer, die Felder pflügten, stumm, ohne Lieder, die früher bei der Arbeit sangen. Er sah Kinder, die nicht spielten, sondern still nebeneinander saßen, als warteten sie darauf, dass jemand ihnen sagte, wie man lacht.

Widukind lehnte am Pfosten einer halb verbrannten Hütte, die Hände in den Ketten, das Gesicht im Schatten. Keiner kam zu ihm, keiner flüsterte seinen Namen. Das Schweigen war härter als jeder Spott.

„So also sieht Frieden aus,“ murmelte er. „Ein Land voller Toter, die noch atmen.“

Manche sahen ihn, flüchtig, mit Augen, die alles sagten: Scham, Angst, ein Rest von Hoffnung, den sie sich nicht mehr trauten, laut zu zeigen. Und er wusste: Sie hatten ihn nicht vergessen. Sie hatten nur gelernt, leise zu sein.

Er grinste schief, voller Bitterkeit. „Ihr glaubt, Karl hat gewonnen. Aber solange ihr mir so seht, habt ihr’s noch nicht ganz geschluckt.“

Und in diesem Blick, den er auffing, spürte er, dass sein Name noch da war. Nicht laut. Nicht gebrüllt. Aber geflüstert. Und Flüstern konnte wachsen.

Karl nannte es Frieden.

Er ließ es in jede Predigt schreiben, in jeden Brief, den seine Schreiberlinge hinaus in die Welt schickten. „Das Reich hat gesiegt. Die Sachsen haben sich unterworfen. Der Glaube hat triumphiert.“ Worte wie Gold, poliert und glänzend, aber innen hohl wie ein verfaulter Zahn.

In seinen Hallen wurde getrunken, gelacht, gesungen. Priester erzählten stolz von dem großen Wolf, der nun ein Lamm geworden sei. Adlige priesen Karl als den Kaiser, der Barbaren zu Brüdern machte.

Widukind hörte all das, und er lachte heiser, tief, wie ein Hund, der Blut im Maul hat. „Frieden?“ murmelte er. „Frieden ist, wenn keiner mehr den Mut hat zu schreien. Das, Karl, ist kein Sieg. Das ist Schweigen. Und Schweigen ist nur der Deckel auf einem Topf, der irgendwann wieder kocht.“

Doch Karl genoss es. Für ihn war die Stille Musik. Keine Aufstände mehr, keine Heuler im Wald, keine verbrannten Patrouillen. Nur Stille, leer und kalt.

Widukind wusste: Das war Karls größter Trick. Nicht das Schwert, nicht das Kreuz. Sondern das Schweigen. Er hatte nicht nur Körper gebrochen – er hatte Stimmen erstickt.

Und dennoch, in dieser Stille, hörte Widukind etwas. Kein Jubel, kein Heulen. Aber ein Flüstern, leise, kaum spürbar. Sein Name. Unterdrückt, verschluckt, aber da.

Und das ließ ihn grinsen. „Frieden,“ spottete er, „ist nur die Maske, die man trägt, wenn man Angst vor dem nächsten Schrei hat.“

Widukind sah genauer hin. Hinter den leeren Gesichtern, hinter den gebeugten Rücken, hinter den knienden Schatten. Da war noch etwas.

Nicht groß. Kein Feuer, kein Aufstand, kein Brüllen. Aber Funken.

Ein Bauer, der beim Pflügen die Faust ballte, wenn der Priester predigte. Eine Frau, die das Kreuz am Brunnen umstieß, wenn keiner hinsah. Ein Kind, das heimlich seinen Namen in den Staub schrieb, bevor es die Hand der Mutter ergriff.

Kleine Gesten. Winzige Akte. Fast unsichtbar. Aber Widukind sah sie. Und er wusste, was sie waren: Glut.

„Ihr habt uns niedergetreten,“ murmelte er, „aber ihr habt uns nicht ausgelöscht. Glut bleibt. Glut wartet. Glut frisst sich tief ins Holz, bis der Wind kommt.“

Die Franken bemerkten es nicht. Sie sahen nur das Schweigen, das Knien, das Nicken. Sie glaubten, der Krieg sei vorbei. Dass das Land nun Karl gehörte.

Widukind aber erkannte, dass Sachsen nicht tot war. Nur still. Und Stille ist nur Tarnung.

Er lächelte, schief, blutig. „Ein Funken reicht. Und wenn einer reicht, Karl, dann wirst du noch merken, dass dein ‚Frieden‘ nur trockenes Gras ist.“

Die Glut war da. Unsichtbar für die Sieger. Aber deutlich für den Wolf, der nie aufhörte zu wittern.

Die Jahre würden vergehen, und die Welt würde glauben, die Sachsen seien gezähmt. Dass Karl gewonnen hatte. Dass der Wolf im weißen Kleid zum Lamm geworden war.

Aber Widukind wusste es besser.

Er ging durch das Land, ein Gefangener im Gewand des Christen, und sah die Menschen. Still, ja. Gebrochen, scheinbar. Doch in ihren Blicken lag etwas, das mehr sagte als jedes Gebet: Erinnerung.

Er dachte: *Sie können uns zum Schweigen bringen, aber sie können uns nicht vergessen machen.*

Die Ruhe, die Karl feierte, war keine Ruhe des Friedens. Es war die Ruhe nach einem Sturm. Und nach jedem Sturm bleibt etwas zurück: Bäume, die schief stehen, Erde, die aufgerissen ist, Spuren, die nicht verschwinden.

Widukind war kein Herrscher mehr, kein Anführer eines Rudels. Aber er war ein Name. Ein Schatten, der nicht verschwand, ein Flüstern, das durch die Hütten ging, selbst wenn keiner den Mund aufmachte.

Und er lachte heiser, bitter. „Ihr wollt, dass ich still bin? Gut. Ich bin still. Aber meine Stille wird lauter sein als euer ganzes Geschrei.“

Denn er wusste: Manchmal beginnt eine Legende nicht im Brüllen, sondern in der Stille danach.

Und diese Stille war nicht das Ende. Sie war der Anfang.

Legenden und Lieder

Es begann leise. Kein Gebrüll, kein Heulen im Wald, kein Schwur am Feuer. Nur ein Flüstern.

In den Hütten, wenn die Türen verriegelt waren. Am Herd, wenn das letzte Licht erlosch. In den Wäldern, wenn die Männer so taten, als würden sie nur Holz schlagen.

„Weißt du noch, als Widukind die Franken überfiel?“

„Weißt du noch, wie er sie bei Nacht schlachtete, wie ein Wolf im Stall?“

„Weißt du noch, wie er dem Kaiser ins Gesicht gespuckt hat?“

Die Stimmen waren leise, kaum hörbar, aber sie gingen von Ohr zu Ohr, von Haus zu Haus. Und mit jedem Flüstern wurden die Taten größer, härter, wilder.

Eine verlorene Schlacht wurde zu einem Sieg. Ein Hinterhalt, der schiefging, wurde zur List. Ein Blutbad in Verden wurde nicht vergessen, sondern in die Geschichten gekippt wie Öl ins Feuer: „Er hat geschworen, dass es nie endet, dass er zurückkommt.“

Widukind selbst hörte es manchmal, wenn er durch ein Dorf ging, im weißen Gewand, in Ketten der „Erlösung“. Kinder starrten ihn an, Männer senkten die Augen, Frauen murmelten seinen Namen, kaum hörbar, aber deutlich: *Widukind.*

Er grinste schief, innerlich. *Also gut, dachte er. Wenn ihr schon Geschichten braucht, dann macht sie dreckig, macht sie blutig. Erzählt nicht von Erlösung. Erzählt vom Wolf.*

Und das Flüstern ging weiter. Und aus Flüstern wird irgendwann ein Lied.

Die Frauen trugen die Legende weiter, ohne Trommeln, ohne Schwerter – mit Liedern.

In den Hütten, während sie Brot kneteten. Am Brunnen, während sie Wasser schöpften. Abends, wenn sie ihre Kinder in den Schlaf wiegten. Die Stimmen waren leise, fast wie ein Summen, aber die Worte brannten sich ein:

„Widukind, der Wolf, der nie kniete, der biss, der brüllte, der kam und wieder kommt.“

Manche sangen vom Helden, der in die Ferne gegangen war und eines Tages zurückkehren würde. Andere flüsterten von einem Geist, der durch die Wälder streifte, unbesiegbar, unsichtbar, stärker als jedes Schwert.

Die Kinder hörten zu, mit großen Augen, saugten die Worte ein wie Milch. Sie lernten seinen Namen nicht aus Predigten, nicht aus Büchern, sondern aus dem Mund ihrer Mütter. Und so wurde er nicht vergessen.

Widukind selbst hörte es einmal, als er durch ein Dorf geführt wurde. Eine Frau hielt ihr Kind, sang leise, kaum hörbar, während die Franken daneben standen: „Schlaf, mein Kind, der Wolf passt auf, Widukind wacht in der Nacht.“

Er grinste, blutig, voller Spott, und dachte: *Na seht ihr – sie singen schon Lieder von mir, während ich noch atme.*

Die Priester merkten es nicht, oder wollten es nicht merken. Für sie waren es Wiegenlieder. Für das Volk waren es Schwüre.

Und so wurde der Wolf, den man taufen wollte, zum Lied, das man nicht zum Schweigen brachte.

Es dauerte nicht lang, bis die Geschichten größer wurden als die Wahrheit.

Ein Hinterhalt, in dem Widukind Männer verloren hatte, wurde in den Liedern zu einem Sieg, bei dem er allein ein Dutzend Franken niedergestreckt haben soll. Eine Flucht, bei der er halbtot durch Sümpfe kroch, wurde zum Märchen von einem Wolf, der im Nebel verschwand und unverwundbar wieder auftauchte.

„Er hat Karl ins Auge gespuckt und der Kaiser hat geblinzelt,“ flüsterten sie.

„Er hat bei Verden selbst die Kinder befreit,“ sagten andere, obwohl jeder wusste, dass niemand gerettet wurde.

„Er lebt noch, er wartet. Und wenn der Mond rot wird, kommt er zurück.“

Widukind hörte manches davon, und es machte ihn lachen. Bitter, aber auch stolz. „Na super,“ murmelte er, „jetzt bin ich ein Held, der nie verloren hat. Dabei hab ich mehr Schlachten vergeigt, als diese Sänger Haare am Arsch haben.“

Doch er verstand den Trick: Die Leute brauchten Lügen. Keine blutige Wahrheit, kein Gestank von verbrannten Dörfern. Sie brauchten Geschichten, die stärker waren als ihre Angst.

Und so wurden seine Niederlagen zu Taten, seine Spucke zu Schwertern, sein Name zu einem Bannspruch.

Widukind grinste. „Soll’n sie lügen. Lügen leben länger als Männer. Und wenn ich schon zum Märchen werde, dann wenigstens zu einem, das Karl in den Schlaf verfolgt.“

Und so wuchs er, nicht als Mann, sondern als Mythos.

Die Lieder machten nicht nur die Sachsen stärker. Sie nagten auch an den Franken.

In den Lagern flüsterten Soldaten, während sie am Feuer saßen: „Widukind lebt noch. Er hat die Taufe nur gespielt.“

Andere behaupteten: „Man hat ihn gesehen, nachts im Wald. Ein Schatten mit gelben Augen.“

Wieder andere sagten: „Man kann ihn nicht töten. Er kommt immer wieder.“

Selbst Priester, die ihn „erlöst“ hatten, fanden keine Ruhe. Manche schliefen schlecht, schworen, Widukind habe sie im Traum ausgelacht, nass vom Taufwasser, mit blutigen Zähnen.

Ein Hauptmann erzählte, wie seine Männer nachts die Waffen festhielten, weil sie im Wind Heulen hörten. „Wölfe,“ murmelte einer. „Nein,“ sagte ein anderer, „Widukind.“

Karl wusste, dass er ihn besiegt hatte – zumindest im Fleisch. Aber er merkte, dass die Legende mehr biss als der Mann. Und das machte selbst den Kaiser nervös.

Widukind grinste, wenn er die Angst in ihren Augen sah. „Na,“ knurrte er leise, „ihr habt mich taufen wollen. Aber stattdessen habt ihr mir Flügel verpasst. Jetzt fürchtet ihr nicht mehr mich. Ihr fürchtet meinen Namen.“

Und ein Name, dachte er, kann tiefer schneiden als ein Schwert.

Widukind bekam die Lieder und Geschichten selbst zu hören. Ein Priester kam einmal stolz zu ihm, lächelte breit, als hätte er eine frohe Botschaft. „Sieh

doch,“ sagte er, „selbst dein Volk singt jetzt christliche Lieder von dir. Du bist Teil des Glaubens geworden.“

Widukind grinste schief, das Gesicht voller Narben, die Zähne gelb vom Blut, das nie ganz wegging. „Christliche Lieder, ja? Dann hör mal genau hin. Sie singen nicht von eurem Gott. Sie singen von mir. Und das kotzt euch an, mehr als alles andere.“

Der Priester errötete, stammelte, floh. Widukind lachte laut, heiser, ein Lachen, das durch den Raum schnitt wie eine rostige Klinge.

Manche Sachsen erzählten ihm selbst ihre Versionen: von Schlachten, die er gewonnen haben sollte, von Wundern, die er nie vollbracht hatte. „Du hast zehn Männer mit bloßen Händen erschlagen,“ sagte ein Junge voller Glanz in den Augen. Widukind zwinkerte, spie in den Staub und knurrte: „Zehn? Scheiß drauf, mach hundert draus. Klingt besser.“

Er wusste, dass die Hälfte gelogen war. Aber er verstand die Mechanik: Lügen schmecken besser als Wahrheit. Und solange die Leute seinen Namen in den Mund nahmen, war er nicht tot.

„Sie können mich Karl nennen, sie können mich in Weiß stecken, sie können mich in Kreuze zwingen,“ dachte er, „aber solange sie meine Geschichten größer machen, lebe ich mehr, als jeder Kaiser je gelebt hat.“

Und so lachte er über die Lieder – spottend, aber auch stolz.

Denn selbst wenn sie ihn verklärten, war es immer noch sein Maul, das in den Köpfen lebte.

Die Franken schrieben Bücher, in denen stand, dass Widukind getauft war, dass er erlöst war, dass er nun ein Bruder im Glauben sei. Sie stellten ihn als Trophäe dar – den wilden Wolf, der endlich gezähmt war.

Doch im Volk war das anders.

In den Hütten flüsterten sie nicht von Karl, dem Getauften. Sie flüsterten von Widukind, dem Wolf. Sein alter Name blieb, wie eingemeißelt in die Erde. Keiner sprach ihn laut in der Kirche, aber draußen, am Feuer, am Feld, am Fluss – dort war es der einzige Name, der noch Gewicht hatte.

„Widukind passt auf,“ sagten sie, wenn Kinder nachts Angst hatten.

„Widukind kommt zurück,“ murmelten sie, wenn Franken durch das Dorf ritten.

„Widukind vergisst nicht,“ flüsterten sie, wenn Priester zu laut von Gnade sprachen.

Der Name war mehr als ein Mann geworden. Er war ein geheimes Gebet, das nicht an Gott ging, sondern an den Trotz selbst.

Widukind hörte es. Und er grinste, schief, voller Hohn. „Ihr könnt mir neue Kleider geben, ihr könnt mich Karl nennen, ihr könnt mich mit Wasser übergießen – aber am Ende ruft ihr doch wieder meinen Namen. Und das ist mein Sieg.“

Denn wenn ein Volk schweigt und trotzdem einen Namen im Mund behält, dann ist der Krieg nie ganz verloren.

Widukind saß allein, die Ketten klirrten noch, das weiße Gewand klebte an seiner Haut. Ein Mann, müde, gezeichnet, im Schatten. Und doch – draußen lebte etwas, das größer war als er selbst.

Er hörte es in den Liedern, im Flüstern, in den Geschichten, die man weitergab. Kinder, die seinen Namen kannten, obwohl sie ihn nie gesehen hatten. Frauen, die ihn in ihre Lieder legten, als wäre er ein Beschützergeist. Männer, die sich Mut machten, indem sie seine Siege größer malten, als sie je waren.

Er dachte: *So also fängt eine Legende an. Nicht mit dem, was war. Sondern mit dem, was erzählt wird.*

Die Franken hatten geglaubt, ihn gebrochen zu haben. Doch indem sie ihn erniedrigten, hatten sie ihn vergrößert. Indem sie ihn taufte, machten sie ihn unsterblich. Indem sie ihn zum Schweigen brachten, gaben sie ihm eine Stimme, die lauter war als jedes Schwert.

Widukind grinste, blutig, schief. „Na schön. Dann sollen sie mich Lied machen, sollen sie mich Märchen machen. Sollen sie erzählen, ich sei unsterblich. Ein Wolf, der nie stirbt.“

Und er lachte heiser, während die Nacht über ihn fiel. Denn er wusste: Ein Mann stirbt. Aber ein Name – ein Name lebt länger.

So wurde Widukind nicht nur ein Gefangener, nicht nur ein Rebell, nicht nur ein Wolf. Er wurde Legende.

Und Legenden sterben nicht.

Der Schatten über Karl

Karl saß in seinen Hallen, umgeben von Gold, Brokat, Priestern und Schmeichlern. Alles glänzte. Kronleuchter hingen schwer wie Sonnen über seinem Kopf, die Tafeln bogen sich unter Fleisch, Wein und Brot. Männer sangen Loblieder, Frauen tanzten, und die Schreiber notierten jede Geste, als sei sie göttlich.

So sah Sieg aus. So sah Macht aus.

Doch Karl wirkte nie entspannt. Sein Rücken war gerade, als wäre er ein Schwert selbst, das nicht ruhen konnte. Sein Blick blieb hart, kalt, als suchte er in jedem Schatten einen Feind. Selbst im Jubel lag eine Schwere, die er nicht abschütteln konnte.

Denn egal, wie laut die Sänger vom Triumph des Kaisers sangen, in den Köpfen hallte ein anderes Lied nach. Der Name Widukind – flüsternd, trotzig, unbesiegbar.

Karl wusste es. Er hörte es in den Märkten, in den Stuben, in den Fluren seines eigenen Palastes. Geschichten, Lieder, Spott – alles im Untergrund, aber alles lebendig.

Und so saß er da, mitten im Glanz, mit der Welt zu Füßen – und spürte, dass irgendwo, hinter dem Gold, ein Schatten größer war als er selbst.

Er hatte gewonnen, ja. Aber er wusste: Es war kein Sieg, der ihn frei machte. Es war ein Sieg, der ihn für immer an diesen Namen band.

Widukind.

Ein Name wie ein Dorn im Fleisch eines Kaisers.

Es war wie ein Gift, das sich durch das Reich fraß. Je weiter Karls Banner wehten, je lauter die Priester von Sieg und Gnade schwafelten, desto mehr krochen die Gerüchte unter der Oberfläche hervor.

„Widukind lebt.“

„Widukind ist nicht gebrochen.“

„Widukind wartet.“

Man erzählte, er sei heimlich aus der Taufe geflohen, durch ein Wunder. Andere schworen, er sei in den Norden gegangen, zu den Göttern, und würde

eines Tages zurückkehren. Wieder andere behaupteten, er sei unsichtbar geworden, ein Schatten selbst, der durch die Wälder zog und Karl bei jedem Schritt beobachtete.

Die Geschichten wuchsen, fraßen sich durch die Hütten und Märkte. Selbst Händler auf den Straßen summten Lieder, in denen der Wolf wieder durch die Wälder heulte.

Karl hörte davon. Immer. Ein Bote brachte einen Bericht, ein Priester warnte, ein Höfling murmelte zu viel. Egal, wie sehr er versuchte, den Namen zu verbieten, er kam zurück.

Widukind war in den Köpfen. Und das machte ihn unsterblich.

Karl saß auf seinem Thron und knirschte mit den Zähnen. „Ich habe sein Land. Ich habe seine Männer. Ich habe ihn getauft.“ Doch leise, ganz leise, flüsterte die Halle zurück: *Aber du hast ihn nicht.*

Das Reich war groß, glänzend, stark. Aber im Schatten seiner Mauern lebte ein Gespenst. Und dieses Gespenst hieß Widukind.

Nachts, wenn das Fest verstummte und die Hallen leer waren, blieb Karl wach. Das Bett war groß, die Decken schwer, der Wein stark – aber der Schlaf kam nicht.

Er hörte es. Nicht draußen, nicht im Hof, nicht bei den Wachen. Sondern in seinem Schädel. Ein Heulen. Tief, lang, schneidend.

Manchmal war es nur ein Laut, ein Echo im Wind. Manchmal waren es Stimmen – Männer, die brüllten, Kinder, die schrien, Frauen, die sangen von Widukind, dem Wolf. Und manchmal sah er ihn selbst: nackt, blutig, aber grinsend, mitten in seiner Halle, die Zähne gelb, die Augen wild.

„Karl,“ knurrte der Traum-Wolf, „du hast mich getauft, aber nicht gezähmt.“

Dann wachte Karl auf, schweißnass, der Atem flach. Er griff nach dem Schwert neben dem Bett, als müsste er sich gegen einen Schatten verteidigen.

Die Priester sagten: „Träume sind nur Schwäche, Herr. Betet, und sie verschwinden.“

Doch Karl wusste: Das war kein Traum. Das war ein Echo. Ein Schatten, der ihm folgte, auch wenn er in Gold saß.

Er hatte ganze Heere gebrochen, Länder niedergewalzt, Könige gestürzt. Aber in seinen Nächten war er allein – und der Wolf lachte über ihn.

Das war der Preis des Sieges. Kein Frieden, sondern ein Schatten im Schlaf.

Am Hof Karls wagten manche das Spiel. Nie offen, nie laut – aber im Schatten der Säulen, im Rauschen der Feste, hinter schweren Bechern voller Wein.

Ein Kämmerer flüsterte einem anderen zu: „Man sagt, Widukind hat Karl ins Gesicht gespuckt, selbst bei der Taufe.“

Ein Diener kicherte: „Vielleicht lacht er noch immer in den Wäldern.“

Ein junger Ritter raunte, halb betrunken: „Ich würd mehr Angst haben vor seinem Namen als vor dreißig Sachsen mit Speeren.“

Sie lachten – schnell, nervös, wie Männer, die mit einem Messer spielen. Denn jeder wusste: Wer den Wolf erwähnte, rief Karls Zorn herbei.

Und der Kaiser hörte es. Immer. Ein Flüstern, ein Kichern, ein Name, der wie eine Nadel durch die Fassade stach.

Einmal, während eines Festes, erhob sich ein Sänger, der dumm genug war, ein altes Lied anzustimmen. Kein christliches Lob, sondern ein raues Stück, das nach Blut und Freiheit roch. Widukinds Name fiel, laut, klar, mitten in den Saal.

Die Halle erstarrte. Karl stand auf, die Faust am Schwert. Der Sänger verstummte, das Blut wich ihm aus dem Gesicht.

„Nie wieder,“ knurrte Karl. Und der Mann verschwand – ob im Kerker oder im Grab, keiner fragte.

Doch die Botschaft war klar: Am Hof war der Name ein Fluch. Und doch, je verbotener er wurde, desto süßer schmeckte er in den Mündern derer, die ihn heimlich weiterflüsterten.

Widukind war nicht nur ein Schatten. Er war auch ein Spott – und Spott frisst Könige langsamer, aber tiefer.

Karl suchte Zuflucht bei seinen Priestern. Wenn die Nächte zu schwer wurden, wenn das Heulen in seinem Kopf nicht schwieg, rief er sie.

Sie kamen mit Kreuzen, mit Weihrauch, mit Psalmen. Sie redeten von Sieg, von Gnade, von Erlösung. „Herr,“ sagten sie, „ihr habt das Werk vollbracht.“

Widukind ist getauft. Der Wolf ist ein Bruder geworden. Sein Name ist ausgelöscht.“

Karl hörte zu, die Hände auf die Lehnen seines Thrones gepresst, die Kiefer mahlend. Dann knurrte er: „Wenn sein Name ausgelöscht ist – warum höre ich ihn noch?“

Die Priester tauschten Blicke, murmelten Sprüche, schwitzten unter ihren Gewändern. Einer wagte zu sagen: „Manchmal, Herr, bleibt der Teufel im Menschen. Aber das Wasser hat ihn gereinigt. Vertraut auf Gott.“

Karl schlug mit der Faust auf den Tisch, dass Kelche sprangen. „Vertraut auf Gott? Ich vertraue auf mein Schwert. Und mein Schwert hat ihn nicht getötet.“

Stille. Niemand wagte zu antworten.

Denn alle wussten: Sie hatten den Mann niedergeworfen, ja. Sie hatten ihn gezwungen, getauft, gebrochen. Aber den Namen? Den Trotz? Den Schatten? Den hatten sie nicht erwischt.

Und Karl spürte, dass selbst die Priester es nicht glaubten. Sie beteten lauter, weil sie selbst Angst hatten, dass Widukinds Geist stärker war als ihre Psalmen.

Widukind war nicht nur in den Liedern des Volkes. Er war auch im Schweigen der Priester. Und das machte den Schatten noch schwerer.

Widukind lebte – nicht mehr als Mann aus Fleisch, sondern als Gespenst, das jeder nach eigenem Maß sah.

Für die Sachsen war er der Wolf, der in den Wäldern noch heulte, unsichtbar, unsterblich, eine Faust im Schatten, die irgendwann wieder zuschlagen würde. Für die Franken war er der Teufel im Traum, der Rebell, der auch in Taufe und Weiß nicht verschwand.

Sein Körper war gebrochen, ja. Seine Hände wund von Ketten, sein Gesicht gezeichnet. Aber das Bild, das die Menschen in sich trugen, war größer als jede Halle, größer als jedes Kreuz.

Ein Gespenst kann man nicht besiegen. Man kann es nicht schlagen, nicht köpfen, nicht taufen. Es lebt in Flüstern, in Liedern, in Blicken. Es ist überall und nirgends.

Karl merkte das. Er konnte Widukind vorführen, konnte ihn demütigen, konnte ihm einen neuen Namen geben. Aber er konnte ihn nicht löschen. Statt kleiner wurde er größer. Statt schwächer wurde er mächtiger.

Widukind grinste manchmal selbst, wenn er es spürte. „Also schön,“ dachte er, „dann bin ich eben ein Geist. Ein Schatten in euren Köpfen. Ihr habt mich nicht bekehrt. Ihr habt mich vervielfacht.“

Und so geschah es: Widukind war mehr als ein Mann. Er war ein Gespenst.

Und Gespenster sterben nicht.

Karl stand eines Abends auf der Mauer seiner Burg, die Hände hinter dem Rücken, den Blick in die Ferne gerichtet. Das Reich lag still vor ihm – Dörfer, Felder, Wälder, alle scheinbar gezähmt.

Und doch war da dieses Gewicht. Unsichtbar. Schwerer als jede Krone.

Er dachte an all die Siege, die er errungen hatte. An Könige, die vor ihm knieten. An Länder, die ihm gehörten. Aber dann hörte er es – nicht draußen, nicht im Wind, sondern in seinem Kopf. Ein Name.

Widukind.

Er presste die Lippen zusammen, als könnte er den Laut zerbeißen. Doch je mehr er ihn verdrängte, desto lauter wurde er.

Widukind im Flüstern des Volkes. Widukind in den Liedern der Frauen. Widukind in den Träumen seiner eigenen Männer. Widukind in seinem Schlaf, in seinem Blut, in seinen Knochen.

Er hatte gesiegt, ja. Aber der Sieg war kein Ende. Der Sieg hatte nur einen Schatten geboren.

Widukind lebte nicht mehr als Krieger. Aber er lebte als Gedanke. Als Trotz. Als Fluch, der Karl nie verließ.

Und der Kaiser wusste: Ein Schwert tötet einen Mann. Aber kein Schwert der Welt tötet einen Schatten.

Der Schatten blieb. Und er war größer als jeder Thron.

Die Erinnerung der Sachsen

In den Dörfern, wenn die Nächte lang waren und das Feuer nur noch glomm, setzten sich die Alten hin. Krumm, zahnlos, voller Narben, die Hälfte schon im Grab – aber die Zunge noch scharf.

Sie zogen die Kinder zu sich, die Augen groß, die Knie an die Brust, und begannen:

„Ich habe ihn gesehen. Widukind. Den Wolf. Er stand da mit Blut im Bart und Feuer in den Augen. Er hat Karl ins Gesicht gespuckt, während der ganze verdammte Hof still war.“

Die Kinder schnauften, hielten den Atem an, als hörten sie ein Märchen. „Er hat sich nie gebeugt,“ sagten die Alten. „Sie haben ihn in Ketten gelegt, sie haben ihn getauft, sie haben ihn in Kleider gesteckt wie ein Lamm – aber er blieb ein Wolf. Ein Wolf, der biss, selbst mit den Zähnen halb ausgeschlagen.“

Manche übertrieben, natürlich. Aus einem kleinen Sieg machten sie zehn. Aus einem Schlag mit dem Speer wurde ein Sturm, den er allein entfacht hatte. Aber das war egal.

Die Alten wussten: Geschichten müssen nicht wahr sein. Sie müssen brennen.

Und so brannten sie. In den Köpfen der Kinder, die Widukind nie gesehen hatten, aber ihn kannten, als wäre er ihr Nachbar.

In den Herzen der Frauen, die ihre Männer verloren hatten, aber im Namen des Wolfs weiter Kraft fanden.

In den Fäusten der Jungen, die heimlich schworen: *Wenn meine Zeit kommt, knie ich nicht.*

Die Alten grinsten, husteten, spuckten ins Feuer. „Merkt euch den Namen,“ sagten sie. „Merkt euch Widukind. Denn solange ihr ihn kennt, lebt er.“

Und die Kinder nickten, die Augen glühten, und das Feuer in den Geschichten war stärker als das Feuer, mit dem Karl ihre Dörfer niedergebrannt hatte.

Die Erinnerung lebte nicht nur in Geschichten, sie lebte in Zeichen – klein, verborgen, aber hartnäckig.

An den Türen der Hütten ritzten Männer Runen, die nichts mit dem Kreuz zu tun hatten. Ein „W“, krumm und schief, aber jeder wusste, wofür es stand. Widukind. Der Wolf.

Frauen webten Muster in Tücher, die aussahen wie einfache Ornamente, doch wenn man genauer hinsah, war es immer dasselbe Symbol: ein Zahn, ein Pfeil, eine Linie, die nach Widerstand roch.

Kinder kritzelten seinen Namen in den Staub, dann wischten sie ihn schnell wieder weg, wenn ein Priester vorbeikam. Aber sie hatten es geschrieben, und das genügte.

Manche Männer rissen heimlich Kreuze um, wenn die Nacht tief war. Andere legten Steine in Form eines Wolfskopfes an Waldrändern. Wer es sah, wusste: *Wir sind noch da.*

Die Priester taten, als merkten sie nichts. Oder sie sahen es, aber sie konnten nicht alles verbrennen. Denn selbst wenn sie ein Symbol zerstörten, tauchte es am nächsten Tag wieder auf – an einem Zaun, an einer Tür, an einem Stein.

Widukind war überall, ohne sichtbar zu sein.

Er lebte in den stillen Zeichen, die leiser waren als ein Schrei – aber gefährlicher. Denn Schreie konnte man ersticken. Zeichen aber tauchten immer wieder auf, wie Unkraut im Stein.

Und so wurde der Name heimlich weitergetragen. Kein Lied, kein Gebet – nur Kratzer im Holz, Muster im Stoff, Steine im Staub.

Still. Aber unzerstörbar.

So wie sie Widukind heimlich ehrten, so spien sie Karls Namen aus.

In den Kirchen mussten sie singen, „Karl der Große, der Auserwählte Gottes.“ Aber draußen, wenn die Priester weg waren, klang es anders:

„Karl, der Metzger.“

„Karl, der Hund.“

„Karl, der Christenkönig mit Blut im Bart.“

Die Bauern fluchten beim Pflügen, wenn die Erde zu hart war: „Verdammter Karl!“

Frauen schimpften, wenn das Wasser im Brunnen fror: „Karl soll im Eis verrecken!“

Und Männer, die im Suff saßen, knurrten leise: „Widukind hätte dir den Kopf eingeschlagen, wenn die Götter fair gewesen wären.“

Es waren keine Loblieder, es war keine offene Rebellion. Aber es war Erinnerung, verpackt in Gift.

Und die Kinder hörten zu. Sie lernten nicht nur Widukinds Namen, sie lernten auch Karls – nicht als Herrscher, sondern als Fluch.

So blieben beide lebendig: Widukind als Wolf, Karl als Schattenjäger, der immer wieder verflucht wurde.

Widukind grinste, wenn er davon hörte. „Na, Karl,“ murmelte er, „deine Kirchen stehen, deine Kreuze glänzen. Aber dein Name liegt im Dreck der Bauern. Meiner liegt in ihrem Lied. Rate mal, welcher länger hält.“

So lebte die Erinnerung. Nicht in Denkmälern. In Flüchen.

Mit den Jahren verschwammen Wahrheit und Lüge so sehr, dass keiner mehr sagen konnte, wo das eine endete und das andere begann.

Die Alten erzählten, Widukind habe ganze Heere allein besiegt. Dass er mit einem Speerwurf drei Franken gleichzeitig aufgespießt habe. Dass er nachts in Wolfsgestalt durch die Wälder zog, unverwundbar, unsichtbar.

Andere schworen, er habe Karl selbst herausgefordert, Mann gegen Mann, und den Kaiser am Boden liegen lassen – nur durch Verrat habe er verloren.

Und dann gab es jene, die sagten, er sei nie getauft worden, dass es ein Trick gewesen sei, ein Schauspiel, dass er heimlich weiter den alten Göttern diene.

Die Kinder hörten es, die Frauen sangen es, die Männer wiederholten es. Und niemand fragte mehr: *Stimmt das?*

Denn es spielte keine Rolle.

Wahrheit war tot. Erinnerung lebte. Und Erinnerung ist biegsam, wie Metall, das man heiß genug schmiedet.

Widukind wusste das selbst. Er hörte die Geschichten, die größer waren als er, und lachte heiser. „Ich war nie so groß, wie ihr mich jetzt macht,“ murmelte er. „Aber wenn’s euch hilft – lügt weiter.“

Denn Lügen, wenn sie ein Volk tragen, werden stärker als jede Wahrheit.

Und so wurde Widukind nicht mehr der Mann, der Fehler machte, der verlor, der spottete. Er wurde der Held, der nie kniete, der immer biss, der ewig lachte.

Aus Blut und Schweiß war ein Mythos geworden. Und Mythen fragst du nicht nach Belegen.

Mit der Zeit wurde sein Name nicht nur Lied, nicht nur Flüstern, sondern Mahnung.

Wenn ein Junge den Rücken krumm machte vor einem fränkischen Hauptmann, bekam er von seinem Vater einen Schlag ins Genick: „Steh gerade! Willst du Widukind vergessen?“

Wenn eine Frau am Brunnen zu leise sprach, wenn sie den Mund hielt, obwohl sie Unrecht sah, flüsterten die anderen: „Sie hat den Wolf vergessen.“

Und wenn ein Priester zu laut von Demut predigte, wenn er das Knien pries, dann saß hinten in der Kirche einer, der murmelte: „Widukind kniete nicht.“

Die Erinnerung war kein Trost. Sie war ein Stachel. Ein ständiger Vorwurf, dass man schwach wurde, dass man den Mut verlor, dass man vergaß.

Widukind war nicht nur ein Held, er war ein Maßstab. Einer, an dem man gemessen wurde – und an dem viele scheiterten. Aber genau das hielt die Glut am Leben.

„Vergiss den Wolf nicht,“ sagten sie. Und das hieß: Vergiss nicht, dass man sich wehren kann. Vergiss nicht, dass man spucken darf. Vergiss nicht, dass man nicht alles schlucken muss.

Widukind war längst nicht mehr nur ein Mann gewesen. Er war zum Gewissen der Sachsen geworden.

Und Gewissen stirbt nicht mit Schwertern.

Die Kinder, die unter den Kreuzen aufwuchsen, kannten den Krieg nicht mehr. Sie sahen keine Schlachten, sie hörten keine Hörner, sie kannten nur das Schweigen ihrer Eltern und die harten Predigten der Priester.

Aber sie kannten Widukind.

Sie kannten ihn aus Liedern, die im Flüsterton gesungen wurden, wenn die Nacht tief war. Sie kannten ihn aus den Geschichten der Alten, die mehr Rauch als Wahrheit enthielten. Sie kannten ihn aus den Runen, die sie heimlich in den Staub kratzten, während die Priester predigten.

Für sie war er kein Mann aus Fleisch. Für sie war er ein Bild, ein Schatten, ein Wolf, der immer im Wald lauerte. Ein Trotz, der nicht starb.

Wenn sie spielten, waren die Franken die Feinde, und einer war immer Widukind – und der durfte nie sterben.

Wenn sie stritten, hieß es: „Ich kämpfe wie Widukind!“

Und wenn sie heimlich schworen, sagten sie nicht „bei Gott“, sondern „bei Widukind“.

Die neue Generation trug ihn weiter, nicht als Erinnerung an Niederlagen, sondern als Symbol von etwas, das größer war als Sieg oder Verlust: Widerstand.

Sie waren zu jung, um die Schlachten gesehen zu haben. Aber alt genug, um das Erbe zu spüren.

Widukind war ihr Mythos, und Mythen sind stärker als jede Geschichte.

Die Franken hatten das Land. Sie hatten die Kreuze, die Burgen, die Steuern, die Priester. Aber die Sachsen hatten etwas, das nicht in den Ketten lag: Erinnerung.

Es war unsichtbar, leise, ohne Banner und Trommeln. Aber es war da. In jedem Fluch, in jedem Lied, in jedem Namen, den ein Kind in den Staub kratzte.

Und das machte die Erinnerung gefährlich.

Denn eine Armee kann man schlagen. Einen Mann kann man köpfen. Aber ein Gedächtnis? Ein Gedächtnis stirbt nicht. Es wächst, wird weitergegeben, verwandelt sich, passt sich an.

Widukind war zur Waffe geworden – eine, die nicht aus Eisen war, sondern aus Trotz. Eine, die man nicht sah, bis sie plötzlich zuschlug.

Die Sachsen lebten still, ja. Sie knieten, sie pflügten, sie nickten. Aber in ihren Köpfen hielten sie ein Schwert, das Karl nicht brechen konnte. Und dieses Schwert hieß Widukind.

Er selbst wusste es. Er spürte, dass er nicht mehr nur ein Mann war. Dass er in Flüstern und Liedern schärfer war als je mit einem Speer in der Hand.

Und er grinste. Schief, blutig, voller Spott. „Na, Karl,“ dachte er, „du hast mein Volk. Aber ich hab ihre Erinnerung. Und am Ende wird die länger leben als dein verdammtes Reich.“

Die Erinnerung war nicht Trost. Sie war eine Klinge. Und sie blieb.

Widukind – Rebell und Symbol

Widukind war kein Heiliger. Er war kein makelloser Held aus sauberem Pergament. Er soff, er fluchte, er schlug. Ein Mann, der genauso schnell lachte wie er Blut spuckte. Einer, der sein Volk führte, weil er lauter war als alle anderen, nicht weil er immer klüger war.

Er war ein Schläger, ein Spötter, ein Bastard mit mehr Trotz als Vernunft. Und genau das machte ihn gefährlich. Denn Menschen folgen nicht den Heiligen – sie folgen den Narren, die schreien, wenn alle anderen schweigen.

Die Wahrheit war dreckig: Er hat Schlachten verloren, er hat Männer in den Tod geführt, er hat Fehler gemacht, die teuer waren. Aber die Wahrheit war egal.

Denn aus dem Mann wurde ein Mythos.

Aus Blut wurde Lied. Aus Spott wurde Legende. Aus Niederlagen wurde Erinnerung.

Und so wuchs er, Stück für Stück, von einem Rebell aus Fleisch und Narben zu einem Symbol, das größer war als jedes Schwert.

Widukind der Mann konnte gefangen werden. Widukind der Mythos nicht.

Und wenn einer am Feuer von ihm erzählte, wenn ein Kind seinen Namen in den Staub schrieb, wenn eine Frau ihn in ihr Wiegenlied schmuggelte – dann lebte er weiter.

Ein Mann vergeht. Ein Mythos bleibt.

Und Widukind war längst kein Mann mehr.

Das Volk trug seine Geschichte nicht wie ein Banner, sondern wie eine Narbe.

Jeder verbrannte Hof, jedes Kind, das in Verden ertränkt wurde, jede Frau, die den Mann im Dreck zurückließ – all das schrieb sich ein in die Haut der Sachsen. Narben, die nicht heilten.

Und Widukind war die größte davon.

Wenn ein Bauer mit krummem Rücken das Feld bestellte, spürte er sie. Wenn eine Frau Wasser schleppte und dabei an die Kreuze auf den Dorfplätzen dachte, fühlte sie sie. Wenn Kinder spielten und dabei heimlich „Wolf“ riefen, war es diese Narbe, die weiterblutete.

Widukind stand für all das. Nicht als Trost, sondern als Erinnerung daran, dass man sich wehrte. Dass man biss. Dass man nicht stumm verreckt ist, sondern brüllend.

Die Narben machten das Volk härter, aber auch stiller. Und in dieser Stille war Widukind wie ein Stachel, der sie daran erinnerte: Ihr habt verloren, ja. Aber ihr habt nicht vergessen.

Ein Volk ohne Narben ist weich. Ein Volk mit Narben ist gefährlich.

Und so trugen die Sachsen Widukind mit sich, nicht als Held, sondern als Wunde, die nicht heilt – und genau deswegen nie verschwindet.

Von Anfang an war es ein Kampf gegen Windmühlen, nur dass die Mühlen Schwerter trugen und Kreuze hochhielten.

Karl kam mit Heeren, die nicht endeten, mit Stahl, der glänzte, mit einem Reich, das sich über Länder spannte. Und Widukind? Er hatte Stämme, die sich stritten. Männer, die mehr Stolz als Rüstung besaßen. Einen Haufen Wölfe, die sich oft mehr gegenseitig bissen als den Feind.

Es war unmöglich. Jeder wusste es. Selbst Widukind.

Und trotzdem kämpfte er.

Er stand auf, brüllte, sammelte, fiel, stand wieder auf. Wieder und wieder. Nicht, weil er glaubte, dass er siegen würde – sondern weil er nicht anders konnte. Ein Wolf bellt nicht, weil er glaubt, den Mond zu beißen. Er bellt, weil er muss.

Und genau darin lag seine Größe. Nicht im Sieg – sondern im Widerstand.

Die Leute sahen das. Sie wussten, dass er gegen eine Wand rannte, die ihn zermalmen musste. Aber sie sahen auch, dass er trotzdem rannte, dass er spottete, dass er lachte, dass er biss.

Das machte ihn unsterblich: Er hatte das Unmögliche bekämpft und war daran gescheitert – so laut, dass die Welt es hörte.

Manche Männer siegen und verschwinden. Andere verlieren – und bleiben für immer.

Widukind gehörte zu den Letzteren.

Widukind war längst kein Mann mehr, er war ein Zeichen. Und dieses Zeichen lebte im Schweigen.

Das Schweigen in den Dörfern, wenn Priester predigten und keiner widersprach – aber auch keiner wirklich zuhörte.

Das Schweigen am Brunnen, wenn Frauen Wasser schöpften und ihre Blicke mehr sagten als Worte.

Das Schweigen in den Hütten, wenn Kinder fragten: „Wer war Widukind?“ – und die Alten nur schief grinsten und ins Feuer starrten.

Sein Name wurde nicht laut gerufen, er wurde gehaucht. Kaum hörbar, kaum greifbar, aber überall.

Karl konnte Kreuze aufstellen, Kirchen bauen, ganze Bücher schreiben lassen. Aber Schweigen konnte er nicht zerschlagen. Schweigen ist stärker als jedes Schwert, weil es unsichtbar ist.

Und so war Widukind kein Anführer mehr, kein König, kein Krieger. Er war ein Symbol, das in jedem gesenkten Blick lauerte, in jeder Faust, die sich unbewusst ballte, wenn ein Franke vorbeiging.

Das Schweigen war gefährlicher als Aufstände. Aufstände konnte man niederbrennen. Schweigen blieb. Schweigen nagte. Schweigen war der Boden, auf dem irgendwann wieder ein Aufschrei wächst.

Widukind war dieser Boden geworden. Ein Symbol, das nicht brüllte, sondern schwieg – und genau deswegen nie verschwand.

Die Franken hatten gewonnen. Zumindest erzählten sie es so. Sie hatten die Kreuze errichtet, die Kirchen gefüllt, das Land befriedet. In den Chroniken stand: *Die Sachsen sind gezähmt.*

Aber selbst in ihren Siegesliedern hörte man den Riss.

Denn sie wussten: Solange die Leute den Namen flüsterten, war der Sieg nicht vollkommen.

Ein Kaiser kann eine Armee schlagen. Ein Kaiser kann ein Land niederknien. Aber was macht er mit einem Schatten, der in Köpfen haust?

Die Soldaten erzählten sich am Feuer, dass Widukind in Wolfsgestalt durch die Wälder streifte. Priester predigten lauter, wenn sie merkten, dass die Leute mehr an den Wolf glaubten als an ihre Psalmen. Und Karl selbst wachte nachts auf, schweißnass, weil er glaubte, im Wind ein Heulen gehört zu haben.

Das war die Angst der Sieger: nicht das Schwert im Rücken, sondern das Echo im Ohr.

Widukind war ein Name geworden, ein Echo, ein Spott, der sie nicht losließ.

Und die Sieger, die prahlten, die tranken, die beteten – sie wussten: Sie hatten einen Mann gebrochen, aber keinen Mythos.

Und Mythen haben keine Knochen, die man zerschlagen kann.

Widukind lebte weiter – nicht in Fleisch, nicht in Blut, sondern in Köpfen.

Er war der Wolf, der nachts durch die Träume schlich, den die Kinder in Geschichten hörten, den die Alten mit funkelnden Augen beschworen.

Keiner wusste mehr genau, was echt war. Ob er wirklich so viele Franken erschlagen hatte, ob er wirklich Karl ins Gesicht gespuckt hatte, ob er wirklich im Wald verschwunden war, halb Mensch, halb Tier. Aber das spielte keine Rolle.

Im Gedächtnis war er größer geworden, als er je im Leben war. Ein Wolf, der nicht sterben konnte, weil er kein Körper mehr war, sondern ein Gedanke.

Und Gedanken sind zäher als Fleisch.

Wenn ein Kind „Widukind“ sagte, zitterte ein Priester. Wenn ein Bauer heimlich ein „W“ in den Staub ritzte, war es, als hätte er ein Schwert gezogen. Wenn

Frauen am Feuer sangen, war es, als hätte der Wolf selbst die Nacht durchheult.

Das war die neue Gestalt: nicht mehr ein Krieger, nicht mehr ein Anführer – sondern ein Tier im Gedächtnis, das biss, wenn man es brauchte.

Widukind grinste, wenn er daran dachte. „Ein Wolf im Kopf,“ murmelte er. „Die fressen härter als die im Wald.“

Und so blieb er – kein Mann mehr, sondern ein Wolf, der durch die Gedanken der Menschen streifte.

Widukind hatte nichts in der Hand, als alles vorbei war. Kein Heer, kein Reich, keine Krone. Nur seinen Namen. Aber der Name war genug.

Denn er wurde nicht vergessen. Er brannte sich ein wie eine Narbe, die man nicht wegkratzt. Er lebte in Liedern, in Flüchen, in stillen Zeichen. Er lebte in den Köpfen, in den Herzen, in der Wut.

Und so wurde er mehr als ein Mann. Er wurde ein Symbol.

Ein Symbol dafür, dass man auch verlieren kann – und trotzdem größer bleibt als der Sieger.

Ein Symbol dafür, dass Trotz lauter ist als Gebete.

Ein Symbol dafür, dass selbst ein Wolf im Käfig heulen kann, bis die Wände reißen.

Karl hatte gewonnen, ja. Aber Widukind hatte etwas geschaffen, das stärker war als Karls Reich: ein Vermächtnis, das sich nicht unterwerfen ließ.

Er war der Rebell, der zum Symbol wurde. Der Wolf, der nie ganz starb.

Und solange einer seinen Namen flüsterte, solange einer die Faust ballte, solange einer im Schweigen lachte – solange lebte Widukind.

Ein Mann vergeht. Ein Symbol bleibt.

Und Widukind war beides.

Nachhall der Jahrhunderte

Die Mönche waren die Ersten, die ihn in Tinte bannen wollten. Federkiel über Pergament, Psalmen im Rücken, Weihrauch im Raum.

Sie schrieben nicht von einem Helden. Nein – sie nannten ihn einen Ketzer, einen Aufrührer, einen Feind Gottes. Ein Barbar, der sich dem Licht widersetzte, der den Kaiser beleidigte, der das Kreuz verhöhnte.

„Widukind,“ kritzelten sie, „der große Widersacher, endlich gebrochen, endlich getauft, endlich erlöst.“

Aber das war das Ironische: Selbst während sie ihn verdammten, hielten sie seinen Namen lebendig. Jeder Satz, der ihn als Dämon beschrieb, war gleichzeitig ein Denkmal.

Und so blieb er in ihren Büchern, zwischen Zeilen über Heilige und Könige, als schwarze Figur, die nie ganz verschwand.

Die Mönche wollten ihn begraben unter ihrem Latein, doch sie vergaßen, dass Worte zweischneidig sind. Einmal geschrieben, kann man sie nicht zurückholen.

Sie meinten, ihn als Warnung zu verewigen. Doch was sie wirklich taten, war: Sie gaben dem Wolf ein zweites Leben.

Denn jedes Kind, das später die Chroniken las, hörte nicht nur vom Sieg Karls. Es hörte vom Namen Widukind – und fragte: *Wer war dieser Bastard, der sich gegen den Kaiser stellte?*

Und allein diese Frage reichte, um die Glut am Leben zu halten.

Während die Mönche in ihren Klöstern mit Tinte und Pergament hantierten, ging draußen im Volk eine andere Version um. Keine sauberen Schriften, keine lateinischen Floskeln – nur Feuer, Bier, und Stimmen, die rauer waren als die Nacht.

Dort war Widukind nicht der Ketzer. Dort war er der Wolf.

Bauern erzählten ihn am Herdfeuer, wenn der Wind durch die Ritzen pfiff. „Er kam zurück,“ sagten sie, „immer wieder. Keiner konnte ihn fangen, keiner konnte ihn töten. Selbst der Kaiser nicht.“

Sänger trugen ihn von Dorf zu Dorf, mit Liedern, die so schief waren wie ihre

Zähne, aber in denen der Trotz brannte: „Widukind, der nie kniete, Widukind, der lachte, Widukind, der beißt.“

Und die Kinder hörten es, während ihre Eltern in den Kirchen knieten. Sie lernten beides – das Gebet an den neuen Gott und das heimliche Gebet an den alten Wolf.

Die Geschichten wuchsen mit jedem Jahr. Je mehr die Mönche ihn verdamnten, desto größer wurde er draußen im Volk. Denn Menschen hören nicht auf die Sieger. Menschen hören auf die Stimmen, die ihnen Feuer ins Herz pusten.

So lebte Widukind nicht in den goldenen Büchern – sondern in den schmutzigen Liedern, die nachts gesungen wurden, wenn der Wein zur Neige ging und einer das Maul aufmachte, das eigentlich still sein sollte.

Und manchmal, wenn der Refrain zu laut wurde, knurrte einer: „Leiser! Die Franken hören uns.“

Aber das war egal. Der Name war schon raus.

Und Namen, einmal in die Nacht gespuckt, sterben nicht mehr.

Mit den Jahren wurde Widukind ein Spielball für die, die nach ihm kamen. Jeder wollte ein Stück vom Wolf – mal als Warnung, mal als Vorbild.

Die Könige nach Karl erzählten, er sei der Barbar gewesen, der rechtmäßig unterworfen wurde. Ein Beispiel dafür, dass Widerstand sinnlos ist, dass das Reich ewig bleibt. Sie stellten ihn als besiegt dar – und merkten nicht, dass man keinen Namen in den Mund nimmt, ohne ihn lebendig zu halten.

Später kamen Fürsten, die ihn plötzlich als Helden sahen. „Seht,“ sagten sie, „unsere Vorfahren hatten Mut. Sie hatten Widukind. Wir sind von seinem Blut.“

Und schon war er nicht mehr der Barbar, sondern ein Banner, mit dem man Politik machte.

Dichter dichteten, Maler malten, Prediger predigten. Einer machte ihn zum Ketzer, ein anderer zum Heiligen, ein dritter zum Freiheitskämpfer.

Und Widukind? Der echte Widukind, der mit Schmutz im Bart und Blut im Maul? Der war längst verschwunden. Aber sein Schatten ließ sich biegen wie ein Ast – und alle bogen daran.

Doch egal, wie sie ihn verdrehten: Der Kern blieb. Er war der, der „Nein“ sagte, wenn alle anderen „Ja“ schrien. Der Wolf, der biss, selbst mit dem Strick um den Hals.

Und so wurde er immer wieder neu erfunden. Nicht, weil sie ihn kannten – sondern weil sie ihn brauchten.

Die Bücher der Mönche verstaubten in Klöstern, doch die Lieder blieben auf den Lippen.

Auf den Märkten sang man sie, wenn der Wein zu tief ging. In den Hütten, wenn das Feuer klein war. Auf langen Wanderungen, wenn die Männer ihre Schritte mit einem Refrain im Takt hielten.

„Widukind, der Wolf, der nicht kniete. Widukind, der lachte im Staub.
Widukind, der zurückkommt.“

Die Melodien änderten sich, die Worte drehten sich, Strophen kamen und gingen. Doch der Kern blieb gleich: Trotz. Zähne zeigen. Nicht beugen.

Und jedes Mal, wenn ein Sänger den Namen rief, war es, als heulte ein Wolf in die Nacht. Kinder lachten, Frauen summten, Männer ballten Fäuste – egal, ob sie gläubig waren oder nicht.

Die Kirche verbot die Lieder, nannte sie heidnisch, gefährlich. Aber das Verbot machte sie nur süßer. Je mehr Priester die Stimmen zum Schweigen bringen wollten, desto lauter sang man sie in den Nächten, wenn keiner hinsah.

Und so wanderte Widukind weiter – nicht auf Pferden, nicht mit Schwertern, sondern in Liedern, die wie Funken von Dorf zu Dorf sprangen.

Ein Wolf, der heulte, solange Menschen atmeten.

Die Kirche wusste nicht, was sie mit ihm anfangen sollte.

Mal machte sie ihn zum Beispiel des Sieges: „Seht, der Wolf wurde gezähmt, der Heide getauft. So endet jeder, der gegen Gott steht.“

Dann wieder versuchte sie, ihn in die eigene Geschichte einzubauen: „Widukind wurde erleuchtet, er wurde Bruder im Glauben, er ist ein Zeichen der Barmherzigkeit.“

Doch je mehr sie ihn vereinnahmte, desto mehr glitt er ihnen aus den Fingern.

Denn draußen im Volk blieb er der Wolf. Kein Heiliger, kein Musterchrist, kein gezähmter Hund – sondern der, der gespuckt und gebrüllt hatte, der selbst in Ketten lachte.

Die Kirche predigte: „Widukind wurde erlöst.“
Das Volk flüsterte: „Widukind wurde verraten.“

Die Kirche malte Bilder von seiner Taufe.
Das Volk malte Runen in den Staub, die nicht von Wasser, sondern von Blut erzählten.

Und so blieb die Spannung. Die Kirche wollte ihn besitzen, festhalten, definieren. Doch je fester sie zudrückte, desto stärker entglitt er – und desto lauter wurde er in den Liedern, die sie nicht kontrollieren konnte.

Am Ende war er nicht der Heilige, nicht der Ketzer, nicht der Bruder. Er war das, was die Leute wollten: Trotz mit Zähnen.

Und genau das konnte kein Priester je austreiben.

Ein Name kann sterben, wenn keiner ihn mehr ausspricht. Aber Widukind wurde immer wieder gerufen.

Jahrhunderte vergingen, Herrscher kamen und gingen, Reiche fielen in Staub. Doch irgendwo, in einer Hütte, in einem Lied, in einer Geschichte, fiel der Name. Leise, trotzig, als würde er den Staub der Zeit selbst durchbeißen.

Manchmal war er Ruf zur Freiheit: Bauern, die gegen neue Herren aufbegehrten, riefen ihn, als wäre er ihr Banner.
Manchmal war er Drohung: Kinder wurden ermahnt – „Vergiss nicht den Wolf, vergiss nicht Widukind.“
Manchmal war er schlicht ein Fluch gegen die Mächtigen, die immer wieder neue Kreuze und Ketten brachten.

Er war ein Echo, das nie ganz verstummte.

Selbst wenn Generationen vergaßen, wer er wirklich war, blieb der Klang. Widukind. Zwei Silben wie zwei Zähne.

Und das war die wahre Unsterblichkeit: Nicht im Körper, nicht im Blut, sondern im Laut. Ein Laut, der weiterrollte durch die Jahrhunderte, wie ein Wolf, der nie aufhört zu heulen.

Das Reich Karls zerfiel. Seine Mauern bröckelten, seine Chroniken vergilbten. Aber der Name blieb.

Ein Echo. Hartnäckig. Unbeugsam.

Widukind.

Die Jahrhunderte nagten an allem – an Mauern, an Kronen, an Kirchen. Doch an Widukinds Schatten nagten sie vergeblich.

Er blieb. Nicht als Körper, nicht als Herrscher, sondern als Figur, die sich durch die Zeiten fraß.

Ein Schatten, der in jeder Generation anders aussah – mal Held, mal Ketzer, mal Wolf, mal Befreier. Aber immer derselbe Stachel.

Karl, der Große, wurde in den Chroniken vergoldet. Seine Taten, seine Kirchen, seine Siege. Aber wie viele Bauern sangen ein Lied von Karl? Wie viele Mütter flüsterten seinen Namen am Kinderbett?

Widukind dagegen – er war nicht in Gold gegossen. Er war im Dreck, im Lied, im Spott, im Fluch. Und genau da überlebte er.

Ein Schatten ist schwerer zu fassen als ein Mann. Man kann ihn nicht fesseln, nicht taufen, nicht töten. Man kann nur mit ihm leben.

Und so lebte Widukind weiter. Unsterblich, weil er kein Fleisch mehr war. Unsterblich, weil er kein Reich brauchte. Unsterblich, weil er in den Köpfen wohnte.

Der unsterbliche Schatten über Karl, über den Franken, über den Jahrhunderten.

Ein Mann vergeht. Ein Name hallt.

Und Widukind hallte – wie ein Wolf, der nie aufhört zu heulen.

Zwischen Mythos und Wahrheit

Man fragte hundert Leute, und man bekam hundert Widukinds zurück.

Die Mönche sahen ihn als Ketzer, einen wilden Hund, der endlich in die Ketten Gottes gelegt wurde. Die Sänger machten ihn zum Helden, der hundert

Schlachten gewann, selbst wenn er die Hälfte verlor. Die Bauern sahen in ihm den Wolf, der nie starb. Die Franken malten ihn als Dämon, der selbst im Traum des Kaisers lachte.

Und irgendwo dazwischen war der echte Widukind – ein Mann mit Dreck im Bart, Narben auf der Haut und mehr Trotz als Verstand.

Doch dieser Mann verschwand. Begraben unter Schriften, Liedern, Flüchen, Gebeten. Jeder wollte ein Stück von ihm, jeder bog ihn so hin, wie es passte. Für die Sieger war er der Beweis, dass selbst Wölfe gebändigt werden können. Für die Verlierer war er das ewige Tier, das man nie fangen kann.

Die Wahrheit löste sich auf, wie Blut im Regen.

War er ein Held? Ein Bastard? Ein Verräter? Ein Märtyrer?
Die Antwort war: alles, nichts, irgendwas dazwischen.

Widukind wurde keine klare Figur. Er wurde eine verschwommene Gestalt, ein Gesicht, das sich je nach Mund, der es erzählte, veränderte.

Und genau deshalb überlebte er. Denn was fest ist, bricht. Was schwimmt, bleibt.

Manche machten aus ihm einen strahlenden Freiheitskämpfer. Einen Mann ohne Makel, der immer für das Richtige kämpfte, der nie zweifelte, nie irrte, nie verlor.

Doch das war Bullshit.

Widukind war kein Held aus Stein. Er war Fleisch. Er stolperte, er schrie, er verlor. Er führte Männer in Schlachten, die im Blut endeten, weil er zu laut, zu stur, zu stolz war. Er hatte Blut an den Händen – nicht nur das der Franken, auch das eigener Leute, die ihm folgten und starben.

Und trotzdem brauchten sie ihn als Helden. Denn Helden sind sauber, Helden geben Hoffnung. Helden sind leichter zu lieben als Bastarde.

Also wurde er auf Hochglanz poliert: der edle Wolf, der immer wusste, was er tat. Der Held, der für sein Volk kämpfte und nie für sich selbst. Der Mann, der Licht gegen Finsternis stellte, nicht Dreck gegen Dreck.

Widukind hätte drüber gelacht. Laut, rotzend, voller Hohn. „Ein Held? Ich war ein Maulheld, mehr nicht. Ich hab gespuckt, wenn ich keine Waffe hatte. Ich

hab gebrüllt, wenn ich schon verloren war. Nennt das Heldentum, wenn's euch gefällt – mir war's nur Trotz.“

Aber das war das Ding: Manchmal reicht Trotz. Manchmal macht Trotz mehr Eindruck als Sieg. Und daraus wächst ein Held – auch wenn der Mann nie einer war.

So wurde Widukind zum Held, der nie war.

Und gerade das machte ihn unsterblich.

Andere erzählten die Geschichte anders herum. Für sie war Widukind kein Held, sondern ein Verräter.

„Er hat sich taufen lassen,“ spien sie. „Er hat vor Karl gekniet. Er hat den Wolf gezähmt und zum Hund gemacht.“

Und sie erzählten es so, als hätte er in diesem Moment sein Volk verkauft. Als hätte er die Götter verraten, das Blut, die Freiheit.

Aber das war auch Bullshit.

Denn ja, er kniete. Aber er lachte dabei. Ja, er ließ sich Wasser über den Kopf kippen. Aber er spuckte den Priestern ins Maul, mitten in ihrer Show. Ja, er bekam einen neuen Namen. Aber im Volk blieb er Widukind – und kein verdammter Karl.

Ein Verräter? Nein. Ein Gefangener, ja. Ein Mann, der wusste, wann der Kampf verloren war, sicher. Aber einer, der noch im Dreck grinste, wenn alle anderen schon geschwiegen hatten.

Die Leute, die ihn Verräter nannten, wollten einen Märtyrer – einen, der lieber auf dem Scheiterhaufen starb, als zu knien. Aber Widukind war keiner, der still verglühte. Er war einer, der laut weiterfluchte, auch wenn sie ihn in weißen Stoff steckten.

Verrat ist Schweigen. Und Widukind schwieg nie.

Also war er kein Verräter. Er war nur ein Wolf, dem man die Zähne gezogen hatte – der trotzdem noch biss, solange er den Mund aufkriegen konnte.

Hinter all den Geschichten, Liedern und Flüchen war da am Ende doch ein Mann. Kein Held aus Bronze, kein Gespenst aus Liedern – nur ein Mensch mit Hunger, Zorn und Schwächen.

Widukind schwitzte, fror, blutete wie jeder andere. Er brüllte lauter, ja, aber oft, weil er sonst nichts hatte. Er war nicht unbesiegbar – er stolperte, er fiel, er zweifelte. Er war kein ewiger Wolf, sondern einer, der manchmal auch winselte, wenn die Knochen brachen.

Und trotzdem machte ihn genau das echt.

Er war kein Denkmal, sondern Fleisch. Kein Prediger, sondern ein Maul voller Spott. Kein Heiliger, sondern ein Bastard, der sich weigerte, still zu sein.

Vielleicht war das sein größter Sieg: dass er sich nie wirklich zur Maske machen ließ, auch wenn die Welt ihn immer wieder übermalte. Die Kirche wollte den bekehrten Bruder, das Volk den ewigen Helden, die Sieger den gebrochenen Hund. Aber Widukind selbst? Er blieb der Typ, der in der Gosse lag, Blut ausspuckte und grinste: „Scheiß drauf.“

Das war der Mann hinter der Maske. Nicht schön. Nicht rein. Aber echt.

Und genau diese Echtheit machte ihn stärker als jede Statue.

Die Wahrheit ist ein schwacher Hund. Sie verreckt schnell, wenn keiner sie füttert. Die Lüge dagegen frisst sich durch die Jahrhunderte, fett und zäh wie eine Ratte.

Widukind wurde ein Opfer dieser Ratte – oder besser gesagt: er ritt auf ihr.

Die Leute logen ihn größer, als er war. Sie logen Siege, wo er Niederlagen kassiert hatte. Sie logen List, wo nur Zufall war. Sie logen Größe, wo nur Trotz war.

Und verdammt noch mal – es funktionierte.

Denn ein Volk braucht nicht die nackte Wahrheit. Ein Volk braucht Geschichten, die wärmen, wenn die Welt kalt ist. Lügen, die Mut machen, wenn die Wahrheit zu sehr schmerzt.

Widukind selbst hätte das verstanden. Er hätte auf das ganze Theater gespuckt und gleichzeitig gegrinst. „Lügt euch die Welt, wie ihr sie braucht,“ hätte er

gesagt. „Scheißegal, ob ich hundert Männer erschlagen hab oder nur einen – Hauptsache, ihr singt meinen Namen dabei.“

Das ist die Macht der Lüge: Sie schlägt Fakten tot und macht daraus Denkmäler. Sie schreibt Bücher, sie füllt Lieder, sie hält Namen am Leben, die sonst längst verrottet wären.

Und Widukind, ob er's wollte oder nicht, wurde genau durch diese Lügen unsterblich.

Denn kein Mensch lebt ewig. Aber eine gute Lüge schon.

Widukind hätte sich selbst in den Geschichten gehört und den Kopf geschüttelt.

„Zehn Männer mit bloßen Händen erschlagen? Ha! Ich konnte kaum drei Bierkrüge halten, ohne einen fallen zu lassen.“

„Unverwundbar im Kampf? Scheiß drauf, ich hab mehr Narben als ein alter Pflug.“

„Nie gekniet? Ich lag so oft im Dreck, dass ich ihn im Schlaf noch schmecke.“

Und dann hätte er gelacht. Heiser, blutig, voller Spott. Dieses Lachen, das die Franken zur Weißglut brachte und den Sachsen Mut machte.

Denn er wusste: Die Lügen waren größer als er. Aber er wusste auch: Sie waren nützlich. Sie hielten seinen Namen am Leben, machten ihn zu etwas, das die Sieger nicht loswurden.

„Lacht nur,“ hätte er gesagt. „Singt euren Scheiß. Malt mich als Wolf, als Held, als Dämon, was auch immer. Mir egal. Hauptsache, ich verschwinde nicht.“

Und in diesem Lachen lag die Wahrheit. Nicht, dass er wirklich so war, wie sie ihn malten. Sondern dass er es verstand: Legenden sind stärker als Männer.

Also lachte er. Über die Franken, über die Sachsen, über die Chronisten, über die Sänger. Und am meisten lachte er über sich selbst.

Denn er wusste: Er war nie so groß wie die Geschichten. Aber die Geschichten brauchten ihn – und das war genug.

Am Ende war es egal, ob er hundert Siege errang oder hundert Niederlagen kassierte. Egal, ob er Held oder Verräter, Wolf oder Hund, Ketzer oder Bruder war.

Denn die Wahrheit im Mythos lag nicht in den Fakten, sondern im Kern.

Und der Kern war Trotz.

Widukind war der, der nicht schwieg, selbst wenn er am Boden lag. Der, der lachte, selbst mit Blut im Maul. Der, der spuckte, wenn andere knieten.

Das war die Wahrheit, die in den Lügen überlebte. Alles andere – die Zahlen, die Siege, die Niederlagen – war Beiwerk, Rauch, Theater.

Die Menschen brauchten den Mythos, aber der Mythos brauchte die Wahrheit, diesen einen Kern. Ohne ihn wäre er hohl. Mit ihm war er unzerstörbar.

Und so überlebte Widukind nicht als der Mann, den man kannte, sondern als das, wofür er stand. Nicht für Reinheit, nicht für Sieg – sondern für das nackte, dreckige „Nein“, das man selbst im Dreck noch herausbrüllt.

Das war die Wahrheit im Mythos.

Und die reichte, um ewig zu bleiben.

Das letzte Heulen

Die Welt war still geworden.

Die Hörner waren längst verstummt, die Trommeln zerbrochen, die Schilde verrostet. Kein Aufschrei mehr, kein Brüllen, kein Stampfen von Hufen durch die Wälder. Nur Wind, nur Staub, nur das Knarren alter Balken in Hütten, die mehr Erinnerung als Heimat waren.

Die Sieger feierten schon lange andere Schlachten, andere Kronen, andere Reiche. Karl war in den Chroniken vergoldet, sein Name prangte in den Kirchen, seine Priester schwafelten von Größe und Gnade.

Und doch – in der Stille lag ein Rest.

Keiner sah ihn, keiner hörte ihn direkt, aber er war da. Ein Zucken in den Blicken der Alten, ein Murmeln in den Liedern der Frauen, ein Kratzen von Runen in den Staub der Kinder.

Alles andere war Schweigen. Doch dieses Schweigen war nicht leer. Es war schwer, geladen, wie ein Himmel kurz vor dem Sturm.

Denn auch wenn die Welt tat, als sei alles vorbei – Widukind war noch nicht ganz still.

Er lauerte in der Ruhe. Im Schweigen der Welt wartete der Wolf.

Kein Heer mehr hinter ihm. Keine Banner, keine Hörner, keine Männer mit Speeren an seiner Seite. Nur er.

Widukind stand allein, so wie er es immer gehant hatte. Der Boden kalt, die Luft still, der Himmel grau wie Asche. Ein Mann ohne Armee, ohne Land, ohne Sieg.

Aber auch ohne Knie im Staub.

Er war älter geworden, die Knochen schwer, die Muskeln vernarbt. Die Narben erzählten von Niederlagen, nicht von Triumphen. Doch in seinen Augen brannte immer noch etwas – klein, wild, unbezähmbar.

Der Wolf war allein, ja. Aber ein Wolf allein ist immer noch ein Wolf.

Und so grinste er, blutig, schief. „Ihr habt mein Rudel genommen, ihr habt mein Land genommen, ihr habt mir meinen Namen genommen. Aber hier steh ich noch. Und ich hab immer noch Zähne.“

Allein war er – aber das Alleinsein machte ihn größer. Denn er brauchte kein Heer mehr. Er brauchte nur den Trotz, der ihn immer getragen hatte.

Und in der Stille war das genug.

Widukind spürte die Müdigkeit in den Knochen, das Brennen der Jahre, das Gewicht all der Niederlagen. Doch bevor er den Mund hielt, musste er noch einmal tun, was er immer tat: spucken.

Nicht ins Wasser wie bei der Taufe, nicht in den Staub vor dem Schwert, sondern in die Fresse der Sieger – unsichtbar, aber hart.

„Karl,“ murmelte er, „du hast Kronen, Kirchen, Schreiber, die deinen Namen vergolden. Aber ich hab mein Maul. Und solange ich spucke, bist du nie ganz der Sieger.“

Er hustete, Blut lief über seine Lippen, tropfte auf den Boden. Er grinste. „Siehst du? Selbst mein Blut macht mehr Dreck als dein Gold Glanz.“

Er dachte an die Priester, die ihn zum Bruder machen wollten. „Brüder?“ knurrte er. „Ich scheiß auf eure Familie.“

Er dachte an die Franken, die ihn als Trophäe wollten. „Ein Wolf ist keine Trophäe. Ein Wolf ist ein Fluch.“

Und er spuckte. Ein roter Tropfen auf kalter Erde. Klein, unscheinbar. Aber in diesem Tropfen steckte der ganze Trotz eines Volkes, das nicht vergessen wollte.

Das letzte Spucken war kein Akt der Verzweiflung. Es war ein Zeichen. Ein Zeichen, dass er nie verstummte – nicht mal im Sterben.

Die Nacht war still. Kein Wind, kein Vogel, kein Laut außer dem Pochen seines eigenen Herzens. Widukind wusste: Das war der Moment. Nicht für einen Sieg, nicht für eine Schlacht – die waren längst vorbei. Sondern für den letzten Laut.

Er hob den Kopf, trotz der Last in den Knochen, trotz des Bluts, das schwer in der Kehle hing. Er sog die Luft ein, scharf, kalt, und dann brach es aus ihm heraus: ein Heulen.

Es war kein schönes Lied, kein heldenhafter Ruf. Es war rau, brüchig, voller Schmerz, voller Zorn. Ein Laut, der alles trug, was er war: Niederlagen, Spott, Trotz, Blut, Feuer.

Das Heulen schnitt durch die Dunkelheit wie eine rostige Klinge. Es hallte zwischen Bäumen, über Felder, in Hütten hinein, bis Kinder aufhorchten, Frauen die Augen schlossen, Männer die Fäuste ballten.

Die Franken hörten es auch. Manche lachten nervös: „Nur ein Wolf im Wald.“ Andere verstummten, weil sie spürten: Das war kein Tier. Das war etwas Größeres.

Widukind heulte, und es war sein Vermächtnis. Kein Schwert, kein Reich, keine Krone – nur ein Laut, der sich ins Dunkel fraß.

Und in diesem Heulen lag ein Versprechen: dass man ihn nicht begraben konnte, nicht brechen, nicht löschen.

Es war sein letztes Heulen. Aber es klang, als würde es nie enden.

Das Heulen legte sich nicht. Es war raus, aber es blieb hängen, wie Rauch, der nicht verschwinden will.

In den Hütten hörten die Kinder auf zu atmen, die Augen weit, als hätten sie selbst den Wolf gehört. Frauen hielten den Atem an, das Wasser in den Krügen zitterte. Männer nickten stumm, als wäre ein alter Schwur zurückgekehrt.

Weit weg, in den Hallen der Franken, spürten die Wachen ein Frösteln. Einer murmelte: „Nur Wind.“ Aber der andere schüttelte den Kopf: „Nein. Das war er.“

Und Karl, in seinem Palast, drehte sich im Schlaf, schweißnass, weil er das Heulen in seinen Träumen hörte.

Das Echo zog weiter, über Dörfer, Wälder, Flüsse. Es klebte an den Balken der Kirchen, an den Kreuzen, an den Schwertern. Es kroch in die Köpfe der Menschen, so tief, dass es nicht mehr rauszukriegen war.

Es war nicht mehr Widukinds Stimme allein. Es war das Volk, das mitschrie. Es war die Erinnerung, die mitbrüllte. Es war ein Klang, der nicht zu einem Mann gehörte, sondern zu einer Haltung.

Und dieser Nachhall fraß sich in die Zeit.

Ein Mann heult. Ein Volk hört. Eine Legende wächst.

Da war es. Der Moment, an dem ein Mensch aufhört, Mensch zu sein. Widukinds Körper war alt, müde, zerschunden. Doch sein Laut war frisch, wild, roh – und das machte ihn unsterblich.

Denn Körper verrotten. Namen können gestrichen werden. Aber ein Heulen, das in den Köpfen hängt, überlebt alles.

Widukind starb irgendwann, irgendwo. Kein goldener Tod, kein Heldendenkmal, kein Schwert in der Hand. Vielleicht in einer Hütte, vielleicht in Ketten, vielleicht allein. Aber das spielte keine Rolle.

Denn sein Heulen blieb.

Es war in den Liedern der Frauen, die ihre Kinder damit in den Schlaf sangen. Es war in den Fäusten der Männer, die es im Stillen nachhallten ließen. Es war in den Albträumen der Sieger, die ihn nie ganz loswurden.

Und genau da, in diesem Laut, begann seine Unsterblichkeit.

Nicht im Fleisch, nicht in der Krone, nicht im Blut. Sondern im Trotz, der sich in die Seelen fraß wie ein Gift, das nie heilt.

Der Wolf starb. Aber das Heulen wurde geboren – und das konnte niemand töten.

Die Nacht verschluckte alles – die Dörfer, die Wälder, die Flüsse. Doch mitten in dieser Finsternis hing noch ein Laut. Kein Lied, kein Gebet, kein Schrei. Ein Heulen.

Es war Widukinds letztes.

Rau, brüchig, voller Blut und Zorn. Kein schöner Abgesang, sondern ein Laut, der schmerzte wie ein offener Zahn. Aber genau deshalb blieb er hängen.

Die Kinder, die es hörten, würden es weitersagen. Die Frauen würden es in ihre Lieder weben. Die Männer würden es im Stillen mit den Zähnen nachahmen. Und die Sieger – sie würden es in ihren Träumen wieder und wieder hören, bis ihr eigener Glanz zerbrach.

Widukind war tot, ja. Aber sein letztes Heulen lebte. Es kroch in die Jahrhunderte, biss sich fest in jede Generation, die kam.

Und solange irgendwo einer die Faust ballte, solange irgendwo einer im Staub spuckte, solange irgendwo einer nicht kniete – solange hallte es.

Ein Wolf heult nicht, um den Mond zu fressen. Ein Wolf heult, um nicht zu verschwinden.

Und Widukinds letztes Heulen verschwand nie.

Es lebt. Heute. Morgen. Immer.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025